BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1909
bd.11

in Cities Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Beschwerden. erweitert die Brust!
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.
Man verlange illustrierte Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vor kurzem erschien in unserem Verlage:

Die armen Reichen. Roman von **Rudolph Stratz.** 270 Seiten. Mit vierfarbigem Umschlag und 16 Illustrationen von Oskar Bluhm.

Geheftet u. beschnitten 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Von **Rudolph Stratz** erschienen ferner:

Du und ich. Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustr. von F. v. Reznicek. Geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Der Stern von Angora. Illustr. von Paul Hey. Geh. 1 Mark, geb. 2 Mark.

Samum. Illustr. von Chr. Speyer. Geh. 1 Mark, geb. 2 Mark.

Vorbei. Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustr. von C. Münch. Geh. 1 M., geb. 2 M.

Die Hand der Fatme. Mit 32 Illustrationen. Geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Wundes Wild. Vier Erzählungen mit Illustrationen. Geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.

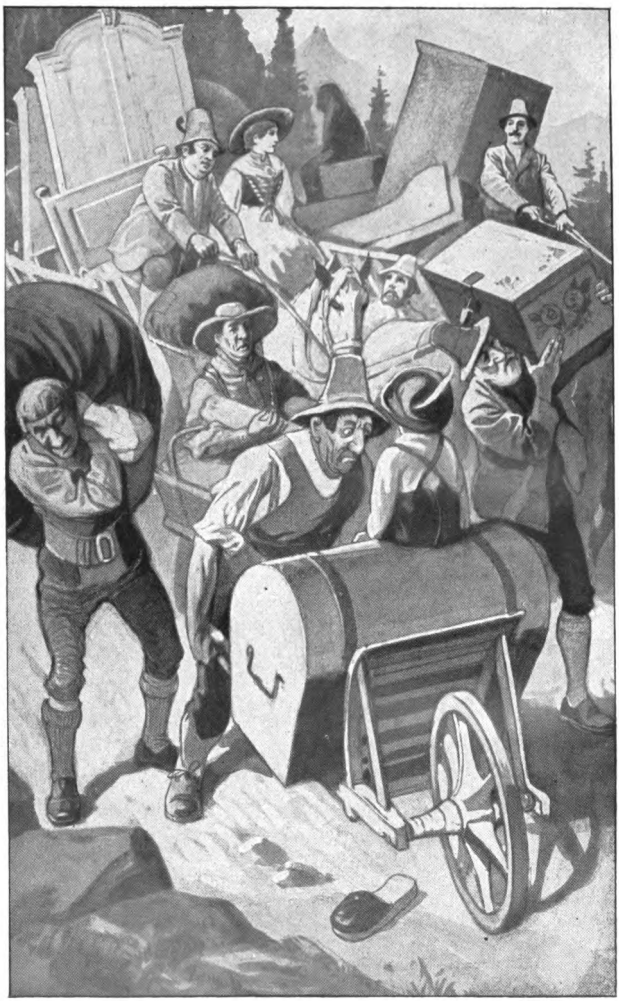
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Nordpol zum Äquator. Populäre Vorträge von Dr. A. E. Brehm.
Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. a. Elegant geb. 12 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wiſſens



Zu der Erzählung „Die Flucht" von Karl Bienenſtein. (S. 95)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wiſſens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendſten Schriftſteller
und Gelehrten
ſowie zahlreichen Illuſtrationen

Jahrgang 1909. Elfter Band

Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS,CLS
ARR.9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zwei Ehen. Roman von Erich Ebenstein (Fortsetzung und Schluß)	5
Richtet nicht! Roman von Artur Winckler-Tannenberg	30
Die Flucht. Eine beinahe buchstäblich wahre Geschichte von Karl Bienenstein. Mit Bildern von Richard Mahn.	81
Paradies und Hölle. Eine Wanderung durch Monaco. Von E. E. Weber. Mit 10 Bildern.	108
Geschieden. Novelle von Lenore Pany	122
Serbien und seine Helden. Von R. Zollinger. Mit 10 Bildern.	166
Aus einer schwarzen Sommerfrische. Tagebuchblätter eines jungen Mädchens. Von W. Harb	184
Was ein Kamel leisten kann. Von W. Helmuth. Mit 6 Bildern.	193
Mannigfaltiges:	
Heirat auf Befehl	209
Neue Erfindungen:	
I. Der Rasierapparat „Brosy“. Mit Bild.	211
II. Trinkbecher aus Eis. Mit 2 Bildern.	213
Lange Trauer	216
Eine barmherzige Seele	216
Die Wolfshaut	217
Ein geographischer Irrtum	219

Seite

Tintenfische als Schatzheber 220
Der Sammelspecht 221
Ein neuer Operationsanzug 222
Mit Bild.
Jugendliebe 224
Die sicherste Methode 224
Das Johanniswürmchen als Feind 225
Ein gefährlicher Sport 226
Mit 2 Bildern.
Entlohnung und Haftpflicht der Ärzte vor viertausend Jahren 229
Urahn und Urenkel 230
Die Einführung der Lokomotivpfeife 230
Die Zollrevision 231
Eine sonderbare Zeitung 232
Cholera und Pest 233
Mit 2 Bildern.
Vom Amazonenstrom 236
Ein Märtyrer der Fuchsjagd 237
Afrikanische Küche 238
Eine gefährliche Ordonnanz 238
Ein Riesenbegräbnis auf Formosa 239
Der Realismus auf der Bühne 240
Zarte Aufmunterung 240

Zwei Ehen.

Roman von Erich Ebenſtein.

(Fortſetzung und Schluß.) ▽ (Nachdruck verboten.)

21.

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht weiterſprechen. Sollte ſie ihm alles ſagen, was ſie dachte? Ach, der arme Junge war ja ſo ſchon ganz verſtört vor Schreck. Totenbleich ſaß er im Fenſterwinkel der Wohnſtube und ſtarrte abweſend vor ſich hin.

Gleich darauf aber erſchrak ſie furchtbar. Als ſie ſchwieg, drehte Heinz langſam den Kopf und ſah ſie ſonderbar an.

„Du ſchriebſt mir, Mutter, daß Erika ſich leidenſchaftlich dem Sport hingäbe. Wie übertrieben — das hörte ich erſt jetzt vom Vater. Warum habt ihr ſie nicht zurückgehalten?“

„Wir ahnten doch nicht, wie es um ſie ſtand, daß ſie wieder Mutterfreuden zu erwarten habe. Kein Menſch hätte auf dieſe Vermutung kommen können, erſt nach dem böſen Fall damals vor acht Tagen —“

Seine hellen Augen nahmen einen harten Ausdruck an, und ſeine Stimme klang plötzlich rauh. „Du haſt recht, Mutter. Aber ſie — ſie ſelbſt muß es doch gewußt haben!“

Die Forſträtin wurde beinahe ſo bleich wie ihr Sohn. Da war es, das ſchreckliche Wort, worüber ſie

seit zwei Tagen immer nachgrübelte, und das sie sich um die Welt nicht getraut hätte auszusprechen. Sie blieb auch jetzt zuerst stumm. Als sie aber einen scheuen Blick auf ihres Jungen gequälte Züge geworfen hatte, eilte sie plötzlich zu ihm hin und streichelte seinen Kopf und drückte ihn zärtlich an ihre Brust, wie sie es einst mit dem kleinen Jungen gemacht hatte. „Heinz — Heinzelmann, du mußt nicht so versteinert vor dich hin starren! Es ist ja ein schreckliches Unglück — besonders jetzt, nachdem ihr erst Trudchen verloren habt, aber wer weiß — der Arzt kann sich ja doch auch irren, sie ist noch so jung, vielleicht wird doch noch alles gut — gewiß wird alles wieder gut werden!"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Mutter, es wird nichts mehr gut in einem solchen Fall — selbst wenn sie sich erholen würde. Sie muß es längst gewußt haben, daß uns das Schicksal einen Ersatz für Trudchen zugedacht hat, aber sie hat geschwiegen, sie handelte mit vollem Bewußtsein, mit voller Absicht." Er ballte zornig die Hände. In seinen Augen flimmerte etwas Gereiztes auf. Und dann brach das aus ihm heraus, was wie eine ätzende Säure an seinem Leben fraß. „Nimm sie nicht in Schutz, Mutter! Sprich kein Wort zu ihren Gunsten!" rief er leidenschaftlich. „Du weißt nicht, wie elend sie mich gemacht hat! Du weißt nicht, was für eine Frau das ist! — Frau? Nein! Eine seelenlose Maschine, eine Puppe, ein — jawohl, ein Ungeheuer! Was war sie? Gattin? Freundin? Kameradin? Nichts! Nicht einmal Hausfrau. Nicht einmal Wirtschafterin. Keine gute Tochter, keine — das ist das Furchtbarste an ihr — keine Mutter! — Sie putzte sich, machte Besuche und lud Gäste ein. Was war ihr Ziel im Leben? Eine Rolle zu spielen in dem Kreis, welchen ein Zufall ihr erschloß. — Und ich? Was war

ich ihr denn? Hat sie es mir nicht hundertmal klipp und klar ins Gesicht gesagt: der Weg nur zu dem, was sie ‚Leben' nannte! Die Zitrone, die man auspreßt, der Mohr, der gehen konnte, wenn er seine Schuldigkeit getan, wenn er sein Bestes in sich unterdrückt, wenn er Geld und Ansehen und Ruhm genug besorgt hat —"

Er war aufgesprungen und rannte außer sich im Zimmer auf und nieder. Es war etwas Besinnungsloses, alle Schranken Überflutendes in seinem Gebaren, das die Forsträtin sprachlos vor Entsetzen machte.

So furchtbar elend stand es um ihren Jungen? Erst jetzt begriff sie, wieviel er vor ihr verheimlicht hatte. Aber war es möglich, daß Erika, daß eine Frau wirklich so war, wie er sie jetzt sah?

Die alte Dame zitterte am ganzen Leibe. Dann versuchte sie ihn zu beruhigen. „Besinne dich doch, Heinz! Die Ungerechtigkeit macht dich blind. Erika war ein so gutes, wohlerzogenes Mädchen, sie kann doch nicht —"

Ein bitteres Auflachen des Sohnes unterbrach sie. „Ein wohlerzogenes Mädchen!" höhnte er. „Jawohl, das war sie. Das war der Köder, auf den so viele gehen. Wohlerzogen, häuslich, bescheiden! Sagtet ihr nicht alle so? Glaubte ich's nicht selber? Aber was wissen wir denn alle von den verborgenen Gedanken, die in solch einem ‚wohlerzogenen' Mädchen schlummern? Von dem, was ihr eigentliches Wesen ist, das erst frei wird in der Ehe, das erst aufschießt in der errungenen Freiheit? Man spricht immer davon, daß der Mann das Weib verdirbt und ausnützt. Warum spricht niemand von den ‚tadellosen' Frauen, die den Mann in die Wüste führen, in die dürrste, trostloseste Wüste selbstsüchtiger Gefühllosigkeit?"

Er strich sich über die erhitzte Stirn, auf der große

Schweißtropfen standen. Eine Erinnerung war jäh in ihm aufgeblitzt.

„Eine, der ihr mißtraut habt," murmelte er gequält, „sagte einst: ‚Die Ehe ist der Notbehelf träger Frauen.' Wie recht hatte sie! Frauen, die zu träge sind, um aus Pflichten ein Glück zu zimmern, die flüchten in die Ehe — in eine solche Ehe, wie ich sie führen mußte mit dieser Frau."

Plötzlich wurde seine Stimme weich, der wilde Zorn verglomm, etwas Träumerisches breitete sich über seine Züge. Es war, als blickten seine Augen nach innen, als hielte er Zwiesprache mit sich selbst.

„Wie geknebelt liegst du zu Boden, meine arme Seele, und hast doch einst von so hohen Dingen geträumt, von einer Ehe, die heilig ist, vom Weib, daß es ein Symbol erhabener Dinge sei! Hast du's vergessen? Laß dich nicht weiterknebeln, es gibt auch Frauen, in welchen eine andere, bessere Seele schlummert. Warum hast du dir deine Augen einst blind machen lassen dafür —"

Die Forsträtin stand plötzlich so hoch aufgerichtet, als es ihrer kleinen Gestalt möglich war, vor ihm und blickte ihn beschwörend an. „Junge," stammelte sie, „laß das! Es taugt nicht, rückwärts zu schauen! Drüben liegt dein Weib auf den Tod krank, wie kannst du da jetzt —"

Er erwiderte ihren Blick voll Ruhe. „Wie ich an Maja denken kann? Meinst du das, Mutter?"

Sie nickte. „Auch du hast unrecht getan," sagte sie. „Es war die rechte Liebe nicht, die dich zu Erika führte. Vielleicht, wenn du ihr in Liebe entgegengekommen wärest —"

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin's! Wie oft, Mutter, wie oft! Aber keine Liebe der Welt hätte diese Frau

erwärmen oder rühren können. Nein — ich habe mir keinen Vorwurf zu machen."

„Und jetzt" — die Stimme der Forsträtin klang angstvoll — „denkst du immer noch daran, du liebst Maja immer noch?"

Ein heller Strahl brach aus seinen Augen. „Ja, Mutter. So wie man etwas Strahlendes, Fernes, Unerreichbares liebt — ohne Wunsch. Ist das unrecht? Sieh, wenn ich manchmal in all dem Wust von Kleinlichkeit, Kälte und Niedrigkeit zusammenzubrechen drohte, dann dachte ich an Maja und nahm dann mein Kreuz willig auf mich, wie sie das ihre. Dies Kreuz, das uns allein noch gemeinsam verblieb aus einem verpfuschten Leben."

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß der Forstrat schon vor einer Weile das Zimmer betreten hatte. Er stand an der Tür, und seine hellen Augen, die mit dem Ausdruck unsäglicher Liebe an dem Sohn hingen, hatten einen trüben Schein bekommen. Jetzt trat er zu Heinz. „Komm, Junge, wir wollen hinaus ins Freie. Draußen will's Frühling werden, da wollen wir nach den Palmkätzchen sehen wie einst, als du noch in kurzen Hosen neben mir her liefest. Weißt du's noch? Mutter hatte stets ihre Freude daran, wenn wir ihr die ersten brachten."

Heinz atmete auf. „Ja, Vater, du hast recht — hinaus, fort, sich recht müde laufen. Wie wohl das tun wird!"

Die Forsträtin blickte unsicher von einem zum anderen. „Aber Erika weiß, daß Heinz da ist. Wenn sie nun nach ihm verlangt?"

Heinz schwieg unschlüssig.

Der Forstrat aber sagte finster: „Laß das! Sie wird nicht nach ihm verlangen. Ihre Mutter kam

eben aus dem Krankenzimmer und flüsterte mir schluchzend zu, daß Erika, soweit ihr das wilde Fieber Kraft lasse dazu, nur ihrem Zorn Luft mache gegen Heinz und gegen die Ehe. Immer schreie sie: ‚Wenn ich nur reich gewesen wäre, daß ich nicht hätte heiraten müssen! — Wie schön hätte ich mir das Leben eingerichtet! — Verpatzt — verpatzt!‘ Es ist schrecklich, das aus dem Munde einer Frau zu hören. Mir tut nur die alte Frau Brand leid, sie schämt sich halb zu Tode für ihr Kind.“

Heinz sah seine Mutter an. Sie hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und sah totenbleich aus. Er wußte nicht, war es Mitleid mit ihm oder Scham für ihr Geschlecht.

Stumm drückte er ihr die Hand. Dann folgte er seinem Vater.

— — — — — — — — — — — — —

Der Forstrat hatte recht behalten. Erika verlangte nicht mehr nach ihrem Gatten. In den wilden Fieberdelirien, welche mit Anfällen hoffnungsloser Schwäche wechselten, machte sich nichts anderes bei ihr geltend als ein blinder, ungerechter Haß gegen ihn.

Drei Tage später taumelte Frau Brand, welche bis zur Unkenntlichkeit gealtert war, Abends in das Wohnzimmer hinüber, wo Thursens schweigsam und gedrückt beisammen saßen. Ihr Gesicht war weiß wie Schnee, ihre Augen hatten einen brennenden, irren Glanz, den keine Träne linderte.

„Sie ist tot!“ sagte sie und sank neben Heinz auf einen Stuhl. Gleich darauf streichelte sie seine Hand. „Vergib ihr,“ murmelte sie, „sie hat viel an dir gesündigt, aber nun ist sie ja — tot. Ich, die eigene Mutter, muß sagen: es ist am besten so!“

Erschüttert legte er den Arm um die Bebende.

Worte fand er keine. Ja, es war am besten so. Nach dem, was geschehen war, hätte keine Macht der Welt mehr ein erträgliches Einvernehmen zwischen ihnen schaffen können.

Sie war sehr schön als Leiche zwischen all den zarten blassen Frühlingsblumen, die man um sie herum aufgehäuft hatte. Ganz Fichtenau kam, um Erika zu bewundern und ihr tragisches Schicksal zu beklagen.

Hin und wieder streifte ein scheuer Blick den jungen Witwer, der bleich und tränenlos dastand.

„Was muß er leiden!“ flüsterten die Leute.

Ja, er litt. Jetzt, wo sie tot war, dachte er milder über sie. Mit dem großen Verstehen, das uns an Totenbetten zuweilen jäh überkommt, hatte er sich die Frage vorgelegt: Konnte sie dafür, daß sie war, wie die Natur sie schuf? Und warst du auch der rechte Mann für sie? Gibt es nicht Tausende von Männern, die in der Frau nicht mehr suchen, als eine Erika Brand geben konnte?

Arme Erika! Warum geriet sie nicht an einen Mann, der das Leben nahm wie sie — als Karnevalsvergnügen.

Beim Klang der Osterglocken senkte man sie in die Fichtenauer Erde. Hart neben dem Grab ihres lebenslustigen, großtuerischen Vaters, von dem sie so viele Züge besessen hatte.

Heinz kehrte nicht nach Wien zurück. Frau Brand wurde gebeten, die Wohnung in der Florianigasse aufzulösen und alles bis auf die Bücher und wenige Erinnerungsgegenstände, die Heinz genau bezeichnete, zu verkaufen. Er selbst kam um Urlaub für die Dauer eines Jahres ein. Er wollte zunächst nach Indien gehen und dann ein wissenschaftliches Werk schreiben, zu dem er bereits seit langem Material zusammenstellte.

Als er an einem stürmischen Märztage in Peyer-

bach den Schnellzug bestieg, um sich nach Fiume zu begeben, wo er sich auf einem Indienfahrer einschiffen wollte, traf er mit der Gräfin Daisy v. Kreutzen zusammen.

Sie fuhr nach Steiermark, in das ersehnte Kloster. Er hätte sie kaum wiedererkannt, so schlicht sah sie aus in dem dunklen Wollkleid. Aber wie glücklich strahlten ihre großen, dunklen Augen!

Wieder empfand er heimlich Neid dabei.

Sie fuhr einem neuen Leben entgegen. Er — er schleppte die Trümmer des alten hinaus in die weite Welt.

22.

Wieder blühten draußen in den Wäldern und auf den Wiesen die ersten Frühlingsblumen. In den Gärten der Großstadt breitete das junge Grün lichte Schleier über den Rasen, die Knospen der Kastanien schwollen zu großen, braunglänzenden Knoten an, und in das Gezwitscher der Spatzen mischte sich süßer Nachtigallensang.

Die Luft war lau und duftend, voll goldiger Farben am Morgen, voll zarter Bläue am Mittag, geheimnisvoll purpurn am späten Abend, wenn leise Stern um Stern am Himmel aufflammte.

Jetzt war es Morgen. Maja hatte beide Fenster im Wohnzimmer geöffnet und den Frühstückstisch an eines derselben gerückt. Das Atelier im Garten war seit Wochen geschlossen, der Bildhauer weilte an der Riviera. So konnte man sich unbeobachtet des Frühlings freuen.

Vor zwei Tagen waren die weißen Tazetten aufgeblüht in ihren ovalen Beeten zu beiden Seiten des Weges, heute über Nacht das kleine Pfirsichspalier an der Ateliermauer. Schräg dahinter blühte ein alter knorriger Kirschbaum.

Das sah so duftig und froh aus. Horace Lyon konnte nicht müde werden, in das Blütenmeer zu sehen und die weiche, laue Luft in durstigen Zügen einzuatmen.

Oder sah er die weiße Pracht gar nicht? Seine zitternden Hände hielten die Zeitung. Zuweilen irrte sein Blick von draußen ab und glitt über eine Notiz hin, die er nun wohl schon zehnmal gelesen hatte — und immer wieder las.

Einmal streifte sein Blick dabei auch Maja. Sie lag in ihrem Sessel ihm gegenüber, die Hände im Schoß gefaltet, die dunklen Augen träumerisch auf die runde Kuppel des Ateliers gerichtet.

Um den im Sonnenschein funkelnden Knauf der Kuppel kreiste unermüdlich ein Schwalbenpaar.

Suchten sie etwas? Wollten sie etwas? Maja schloß blinzelnd die Augen. Der immerwährend im Kreis sich bewegende Flug der Vögel machte sie nervös. Überhaupt —. der Frühling! Er macht nervös, müde, schlaff —

Sie hatte schlecht geschlafen. Irgendwo im Garten hatte eine Nachtigall gesungen. Dann rauschte wieder der Wind leise in den sich belaubenden Bäumen.

„Ich will das Fenster schließen heute nacht," dachte sie beklommen. Plötzlich ärgerte sie sich über sich selbst, richtete sich auf, rieb sich die Augen und lächelte ihren Gatten an.

„Nun, Horace, du wirst ja heute gar nicht fertig mit deiner Zeitung! Gibt's etwas Neues am politischen Horizont?"

Er legte die Zeitung beiseite und fuhr sich über die Stirn. Dann antwortete er, sie ruhig und freundlich ansehend: „Am politischen Horizont nicht. Aber sonst gibt es allerhand Neuigkeiten. Da ist zum Beispiel

ein neues Werk erschienen, das ich lebhaft wünschen würde, bald kennen zu lernen — ‚Die stumme Sprache der Jahrtausende'. Es behandelt, soviel ich aus der Besprechung entnehmen kann, zumeist indische Baudenkmäler und soll eine Fülle neuer Gedanken enthalten. Nun — du begreifst, mein Herz — ich war in Indien, ich finde da gewiß eine Menge alter Bekannter, außerdem zog mich die Sprachforschung immer an. Es wird mir ein besonderer, in der Tat ein ganz besonderer Genuß sein, das Werk zu studieren."

Irgend etwas in seinem Ton befremdete Maja. Er pflegte sonst überhaupt nicht so weitschweifig zu werden. Das Werk mußte ihm wirklich am Herzen liegen. Sie lächelte ihm mit neckischer Zärtlichkeit zu. „Wie hübsch mir das vorkommt, wenn du dich so für eine Sache begeisterst, Horace! Es ist das ewig Junge in deiner Seele, das mich immer entzückt und froh macht. Ich bilde mir dann ein, dein Leben könne trotz der vielen äußeren Freuden, die ihm fehlen, doch nie arm sein. Wer sich begeistern kann, ist immer reich."

Seine früher so kalten Augen, die seit zwei Jahren etwas merkwürdig Vertieftes, Belebtes bekommen hatten, ruhten mild auf ihr. „Du liebe, süße Törin, wie kannst du auf den Gedanken kommen, mein Leben arm zu nennen? Überschüttest du mich nicht seit zwei Jahren mit einer solchen Fülle von Glück, daß kein König der Erde reicher sein kann?"

„Bist du wirklich glücklich, Horace, ganz glücklich?"

Sie war aufgestanden und hatte sich auf ihren Lieblingsplatz, den Fußtritt seines Rollstuhls, hingekauert. So sah sie zu ihm auf, begierig auf das Wort, das sie alles andere vergessen ließ und immer von neuem glücklich machte.

Ihre schlanken, weißen Finger glitten spielend über

seine durchsichtigen Hände hin. Der Frühlingswind bewegte die dunklen, duftigen Wellen ihres reichen Haares, und ohne daß sie es wußte, lag ein Abglanz des Frühlings in ihrem Blick, des Frühlings, der voll Jugend, Leben und treibender Kräfte war. Sie ahnte nichts von dem schreienden Gegensatz zwischen ihr und — ihm.

Er aber, der nie aufgehört hatte, daran zu denken, empfand ihn heute mit so grausamer Schärfe wie nie zuvor. Stumm sah er auf sie nieder.

„Nun," schmollte sie, „ich glaube gar, du willst mir die Antwort schuldig bleiben! Bist du am Ende doch nicht glücklich, Horace?"

Sie sprach mit der rührenden Zaghaftigkeit eines Kindes. Ach — niemand wußte besser als Horace Lyon, daß sie in vielen Stücken überhaupt ganz Kind war.

Er beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn. „Aber, Liebling, muß ich es dir denn jeden Tag wiederholen, daß du mir ein so vollkommenes Glück bereitet hast, daß es für ein ganzes Menschenleben ausreichen würde. Alles, was mir das Schicksal nahm, hätte ich für einen einzigen Tag davon hingegeben. Und ich habe es zwei Jahre genossen — zwei volle Jahre!"

„Und wirst es hoffentlich noch zwanzig Jahre dazu genießen."

„Würdest du das wirklich wünschen, Maja?"

Sie sah ihn verwundert an. „Aber Horace, siehst du denn nicht, wie froh es mich macht, dich zufrieden zu sehen? Es ist doch alles, was ich habe auf Erden — alles, was ich wünsche."

Er sah sie grübelnd an. Unbewußt drängte sich eine Frage über seine Lippen. „Bist du auch glücklich, ganz glücklich?" Ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er hastig in verändertem Ton fort: „Wir sind

wirklich manchmal töricht wie Kinder. Wir sprachen doch von dem neuen Buch. Wirst du so gut sein, es mir zu besorgen?"

„Noch heute vormittag, wenn ich von der Stunde bei Onkens heimkehre. Von wem ist es denn?"

„Von — Heinz Thursen. Du weißt doch, daß er seit acht Tagen wieder in Wien ist?"

„Das wußte ich nicht," murmelte Maja aufstehend. „Von Thursen also!"

Er beobachtete sie scharf. Sie war nicht erblaßt, ihre Stimme klang ruhig und gleichgültig. Dennoch war eine Veränderung mit ihr vorgegangen, der harmlose Ausdruck war aus ihren Augen gewichen.

Die da jetzt still und eifrig den Tisch abräumte, eine rote Plüschdecke darüber breitete, ein Buch vor Lyon hinlegte und die Schale mit den gelben Narzissen daneben stellte, war kein harmloses Kind mehr, sondern ein ernstes Weib.

Das Mädchen trat ein, um das Frühstücksgeschirr zu holen. Nachdem sie wieder gegangen, holte Maja ihres Gatten silbernes Zigarettenetui und legte es mit der Streichholzschachtel auf den Tisch. Einen Augenblick blieb sie unschlüssig inmitten des Zimmers stehen, zerstreut auf die Uhr sehend. Dann griff sie nach ihrem Hut, der bereits zurechtgelegt auf dem Spiegeltische lag. „Es ist Zeit, daß ich gehe," sagte sie. „Das Buch werde ich also besorgen. Wünschest du sonst noch etwas, Horace?"

Er betrachtete sie, wie sie vor dem Spiegel stand und die langen Nadeln durch Hut und Haar steckte. Ihre Brauen waren etwas zusammengezogen, die feinen Lippen fest aufeinandergepreßt.

Plötzlich sagte er langsam: „Weißt du, daß mir da eben ein guter Gedanke kam? Wir wollen Thursen

einmal bitten, uns zu besuchen. So ein gemütliches Plauderstündchen am Abend wäre herrlich. Was muß er alles zu erzählen wissen — von Indien und auch sonst. Außerdem ist er ganz allein. Es wird ihn vielleicht freuen, einmal mit alten Freunden beisammen zu sein."

Eine von Majas Hutnadeln fiel klirrend zu Boden. Sie bückte sich rasch danach. Als ihr Gesicht sich dann dem Gatten zukehrte, lag ein nervöser, fast zorniger Ausdruck darin. „Ich bitte dich, Horace — welche Idee!" sagte sie schärfer, als sie bisher gesprochen hatte. „Wir sind doch keine alten Freunde mehr von ihm — es wäre aufdringlich."

„Das sehe ich nicht ein. Er gehörte doch in deiner Mädchenzeit zu jenen, welche am häufigsten deine Gesellschaft suchten, und ich — je nun, ich befreundete mich damals recht warm mit ihm. Übrigens braucht es dies gar nicht, mein Interesse für Indien und Thursens neues Werk würden vollauf genügen."

„Aber ich will nicht — hörst du, Horace, ich will nicht! Du hast doch sonst immer auf meine Wünsche Rücksicht genommen. Unsere Abende zu zweien sind so schön, ich bin immer müde dann, wenn man den ganzen Tag unterrichtet — begreifst du denn nicht? Wozu sich dann noch Gäste aufhalsen?"

Er begriff nur zu gut. Aber es änderte nichts an seinem Entschluß, den er zum ersten Male gegen ihren Willen aufrecht hielt. „Es handelt sich nur um ein einziges Mal, Maja, ich verspreche es dir. Sei lieb! Bringe mir dies Opfer! Ja — willst du?"

Sie starrte finster und gequält zu Boden. Zum ersten Male im Leben begriff sie ihn nicht. Ahnte er denn nicht, was er von ihr begehrte? War es eine Laune? Langweilte er sich? Oder — das Blut stieg ihr heiß ins Gesicht — wollte er sie prüfen?

Sie warf den Kopf zurück. „Wir sprechen noch darüber. Jetzt muß ich gehen — es ist die höchste Zeit.“

Kühler als sonst küßte sie flüchtig seine Stirn. „Auf Wiedersehen, Horace!“

Er saß lange regungslos in seinem Stuhl und blickte in den blühenden Frühling hinaus. Dann klingelte er dem Diener und ließ sich Schreibzeug bringen. Er schrieb zwei Briefe, einen sehr langen an Lady Asher nach Rosehill und ein kurzes Billett an Heinz Thursen.

Der Vormittag wurde ihm sehr lang diesmal. Es war der einzige Tag in der Woche, an dem Maja auswärts Stunden gab. Sonst hörte er ihre liebe Stimme stets im Nebenzimmer, wo sie zu unterrichten pflegte.

Ihm dünkte, als habe er sie nie so sehr vermißt als gerade heute. Der Diener war fort mit den Briefen. Draußen sangen die Amseln, kreisten noch immer die Schwalben, duftete der Frühling.

Dieser Frühling, der kein lachendes Jauchzen mehr im Herzen des einsamen Mannes weckte, sondern nur eine grenzenlos schwermütige Trauer.

— — — — — — — — — — — — —

Heinz Thursen las in wachsender Erregung die so beredten Schlußworte des Briefes, den man ihm soeben gebracht hatte: „Ich weiß, Sie werden einem alten kranken Manne seine sehnsüchtige Bitte nicht abschlagen und werden kommen. Wenn möglich noch heute.“

Was sollte das heißen? Was fiel dem Lord ein? War er seines Weibes so sicher? Oder wollte er sich weiden an ihren Qualen? Oder war die Einladung das Werk eines ahnungslosen, kindischen Greises?

Wie dem auch sein mochte, eines stand fest bei Heinz: hingehen würde er nicht, denn niemals würde

er Maja mit gleichgültigen Gefühlen entgegentreten können.

So dankte er hastig mit ein paar Worten und entschuldigte sich mit Arbeitsüberhäufung.

Zwei Tage später, als er die Universität verließ, wäre er fast an einen Rollstuhl angerannt, der wartend vor dem Tor stand. Er erkannte Lord Lyon. Auszuweichen war es zu spät. Es lag auch etwas so Inniges, fast demütig Bittendes in dem mageren, knochigen Gesicht Lyons, daß Heinz ihm in Gedanken jeden häßlichen Verdacht abbat.

Sie machten dann den Heimweg nach Thursens Wohnung gemeinsam. Langsam schob der Diener den auf Gummirädern rollenden Stuhl neben Heinz her. Von dem Gespräch, das in englischer Sprache geführt wurde, verstand er nichts. Es enthielt auch nichts Besonderes. Man sprach fast nur von Indien, das Horace genau kannte und für das er zeitlebens eine große Vorliebe besessen hatte. Majas Name wurde gar nicht genannt.

Um so dringender wiederholte Lyon seine Einladung. Heinz zögerte noch. Dann erschien ihm aber sein Zögern kindisch und albern. Mußte es nicht geradezu des armen Lyon Befremden wecken? Wozu ihn beunruhigen durch Versagen einer solchen Bitte?

So sagte er schließlich zu.

Ein seltsamer Schimmer glitt über Lyons Gesicht. Er drückte Heinz die Hand. „Sie kommen also noch heute? Bestimmt?“

„Gerne, wenn Sie es wünschen, Mylord.“

23.

Am Nachmittag hatte Maja eine Besorgung in der inneren Stadt zu machen und kehrte gegen Abend heim.

Eine ganze Last blühender Zweige und Blumen im Arm, betrat sie das Wohnzimmer und — blieb wie erstarrt stehen.

Am offenen Fenster, durch welches die letzten Schimmer des Tages hereinfielen, saß neben ihrem Gatten Heinz Thursen.

Verlegen erhob er sich bei ihrem Eintritt, um ihr entgegenzutreten.

Maja faßte sich indessen rasch. Sie grüßte ihn freundlich, aber mit einer sehr bestimmt zum Ausdruck gebrachten Förmlichkeit, als wolle sie damit ein für allemal den Ton oberflächlicher Bekanntschaft zwischen ihnen feststellen.

Heinz atmete heimlich auf. Er hatte vor dieser Minute seit Stunden gezittert. Nun schien ihm das Beisammensein weit weniger schwer, als er gedacht.

Maja beschäftigte sich ausschließlich mit ihrem Gatten, beteiligte sich fast gar nicht am Gespräch und verschwand zuweilen für längere Zeit im Nebenzimmer.

Auch später bei Tisch blieb sie eine meist schweigsame Zuhörerin. Dennoch empfand sowohl sie als Heinz das Beisammensein allmählich als eine peinliche Qual. Vor beiden stand jene Stunde am Sarge des Kindes. Sie achteten ängstlich auf jeden Blick, jedes Wort und ahnten nicht, daß ihre Stimmen von Viertelstunde zu Viertelstunde fremder klangen, daß die Qual, welche sie empfanden, sich in ihren Augen verriet und ihre Hände beben machte.

Horace sah alles. Aber eine seltsame Ruhe strahlte aus seinen Augen, und das Lächeln, welches um seine Lippen lag, schien nie zufriedener gewesen zu sein.

Ein Seufzer namenloser Erleichterung hob Majas Brust, als gegen zehn Uhr Heinz sich verabschiedete.

„Nun — war es nicht nett?“ fragte Horace, Maja freundlich ansehend, als sie wieder allein waren.

Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Was Professor Thursen erzählte, mag ja ganz interessant sein, doch liegt mir Indien recht fern.“

Da hob er plötzlich den Blick voll zu ihr auf und blickte sie traurig an. „Warum bist du nicht ehrlich zu deinem besten Freunde?“

Einen Augenblick stand sie wie erstarrt. Dann schoß ihr das Blut jäh in die Schläfen, und mit einem stöhnenden Laut sank sie vor ihm in die Kniee, ihren Kopf an seiner Brust bergend, wie damals nach jener ersten Gesellschaft bei Kreutzens.

„Vergib!“ stammelte sie schluchzend. „Ich will ja nichts — ich schwöre dir, daß ich nichts will als dich — dich!“

Er streichelte sanft ihr Haar. „Meinst du, ich wüßte das nicht?“

Eine lange Pause trat ein. Maja weinte still vor sich hin. Plötzlich hob sie den Kopf und stieß heftig heraus: „Wenn du mich je geliebt hast, Horace, dann erfülle mir eine Bitte. Lady Asher hat uns nach Rosehill eingeladen. Sie ist leidend und geht nicht zur Saison nach London — laß uns nach Rosehill gehen! Denke nur an die Bank unter den Zedern, wo man das Meer von ferne rauschen hört, wo jetzt der Duft von Millionen Rosen darüber hinstreichen muß! Dort ist Frieden! Dort ist Ruhe! Dort wollen wir beide wieder sitzen — du und ich ganz allein, Horace! Ja, willst du?“

Er streichelte noch immer ihr Haar. In demselben sanften, zärtlichen Ton wie vorhin antwortete er: „Gewiß, Maja, sollst du nach Rosehill. Ich schrieb bereits deshalb an Lady Asher. Und nun sieh mich an wie

sonst — mit dem alten, lieben Lächeln, Maja, aus dem ich lese, daß du zufrieden bist mit mir."

Sie blickte auf und versuchte zu lächeln. Aber es war ein armes, zitterndes Lächeln, das scheu um ihre Lippen irrte. Er mußte an die Möwen denken, die sich einst im Gewittersturm verirrt hatten und in zuckendem Flug die Heimat wieder suchten.

— — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tag — es war ein Sonntag — bat er sie, nach Hütteldorf zu einer ihrer Lieblingsschülerinnen zu gehen, deren Eltern eine Villa dort besaßen, und die Maja schon lange eingeladen hatten.

Sie wollte nicht gehen.

Er aber bestand darauf. „Du mußt in die Luft. Es ist Frühling — und ich wünsche es."

Da fuhr sie hinaus, erst am Abend sollte sie wiederkommen.

— — — — — — — — — — — —

Heinz Thursen saß eben beim Frühstück, als ihm Lord Lyons Diener gemeldet wurde. Der Mann hatte einen Brief abzugeben mit der Bitte, ihn sogleich zu lesen.

Verwundert öffnete Heinz das ziemlich umfangreiche Schreiben, welches in Horace Lyons großen, steilen Buchstaben seine Adresse trug.

Schon nach den ersten Worten begann das Papier in seiner Hand zu zittern.

„Lieber Freund!

Ich darf Sie doch so nennen, obwohl es Ihnen vielleicht manchmal so erscheinen mochte, als sei ich Ihr Gegner und stünde Ihnen im Wege? In Wahrheit war dies niemals der Fall. Kein Mensch konnte ehrlicher wünschen als ich, daß die Schranken, welche Sie von der Frau trennen, die Sie lieben, nicht be-

ständen. Wenn ich diese Frau trotzdem bis heute die meine nannte, so bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich einerseits das Opfer, welches sie mir brachte, nur annahm, weil ich die Überzeugung gewann, ihr in einer gewissen Epoche ihres Lebens tatsächlich dadurch nützlich zu sein, indem ich ihre flügellahme Energie zu neuem Aufschwung brachte, während anderseits damals keine Aussicht bestand, daß sie ein ihrer würdiges Glück an der Seite desjenigen fände, dem ihre Seele gehörte.

Brauche ich zu versichern, daß ich Maja immer nur wie ein kostbares, einem anderen gehörendes Gut betrachtet habe und mich als dessen Hüter?

Dankbar für jede Minute des Glückes, war ich doch nie einen Augenblick blind genug, um die Unnatur unseres Verhältnisses darüber zu vergessen. Sie mühte sich unsäglich ab, in sich und in mir den Glauben zu erzeugen, es sei alles gut, sie wünsche nichts anderes, als ihr Leben weiterhin an meiner Seite zu verbringen.

Und doch bebte ihre junge Seele, wenn es draußen Frühling wurde, und ihr Herz klopfte, wenn sie Ihrer dachte.

Dann waren Sie plötzlich frei. Von jenem Tag an wußte ich, daß sie heimlich litt, wie sehr sie es auch zu verbergen strebte, und ich wußte auch, daß ich ihr nun einen Teil der hingebenden Freundschaft lohnen konnte, welche sie mir so hochherzig zuteil werden ließ.

Wären Sie nicht nach Indien gegangen, ich hätte Sie schon damals aufgesucht. Später überfiel mich manchmal eine dumpfe Angst. Sie kamen nicht, Sie ließen so gar nichts von sich hören. Freilich — Sie waren ein Ehrenmann! Immerhin — Liebe läßt sich nicht um ihr Recht betrügen, dachte ich. Oder sahen Sie den armen Krüppel als ein unübersteigbares Hin-

dernis an? Trauten Sie mir so viel Egoismus zu, daß ich nicht wußte, was meine Pflicht war einem Wesen gegenüber, das ich mehr, tausendmal mehr liebte als mein armseliges Leben?

Heute weiß ich, daß Sie ähnliches dachten. Verzeihen Sie die Qual, welche ich ihr und Ihnen gestern bereitet habe. Es mußte sein. Daß Maja immer nur Sie geliebt hatte und sich unbewußt mit allen Fibern nach Ihnen sehnte, wußte ich ja.

Aber Sie? Konnten Ihre Gefühle nicht erschlafft, gestorben sein in all dem Schweren, das Sie durchlebten? Mußte ich da nicht erst ganz klar sehen, ehe ich Hoffnungen in Maja neu erweckte und das letzte Hindernis aus dem Wege räumte?

Sie haben sich wacker gehalten gestern, lieber Freund, aber Sie konnten mich dadurch nicht täuschen.

Gottlob, auch Sie sind der alte geblieben, der Mann, welcher meiner armen Maja endlich das Glück geben wird, das sie so sehr verdient.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist das letzte Hindernis beseitigt, das Sie von ihr trennt.

Ich wünsche nicht, daß Maja erfährt, warum ich starb. Für sie genügen die wenigen Worte, die ich ihr als Erklärung zurücklasse, es sei meine armselige Existenz als halber Mensch, die ich nicht länger tragen will. Es ist ja auch viel Wahres daran.

Ihnen aber glaubte ich die volle Wahrheit schuldig zu sein. Maja weilt in Hütteldorf bei Freunden, welche ich gleichzeitig bitte, sie nicht eher fortzulassen, als bis sie meine Leiche nach England begleiten kann, wo ich begraben zu werden wünsche.

All das Häßliche, Brutale, das ein plötzlicher Tod unvermeidlich im Gefolge hat, soll von ihr ferngehalten werden. Wir sind mit einem Kuß und einem freund-

lichen Lächeln auseinandergegangen, das allein soll ihr in der Erinnerung bleiben.

Sie wird in Hütteldorf bleiben, denn man wird ihr dies und anderes als meinen letzten Wunsch mitteilen. In England erwartet sie Lady Asher, auf deren Schloß sie dann die nächsten Monate verweilen wird.

Was ich aber Ihnen, lieber Freund, noch ans Herz legen möchte, ist folgendes. Ich will nicht, daß Sie das Trauerjahr abwarten, ehe Sie sich Ihres Glückes versichern. Das Leben ist ja so kurz.

Wenn Majas erste Tränen versiegt sind, dann reisen Sie zu ihr. Sagen Sie ihr, Sie kämen in meinem Namen, und ich wollte keine Tränen mehr und kein Mitleid. Hand in Hand mit Ihnen soll sie an mein Grab treten als seliges junges Weib. Ihr strahlender Blick und ein frohes, echtes Lächeln des Glückes — damit allein will ich mein Andenken von euch beiden geehrt wissen.

Und nun — mein Tagewerk ist getan, das Ihre beginnt. Glückauf dazu!"

Die Blätter entsanken Thursens Hand. Einen Augenblick starrte er verstört um sich. Dann sprang er von Todesangst gepackt auf und eilte hinaus. Es durfte nicht sein — um keinen Preis! Lieber ewig entbehren, lieber entsagen für immer!

In diesem Augenblick dünkte ihm, als sei Horace Lyons Leben das kostbarste Gut dieser Welt, heißer gewünscht als je etwas anderes zuvor.

Er warf sich in den ersten besten Wagen, der vorüberfuhr, und schrie dem Kutscher Lyons Adresse zu.

Niemals war ihm eine Fahrt so endlos lang erschienen, obwohl der Kutscher, durch ein fabelhaftes Trinkgeld angespornt, seine Pferde nicht schonte.

Es war umsonst. Als der Wagen in die Straße

einbog, in der sich Lyons Wohnung befand, sah Heinz schon von weitem aufgeregt durcheinandersprechende Menschengruppen vor dem Hause stehen.

Da wußte er, daß er zu spät kam.

„Der lahme Engländer hat sich erschossen! Und die arme junge Frau ist nicht einmal daheim! Was wird sie sagen!“

Wie im Traum hörte Heinz, während er die Treppe hinaufstieg, diese und ähnliche Bemerkungen, unterbrochen von dem Schluchzen einiger Weiber.

Dann stand er plötzlich in Lord Lyons Zimmer.

Ringsum in Vasen und Schalen standen noch die Blumen, welche Maja gestern heimgebracht hatte. Die Fenster waren weit geöffnet. Ströme von Licht und süßen Düften fluteten herein, vermengt mit dem jubelnden Sang der Vögel.

Frühling, brausender, blühender, siegreicher Frühling!

Und dort auf dem Lager, von einem weißen Laken halb verhüllt, lag der Tote mit dem großen Frieden in den stillen, sonderbar schön gewordenen Zügen.

Erschüttert sah Heinz auf ihn nieder.

24.

Still und sanft flossen die Wasser des See unter gelbgewordenen Weiden dahin, welche die Herbstsonne in flammendes Gold tauchte.

Im Westen lohte der Himmel rot wie von einem Riesenbrand, der irgendwo hinter dem Horizont loderte. Die Blumen waren verblüht, die Wälder prangten in fast wilden Farbensinfonien, das Meer warf seine grünen glasigen Fluten sprühend über die Klippen.

Auch jetzt hörte man sein dumpfes Brausen aus der Ferne, das gleich jammernden Wehlauten die Lüfte ringsum zu erfüllen schien.

Maja, die langsam den Wiesenpfad längs des Dee hinschritt, hörte es mit Erbeben. Es klang so angstvoll zuweilen, dann wieder so drohend, es warf sich hinein in den sanften Frieden des Graslandes und breitete sich aus darin wie ein Ungeheuer und stieg empor bis zu dem bunten, endlosen Himmel mit seinen blauschwarzen, goldgesäumten Wolkengebirgen.

Es erschien ihren überreizten Nerven wie eine gespenstige Stimme. Manchmal war es Maja, als könne sie es nicht länger ertragen. Sie war blaß und müde, ihre Nächte vergingen schlaflos unter ewigen Selbstvorwürfen.

Was ging eigentlich in ihr vor? Sie wußte es selbst nicht. Sie weinte um Horace und sehnte sich nach ihm und wartete doch dabei in verzehrender Sehnsucht auf ein einziges, teilnahmvolles Wort von Heinz Thursen.

Sie hatte ihm bei der Abreise von Wien nur wortlos am Bahnhof die Hand gedrückt, als sie die traurige Fahrt mit der Leiche Lyons antrat.

Hatte er sie vergessen? War alles tot in ihm? An Liebesworte dachte sie nicht, dazu war ihre Seele noch zu wund, aber ein Wort der Teilnahme, ein armes kleines Zeichen, mit dem er ihr sagte, du hast noch eine Seele, die mit dir fühlt — darauf wartete sie.

Aber der Sommer verging, und der Herbst wurde immer bunter — und es kam nicht.

In ihr erstand allmählich etwas, vor dem sie erschrak und das sie krank machte: scheue, leise Gedanken erst, dann Wünsche, zuletzt brennende Sehnsucht.

Jetzt kam Maja von Meadowhouse, wo sie das Ehepaar Mac Henderson besucht hatte. Das Bäslein war eine rührend glückliche Frau, ihr Gatte ließ es sich gern gefallen, daß seine kleine Frau für ihn tausend Augen und hundert Hände zu besitzen schien.

Sie hatte Maja mit Tee und Plumpudding bewirtet, ihr das Haus gezeigt, das aus lauter Schiffskojen erbaut schien, und sie zuletzt in den Hühnerhof geführt, der ihr Stolz war.

Es war ein kleines Glück, ein Glück, das, soweit es das kleine Bäslein betraf, sicher nur auf Illusionen beruhte. Aber was lag daran? Sie empfand es doch als solches, sie wußte, warum sie lebte, sie war doch jemand nötig auf der Welt.

Und Maja beneidete sie heimlich darum.

— — — — — — — — — — — — —

In Rosehill war alles bis auf die Hausfrau ausgeflogen, als Maja heimkehrte.

Lady Asher saß unter den Zedern und las. Kaum erblickte sie Maja, als sie sich erhob und ihr lächelnd entgegenging.

„Nun, war es hübsch in Meadowhouse?“

„Ja. Die Leutchen sind sehr glücklich.“

„Sie sagen das ja gerade so, als ob Sie geweint hätten.“

„Ach — ich freue mich ja so darüber.“

„Setzen Sie sich zu mir, Maja. Ich konnte Ihre Heimkehr kaum erwarten. Wissen Sie warum?“

„Nun?“

„Ich habe eine Neuigkeit für Sie! Wir bekommen einen Gast heute abend —“

„Wen denn?“ fragte Maja höflich.

„Einen berühmten deutschen Gelehrten — Professor Thursen.“

Maja fuhr plötzlich empor. Blaß, atemlos starrte sie Lady Asher an.

„Ich rechne ein wenig auf Sie dabei,“ fuhr Lady Asher fort. „Nämlich ich hoffe, Sie werden sehr nett zu ihm sein.“

„Warum gerade ich? Warum sollte ich —“ stammelte Maja verwirrt und senkte den Kopf.

„Nun, ich habe nämlich nicht nur ein besonderes Interesse dabei, sondern auch eine gewisse Verantwortung. Er kommt auf meine Einladung, verstehen Sie?“

„Ich verstehe — Sie nicht, Lady —“

Lady Asher nahm Majas Hand, die plötzlich wie im Fieber glühte, in die ihre und sagte sanft: „Ich will lieber ganz offen mit Ihnen sprechen, das Versteckenspielen taugt doch zu nichts. Lord Lyon trug mir in seinem letzten Briefe auf, diesen jungen Mann Ihnen zuzuführen. Er sei der Ihnen von ihm selbst bestimmte Gatte. Soll ich ihn empfangen, oder soll ich ihn abweisen?“

Maja fuhr beinahe entsetzt in die Höhe.

Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Lady Asher schloß sie gütig wie eine Mutter in die Arme und zog sie neben sich nieder auf die Bank. „Dann ist ja alles gut, Liebste. Weinen Sie doch nicht! Hören Sie nicht, wie soeben ein Wagen in den Hof fährt?“

Der Wagen hielt. Heinz Thursens Gesicht erschien zwischen den Bäumen.

Unter den Zedern von Rosehill hielten sich die Liebenden zum ersten Male umfangen.

Ende.

Richtet nicht!

Roman von Artur Winckler-Tannenberg.

(Nachdruck verboten.)

Erſtes Kapitel.

Profeſſor Sprenck ſchritt die obere Promenade von Güldenburg hinab; er machte ſeinen gewohnten Nachmittagsſpaziergang, nach deſſen Beendigung er zum Abendſchoppen in der „goldenen Elſter“ einzukehren pflegte.

Eine junge Dame in lichtem Frühlingskleide, den Tennisſchläger in der Hand, kreuzte ſeinen Weg. Er blickte ihr einen Augenblick nach und ſah, wie ihr an der nächſten Wegwendung ein elegant gekleideter Herr entgegentrat und wie dann beide in luſtigem Geplauder zuſammen bergan ſchritten.

„Leichtfertig Weibervolk!“ knurrte der graubärtige, hagere Herr vor ſich hin. „Und da bombardierte Frau Minna noch bis vor ein paar Jahren mich mit Heiratsplänen! Wegen des Erbes! Du lieber Gott, ich habe an einer Erfahrung genug. Und die da, die Grete Lohoff, flirtet ganz munter mit dem dritten, nachdem einer tot und der andere — — Ah, denken wir an etwas Beſſeres!“

Er ging noch ein Stündchen am Rande des ſchönen Lärchenwaldes entlang und dann in die Stadt hinab, der „goldenen Elſter“ zu.

Dort unterhielt ſich eben Robert, der Pikkolo, mit

dem von den Stammgästen zuerst eingetroffenen Apotheker Hülse, ob er für den vom Podagra gezwickten Inspektor Glatzke einen Ochsen rösten, einen Kuchen backen oder einen Kaffee wärmen sollte. Das waren nämlich die drei Grade des Einheizens, die dieser zu bestellen pflegte.

Hülse riet bei dem kühlen Mailüftl zum zweiten Wärmestadium und verlangte die Zeitung.

„Noch nicht da, Herr Apotheker," meldete Robert und legte die Scheite in den Ofen.

„Aber es ist doch schon sieben Uhr durch!" Hülse warf sich mißmutig in die rechte Ecke des schwarzen Ledersofas, seinen altgewohnten Platz, während die linke Ecke dem Hauptmann a. D. Kronagel gehörte. „Also, mein Seidel!"

Robert sprang eilfertig von dannen und stieß in der Tür fast mit dem eintretenden Professor Sprenck zusammen.

„Hab' die Ehre, Apotheker," begann er mit seiner tiefen, etwas heiseren Stimme. „Diesmal hab' ich Ihnen die Zeitung weggefischt. Traf die Zeitungsfrau am Eingange zwischen den historischen beiden Oleanderkübeln und nahm ihr das Blatt ab." Er hing seinen Sommerüberzieher auf. „Nun können Sie uns nicht mit Sensationen kommen, die Sie zwei Minuten vorher aus unserem Wurstblatt gestohlen haben."

Hülse nahm die Zeitung entgegen. „Wird was Großes drinstehen!" sagte er geringschätzig, schlug die Blätter aber doch eilig auseinander.

Sprenck rückte sich seinen Stuhl zurecht, zog den Streichholzbehälter heran, suchte seine wohlgefüllte Zigarrentasche hervor und traf umständlich alle Anstalten zum Rauchen.

Beinahe hätte er sich die Finger verbrannt, denn

wie von einer Tarantel gestochen fuhr der dicke Apotheker aus seiner Sofaecke empor.

„Was gibt's denn?"

„Eine Wette hab' ich gewonnen, aber eine ganz gemeine, nichtsnutzige Wette, die ich lieber verloren hätte! Kein Tropfen Bier wird mir heute schmecken und morgen auch nicht."

Sprenck stieß behaglich die erste Rauchwolke von sich. „Ein kleiner Gehirnschaden ist ja die Berufskrankheit der Apotheker. Aber heute scheinen Sie ernstlich zu leiden," meinte er. „Was ist das für verrücktes Zeug von einer gewonnenen Wette, die Sie lieber verloren hätten? Vernünftige Menschen schließen doch eine solche Wette überhaupt nicht."

„Vernünftig! Seien Sie mal so im Sturm, wie wir bei Lohoffs Geburtstag —"

„Ach so! Nun — und die Wette?"

„Da war doch gerade die böse Geschichte mit Rähnisch passiert. Sie ging Lohoff noch besonders an, denn Sie wissen doch — seine Grete und der junge Bankbeamte standen ja direkt vor der Verlobung."

„Hm, weiß ich —"

„Nun, da wollten wir, Doktor Ziegel, Rechtsanwalt Illstedt und ich, ihn ein bißchen trösten. Aber da wurde Lohoff grob und bot eine Wette an, daß Rähnisch begnadigt werden würde."

Der Professor schüttelte mißbilligend den Kopf. „Und dann?"

„Eigensinnig, wie ich im letzten Stadium des Festabends schon war, nahm ich die Wette an und —"

Die Tür flog auf, und drei weitere Stammgäste traten lebhaft sprechend herein. Sie vergaßen in ihrer Erregung zu grüßen.

„Hätten Sie das geglaubt? — Na, was sagen Sie

zu der Sache mit Rähnisch? — Eine unglaubliche Sache!"

Sprenck erhob beschwichtigend die Hände. „Einer nach dem anderen, meine Herren, sonst erfahre ich gar nichts!"

„Was, Sie wissen noch nicht —"

„Es steht doch im Blatte — fettgedruckt."

„Eine Hinrichtung in Güldenburg — noch nicht dagewesen!"

Sprenck ließ die Hände sinken und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

Die übrigen schwatzten erregt weiter durcheinander.

Endlich kam Ordnung in die Unterhaltung. Der Oberkellner Joseph stellte die Stammseidel an die bekannten Plätze, und die Tafelrunde beruhigte sich einigermaßen. Robert brachte die Mäntel, Hüte und Stöcke unter, denn in der „goldenen Elster" herrschte peinliche Ordnung. Hauptmann a. D. Kronagel nahm den linken Eckplatz des Sofas ein, Steuerinspektor Glatzke seinen Lehnsessel. Er nickte dem Pikkolo leutselig zu: „Kuchen gebacken, mein Junge — gerade das richtige Maß, der Mai ist doch noch recht kühl."

Rektor Hennig aber kehrte zu dem Gegenstande der Aufregung zurück, indem er bemerkte: „Das kommt vom Regierungswechsel. Die alte Hoheit unterzeichnete kein Todesurteil, junge Energie will's anders."

„Und das ist recht so," sagte der Hauptmann. „Die Gnade des Regenten gebührt den guten Bürgern, nicht den Verbrechern."

„Ganz meine Ansicht," erklärte der Steuerinspektor und wischte sich den Schaum des Bieres aus dem mächtigen grauen Schnurrbart.

Wieder vermehrte sich die Tafelrunde. Der Fabrikbesitzer und Stadtverordnete Perler, der Werkmeister

Eggers und der Hofbäckermeister Göllner kamen zur Gesellschaft.

„Lohoff wird wohl nicht kommen," meinte Perler. „Es ist auch eine unangenehme Geschichte, so halb und halb verschwägert mit einem —"

„Da kommt er eben über den Marktplatz. Entweder weiß er nichts, oder er heuchelt großartig," rief der Rektor, dem sein Platz einen Blick aus dem Fenster ermöglichte.

„Hat wahrscheinlich im Geschäft gesessen und noch keinen Blick in die Zeitung getan," meinte Perler.

„Dann weg mit dem Blatte!" rief der Apotheker. „Wir wollen den armen Kerl nicht unnütz in Verlegenheit bringen."

Sprenck nahm die Zeitung an sich und ging in eine abgelegene Fensternische. Dort aber las er eine in auffälligem Druck hergestellte Lokalnotiz folgenden Inhalts: „Hinrichtung. Übermorgen früh 7 Uhr wird im Hofe des hiesigen Landgerichtsgefängnisses das Todesurteil an dem Bankbeamten Franz Nikolaus Paul Rähnisch vollstreckt werden, welcher am 12. Juli vorigen Jahres den Prokuristen Bertold Schiedler ermordete. Der Scharfrichter mit seinen Gehilfen trifft im Laufe des morgigen Tages hier ein. Die Hinrichtung ist um so mehr geeignet, Aufsehen zu erregen, als unter der Regierung des früheren Herrschers ausnahmslos Begnadigung erfolgte. Eine solche ist diesmal durch Willensmeinung vom 5. d. M., daß dem Gesetze freier Lauf zu lassen sei, abgelehnt worden."

In den Augen des alten Mannes zuckte es funkelnd auf. Er schob das Zeitungsblatt in eine Ecke des Fensterbretts. Seine nervös bebende Hand fuhr durch den langsträhnigen grauen Bart. „Jetzt wollen sie drüben Unbefangenheit heucheln und lechzen doch förmlich da-

nach, daß er's errate. Ich mache nicht mit!" murrte er vor sich hin und ging an den Tisch, wo mittlerweile der letzte Ankömmling Platz genommen hatte.

Lohoff war ein behäbiger Kaufherr in den besten Jahren. Gemütlich und harmlos vom lächelnden Antlitz bis zu den stets beweglich arbeitenden Händen und Füßen.

„Guten Abend, lieber Stadtrat," sagte Sprenck, an Lohoffs Stuhl tretend.

Dieser reichte ihm die Hand über die Schulter und fuhr in seinem Gespräche mit dem Rektor fort.

Sprenck blieb stehen und wartete eine Pause des Gesprächs ab, dann sagte er zu Lohoff leise: „Haben Sie heute schon die Zeitung gelesen, lieber Stadtrat?"

„Ja."

„Doch nicht etwa nur die Kurse?"

„Freilich — nur die!" lachte Lohoff. „Ich wollte mich zum Abendschoppen nicht noch mehr verspäten, und dann erfährt man ja auch hier immer das Wichtigste." Er wandte sich über den Tisch zum Apotheker. „Also, Apotheker, was gibt's heute Neues?"

Die Frage war sehr laut gestellt und fiel zudem gerade in eine Unterhaltungspause der übrigen.

An der Tafel wurde es still, und Hülse stotterte etwas von einer Verspätung des Blattes.

Aber Sprenck fuhr dazwischen. „Lieber Stadtrat, auf ein Wort! Das Versteckenspielen könnte zur Ungelegenheit werden."

Während der Stammtisch in verlegenem Flüstertone weiter verhandelte, reichte Sprenck im Schutze der Fensternische dem Stadtrat das Blatt, und dieser las in sichtlichem Erschrecken die aufsehenerregende Notiz.

Leise legte er die Zeitung hin. „Ich danke Ihnen,

Professor, Sie sind immer derselbe, wahrheitstreu und fest. Darauf ist Verlaß. Ich danke Ihnen. Ich muß jetzt daheim nach dem Rechten sehen. Wenn ich kann, komme ich noch auf ein halbes Stündchen wieder."

Er entschuldigte sich kurz am Tische, und dann eilte er zurück über den Marktplatz, an dem das alte Geschäftshaus der Firma Lohoff & Wenzel lag. Er stürmte die breite Holztreppe des Vorflurs empor und schloß die Korridortür seiner Wohnung auf.

Im großen Erkerzimmer ging Frau Lisbeth Lohoff in zorniger Erregung auf und ab. Ihre rechte Hand, in der Kleidertasche verborgen, zerknüllte das verhängnisvolle Blatt, das nach des Hausherrn Fortgehen aus dem Kontor nach der Wohnung gebracht worden war.

„Ah — da bist du ja schon!" rief Lisbeth dem Eintretenden entgegen. „Haben sie dich vom Stammtische ausgeschlossen, geht der neue Skandal schon los?"

„Du hast's also gelesen?"

„Da ich nicht blind bin, jawohl, lieber Emil."

„Laß das! Mir ist gar nicht liebreich zumute."

„Mir auch nicht. Aber du bist doch nun einmal mein lieber Emil, der, wenn's nach ihm gegangen wäre, jetzt seinem lieben Schwiegersohn einen Abschiedsbesuch in der Armesünderzelle machen müßte."

„Frau — nicht diesen Ton! Dazu ist die Sache denn doch zu traurig. Mag er getan haben, was er will, ich —"

„Nun, wenn's nach mir gegangen wäre, hätte uns der Herr hübsch vom Halse bleiben können mit seiner Verbrecherphysiognomie."

„Nun ist's aber genug!" brauste der Stadtrat auf. „Er war keine Schönheit — ein schlichtes und ernstes, aber ein offenes und gutes Gesicht —"

„Flache Stirn wie alle Mörder!“

„Unſinn! Er iſt ein anſtändiger —“

„Na, da ſiehſt du's ja, du ſchwärmſt ſogar jetzt noch für ihn.“

„Fällt mir nicht im Traume ein. Aber deine nachträgliche Weisheit iſt geradezu lächerlich.“

„Und deine gegenwärtige Dummheit großartig! Wer hat denn damals, als das Urteil geſprochen wurde, geſagt, die Sache ſei aus und begraben, Todesurteile würden bei uns nicht mehr vollſtreckt, es erfolge ſtets Begnadigung? Und nun dieſe ſchöne Auferſtehung des Skandals! Woher, lieber Emil, wußteſt du denn, daß keine Todesurteile mehr vollſtreckt werden? Etwa, weil du Stadtrat biſt? Sie hatten eben keinen Dümmeren, der ſich unbeſoldet ſo viele Arbeit aufladen ließ. Woher wußteſt du's? Oder haſt du uns abſichtlich belogen?“

„Aber Lisbeth —“

„Wenn du wenigſtens drüben bei deinem Schoppen geblieben wäreſt! Aber nein, du mußteſt kommen, dich an meiner Empörung zu weiden! Oder haben ſie dich doch vielleicht an die Luft geſetzt? So rede doch endlich, ſteh nicht wie ein Stockfiſch da!“

„Kann ich denn? Du redeſt ja immerfort allein.“

„Soll ich vielleicht ſchweigen, wo es ſich um die Ehre des Namens handelt, den leider auch ich zu tragen verpflichtet bin? Da werde ich niemals ſchweigen, da werde ich ſehr energiſch reden —“

„Schön. Aber da wir nicht beide zugleich reden können, muß ich eben ſchweigen.“

„Was dir natürlich am bequemſten iſt, da du zu deiner Verteidigung doch nichts vorbringen könnteſt.“

„Ja, was ſoll ich denn nun eigentlich? Soll ich reden, oder ſoll ich ſchweigen? Was ich tue, iſt falſch.“

„Da haſt du recht, ſo war's unſere ganze Ehe hin-

durch. Deshalb ist's eben nötig, daß ich die Familienangelegenheiten in die Hand nehme, und du dich auf deinen Kramhandel beschränkst, von dem du noch leidlich etwas verstehst."

„Sehr gütig!" pustete der Stadtrat hervor, dem endlich völlig die Geduld riß. „Du lebst übrigens von diesem Kramhandel und, wie mir scheint, nicht ganz schlecht —"

„Lieber Emil, es steckt auch mein Geld mit darin."

„Jawohl, die lumpigen paar Groschen! — Nun sage mir doch einmal, wie du die Familienangelegenheiten in die Hand nehmen willst, damit wir zu einem vernünftigen Ende dieses unvernünftigen Zankes kommen."

„Zank?" Frau Lisbeth machte ein unsagbar erhabenes Gesicht. „Du, lieber Emil, schreist und zankst, ich beteilige mich an der Sache ganz und gar nicht."

Angeregt durch den Lärm, begann der Kanarienvogel im Bauer lustig zu schmettern.

Der Stadtrat packte ingrimmig eine Tischdecke und schleuderte sie über den Käfig. „Fängt das verwünschte Vieh auch noch an!"

Frau Lisbeth hatte sich auf dem Sofa niedergelassen und sagte spöttisch: „Jawohl, vergreife dich nur noch an einem wehrlosen kleinen Vogel, du halber Mörderschwiegervater!"

Der Vogel war still geworden unter der dunklen Decke, und der Stadtrat ging, die Hände in den Hosentaschen, grimmig im Zimmer auf und ab.

„Also höre mich!" begann Frau Lisbeth.

Der Stadtrat antwortete nicht, blieb aber gehorsam stehen.

„Die Welt muß glauben, hörst du, sie muß, daß uns der Verbrecher nichts angeht, nie etwas angegangen

hat. Du gehst zu deinem Abendschoppen zurück und pfeifst beim Eintritt das einzige Lied, das du kannst. Morgen gehst du zum Staatsanwalt und bietest dich selbst an, unter den Zeugen sein zu wollen, welche der Hinrichtung beizuwohnen haben. Du bist ja Stadtrat."

„Aber Lisbeth —"

„Ich und Grete gehen heute abend ins Theater und morgen in das Gartenkonzert im Stadtpark."

„Genügte es nicht, wenn ich auch in das Gartenkonzert ginge?"

„Mir nicht und der Welt wahrscheinlich auch nicht. Aber wenn du unbefangen der Hinrichtung beiwohnst, wird jeder begreifen müssen, daß dieser Rähnisch niemals zu uns in irgendwelchen Beziehungen gestanden hat."

„Aber das kann ich einfach nicht. Mir wird schlecht, ich falle um und errege so noch viel mehr Aufsehen."

Frau Lisbeth überlegte. „Das ist wahr, du bist ein Schwächling. Also, die Hinrichtung schenke ich dir, aber du mußt etwas anderes finden, um die Welt zu überzeugen."

„Ich will darüber nachdenken, ob —"

In diesem Augenblicke schwirrte die elektrische Klingel.

„Das ist Grete," sagte Frau Lisbeth. „Emil, nimm dich zusammen."

„Guten Abend, Mama — guten Abend, Papa! Es war himmlisch heute, die kühle Luft und der würzige Wald und dann vom Bergplateau die Aussicht auf das Blütenmeer im Tale! Assessor Meißner hat mir Empfehlungen aufgetragen, wenn ihm das unbekannterweise gestattet sei. Ich hab's ihm gestattet. Ein schneidiger Ballspieler übrigens. Nicht dumm und nicht zu gescheit, so gerade die brauchbare Mitte."

In munterem Plaudern war sie zu Vater und Mutter getreten, jedem einen Kuß darbietend, flüchtig und ohne besonderen Aufwand von Herzlichkeit. Auf einmal blieb sie erstaunt stehen.

„Ja, was ist denn mit euch? Ihr seht beide so furchtbar verhagelt aus. Hat's was gegeben und etwa meinetwegen? Das wäre ja Unsinn!" Sie legte ihren Arm in den der Mutter. „Du, Mama, der Assessor bittet um die Erlaubnis, mich morgen zum Gartenkonzert abholen zu dürfen. Er brennt auf die Ehre, dir und Papa vorgestellt zu werden."

Frau Lohoff zuckte zusammen. „Du sprichst so merkwürdig viel von dem Assessor Meißner, liebes Kind —"

„Die Mütter müssen nicht alles wissen!" gab das lachende braunlockige Mädchen zurück, und schelmisch zu dem Stadtrat blickend, fügte es hinzu: „Und die Väter gar nichts."

Und der Vater wollte auch gar nichts wissen; er warf seiner Frau einen Blick tödlicher Verlegenheit zu.

Diese griff, energisch wie immer, ein. „Mein Kind, lassen wir jetzt einmal den interessanten jungen Herrn. Setze dich her zu mir."

„Einen Augenblick, Mama," gab Grete unbefangen zurück und wandte sich zur Tür. „Ich möchte erst nur einmal die heutige Zeitung ansehen. Der Assessor — du siehst, ich muß ihn nochmals erwähnen — sagte mir, es werde heute eine Sensationsnachricht für Güldenburg darin stehen. Was es sei, wollte er nicht sagen, weil es in die entzückende Frühlingsstimmung nicht passe."

„Bleib!" rief die Mutter. „Eben deshalb will ich jetzt mit dir reden."

Nun setzte sich Grete gespannt neben Frau Lisbeth,

der ernste Klang der letzten Worte hatte doch gewirkt.

Zärtlich faßte die Mutter eine Hand der Tochter und strich mit der ihren darüber. Dann begann sie: „Mein Kind, du hast dich von der furchtbaren Enttäuschung deines jungen Herzens zu unserer Freude rasch und völlig erholt. Ich wünschte, daß du an das, was du erdulden mußtest, nie mehr zurückzudenken brauchtest."

„Franz —" hauchte Grete erblassend.

„Du nennst ihn noch Franz?" erwiderte die Mutter. „Er soll und muß dir ein völlig Fremder sein!"

„Das ist er, Mama. Ich habe ihn vielleicht ein wenig lieb gehabt, aber —"

„Franz Rähnisch —"

„Was ist's mit ihm?"

„Wird übermorgen früh hingerichtet — das steht in der heutigen Zeitung."

Das traf wie ein Blitzschlag. Grete fuhr zusammen, fiel der Mutter taumelnd in die Arme und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Das wäre ja gräßlich, das kann nicht wahr sein!" stammelte sie, und sich plötzlich an den Vater wendend, rief sie: „Du, Papa, sagtest doch immer, dahin käme es nicht, es würde niemand mehr bei uns hingerichtet."

„Ich habe es geglaubt, aber nun ist's doch so," sagte der Stadtrat matt; ein Trostwort fand er nicht und schaute kummervoll durchs Fenster in den leuchtenden Abendhimmel, durch dessen rotes Wolkengespinst in majestätischem Schwunge die Schwalben kreuzten.

Da richtete Grete sich plötzlich auf, und ihre Stimme hatte etwas von dem harten Klange der Frau Lisbeth: „Es ist grauenvoll, es ist unsagbar grauenvoll! Aber was darf mich ein Verbrecher angehen! Wir sind von

ihm getäuscht worden, er ward auch uns gegenüber zum Verbrecher. So dürfen wir sagen: wir kennen ihn nicht mehr."

Die Mutter küßte die immer noch etwas blasse Wange der Tochter und sagte: „Du bist mein starkes und entschlossenes Mädchen, du wirst auch damit fertig werden. Aber nun gilt es, aller Welt zu zeigen, daß wir fertig sind mit dem Ereignis, daß es uns nicht mehr berührt."

„Ja, Mama, das gilt es zu zeigen."

Frau Lisbeth erhob sich: „Lieber Emil, lasse dich also nicht abhalten. Du siehst, hier ist alles in Ordnung. Wir gehen jetzt ins Theater, du läßt dir vielleicht drüben etwas geben."

Der Stadtrat wandte sich wie im Traume um. Die roten Wolken waren fahl geworden, und in seiner frohen Seele war ebenfalls grauer Schatten eingezogen. „Schön — schön —" sagte er nur.

„Holst du uns vielleicht ab?"

„Vielleicht, doch rechnet nicht darauf."

Er ging. Im Hausflur zog er sich den Überzieher an, stülpte den Hut auf den gelichteten Scheitel und stolperte die breite Treppe hinab. Dann kreischte die schwere massive Haustür, und er stand im Freien.

Tief und gierig sog er die frische, kühle Abendluft ein, es war ihm, als müßte sie ein brennendes Empfinden in ihm auslöschen.

* * *

Eine Viertelstunde vorher waren zwei Herren die Bahnhofstraße aufwärts geschritten, dem Marktplatze zustrebend. Der ältere groß und breitschultrig, der jüngere schmächtig und klein.

Ein dritter, ganz in Weiß gekleidet, weiße Sport-

mütze und weißliche Schuhe tragend, trat ihnen entgegen und rief: „Ah, Herr Rechtsanwalt — grüß Gott, Heinrich!“

„Sieh da, der Herr Assessor!“ erwiderte der Ältere. „Guten Abend, guten Abend — und so sommerlich zu dieser kühlen Zeit?“

Doktor Ziegel, der Jüngere, mischte sich ein: „Das neueste Herzensknickerzivil, Herr Rechtsanwalt. — Guten Abend übrigens, Erwin! Du hast natürlich wieder die kleine Lohoff nach Hause gebracht?“

Assessor Meißner lachte. „Du ahnungsvoller Engel du! Ein appetitliches Mädel — hast du was dagegen?“

„Bewahre.“

„Na, dann ist's gut! Muß jetzt noch mal zum Alten. Sie wissen ja schon, Herr Rechtsanwalt, weshalb.“

Er lüftete die Sportmütze und ging mit eiligen Schritten straßabwärts.

„Geht ja mächtig ins Zeug wegen des kleinen Goldfisches, Ihr Freund und einstiger Leibfuchs,“ sagte Rechtsanwalt Illstedt im Weiterschreiten. „Und er weiß doch von der Geschichte mit Rähnisch?“

„Natürlich weiß er,“ versetzte Doktor Ziegel. „Er weiß es sogar aus den Akten. Arbeitet ja beim Staatsanwalt Rampoldt und hat den ganzen Prozeß mit durchgeackert. Neulich sagte er mir: ‚Habe lange um das niedliche Ding, die Grete, herumgeschnüffelt. Keine Spur von Mördergeruch, aber Mammonswitterung, scharfe Mammonswitterung!‘ Ein heller Junge.“

„Na, schließlich kann sie so wenig dafür als unser Freund Lohoff.“

„Übrigens, Herr Rechtsanwalt, der Assessor ist von der Schuld des Rähnisch felsenfest überzeugt.“

Illstedt blieb stehen, strich sich mit der schmalen weißen Hand durch den Zwickelbart und sagte: „Junger

Freund, lieber Doktor — ich auch. Sehen Sie, wenn wir jetzt dort hineinkommen, ist Rähnisch selbstverständlich das Stammtischgespräch. Ich war sein Verteidiger, ich bin nicht gewillt, mich zu äußern, hier unter uns aber sage ich: es ist niemals ein schlüssigerer Beweis der Schuld geführt worden. Ich habe ihn bekämpft, das war meine Pflicht, aber ich habe den Unschuldsbeteurungen meines Klienten selbst niemals glauben können."

„Zuletzt haben Sie auf Totschlag plädiert?"

„Um ihm den Kopf zu retten, aber, lieber Doktor, es war kein Totschlag. Wer drei Abende nacheinander das Haus seines Opfers umkreist, drei Tage vorher die Waffe ersteht, sorglich ausspioniert, wann die Wirtschafterin zu ihren Einkäufen das Haus verläßt, der handelt nicht mehr ohne Überlegung, der mordet."

„So urteilt jedermann in der Stadt," sagte Doktor Ziegel, „aber daß Sie, der Verteidiger, selbst so urteilen, ist mir hochinteressant. Selbstverständlich bleibt das ganz unter uns, und Ihre Zurückhaltung am Stammtische werde ich nur begreiflich finden."

„Man wird mich aus ihr herauszulocken suchen, dazu ist ja die Gelegenheit zu verführerisch, und die Sache zu aufregend, aber ich lasse mich nicht beirren. Wenn alles vorbei sein wird, werde ich reden — nicht eher."

Sie gingen wieder ein paar Schritte, dann fuhr Illstedt fort: „Übrigens kennt Rähnisch meine Auffassung. Er gibt sich den Anschein, als ob sie ihn besonders heftig schmerze, ich aber denke, wenn ich ihn morgen wiedersehe, nachdem er endgültig sein unabwendbares Schicksal kennt, wird er mir gegenüber der Wahrheit die Ehre geben. Es muß doch mächtig zurechtrütteln, wenn einem die Stunden des Atmens vorgezählt werden."

„Ich, als Arzt, muß es auch manchmal, wenngleich schonender.“

„Und, lieber Freund, mit dem Vorbehalte menschlicher Irrtumsfähigkeit. Da bleibt immer noch ein Fünkchen Hoffnung. Wo aber der Nachrichter bestellt ist, bleibt keine.“

Sie standen unterm Portal des Gasthauses.

„Und nun von etwas anderem!“ sagte Illstedt mit völlig verändertem Stimmklange. „Besonderen Illusionen gebe ich mich nicht hin.“

Mit ihrem Erscheinen war die Tafelrunde, bis auf Lohoff, vollständig, und auch dieser wurde noch zurückerwartet. Illstedt und Ziegel nahmen ihre Plätze ein, Robert stellte jedem sein zukömmliches Glas hin, und nach den üblichen Begrüßungen, Erkundigungen und Freudebeteurungen lenkte die Debatte wieder in ihr verlassenes Bett ein.

„Wir waren natürlich bei der Geschichte mit Rähnisch,“ versicherte mit sittlichem Ernste der Hofbäckermeister Göllner.

„Sehr begreiflich. Hoffentlich sind Sie nun fertig damit,“ sagte der Doktor. „Was darüber zu reden wäre, haben der Rechtsanwalt und ich auf dem Wege hierher auch schon erörtert.“

Aber der Wink half nicht. „Fertig?“ erklärte Perler. „Damit werden wir heute nicht fertig, dazu ist der Fall doch zu interessant.“

„Stimmt!“ beteuerte Göllner. Er liebte diese kurze Form der Meinungsunterstützung und pflegte bei ihr seine gewaltige Faust kräftig auf die Tischplatte niederzulegen, daß die Gläser klirrten.

Perler fuhr fort: „Ich war doch auch Geschworener, der Herr Rechtsanwalt wird sich erinnern —“

„Ja — natürlich!“ gab Illstedt zurück.

„Na, dann nimmt man doch noch ein besonders starkes Interesse am Ausgange der Sache — sozusagen mit seinem Gewissen."

„Lieber Herr Perler, doch nur dann, wenn Sie für schuldig gestimmt haben," mischte sich Sprenck ein.

„Stimmt!" klang es, und die Gläser klirrten wieder.

Perler wollte weiterreden, aber Sprenck schnitt ihm das Wort ab, indem er abwehrend seinen Arm hob.

„Sst! Ich habe, wir alle haben kein Recht, uns in das zu mengen, was Sie mit Ihrem Gewissen abmachen mußten und ohne Zweifel abgemacht haben. Aber die Todesstrafe ist eine so starke Anmaßung menschlicher Fehlbarkeit —"

„Aber Professor!" erscholl es von allen Seiten, und als sich der vielstimmige Protest legte, klang noch der scharfe Kommandoton Kronagels nach: „Wer Blut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden!"

„Stimmt!"

Der Professor sah müde vor sich hin. Dann sagte er: „Soll dieser Spruch angeführt werden — ich akzeptiere ihn zwar nicht, aber ich begreife, daß ihn andere annehmen — so hat er doch zur Voraussetzung, daß das Blutvergießen dem, dessen Blut nun vergossen werden soll, absolut sicher nachgewiesen ist. Unser Wissen ist Stückwerk, wie selten reicht es aus, wie leicht irren wir! Endlich aber halte ich dem einen Spruche den anderen entgegen, den des fünften Gebotes — und der lautet: ‚Du sollst nicht töten!'"

„Wir töten auch nicht, wir sühnen und rächen," warf der Steuerinspektor ein.

„Die Rache ist mein, spricht der Herr!" sagte Sprenck ruhig.

„Stimmt!" klang es von Göllners Platze.

„Aber wir richten im Namen des Königs, im Namen

der Obrigkeit, und ist die von Gott gewollt, so üben wir Gottes Rache," beteiligte sich der Hauptmann wieder.

„Gott irrt nicht, wir aber irren. Solange uns Gott nicht seine Allwissenheit leiht, sind wir keine grenzenlos Bevollmächtigten seines Willens."

„Das heißt also, die Herren Mörder bekommen freies Feld, ihrerseits gegen das fünfte Gebot zu sündigen," rief der Steuerinspektor ärgerlich dazwischen.

Sprenck lächelte mitleidig. „Habe ich für deren Strafloſigkeit plädiert?" fragte er. „Nur die Strafart verwerfe ich —"

„Die einzig wirksame, die einzig richtige!" beharrte Glatzke. „Übrigens wir haben ja hier einen Juristen," wandte er sich plötzlich an Illstedt, „warum schweigt der? Aus dem Gesetz heraus müßte er uns belehren."

„Ich schweige, weil das Gesetz von Menschen gemacht ist und also für das Urteil der Moral, der Meinung unserer Gewissensstimme nicht bindend sein wird, so streng man sich ihm in der Praxis unterwirft."

„Ach was!" erklärte Glatzke laut und lebhaft. „Kurz und klar, Rechtsanwalt, sind Sie für oder gegen die Todesstrafe?"

In diesem Augenblicke trat Lohoff ein und quälte sich krampfhaft, recht harmlos auszusehen.

Am Stammtisch war's jäh still geworden.

Des Rechtsanwalts Antwort blieb aus, und es erwartete sie auch niemand mehr.

„Na, meine Herren," unterbrach Lohoff das Schweigen, „heute bleibe ich ganz bei Ihnen, meine Frau und Tochter besuchen das Kränzchen, und ich bin frei und losgelassen. — Robert, die Speisekarte!"

Es fand noch niemand den Übergang von dem behandelten Thema zu dieser fidelen Bemerkung.

Da sagte Lohoff etwas gewaltsam herzhaft: „Ich übrigens bin für die Todesstrafe.“

Er sah sich beinahe triumphierend um. Das hätte seine Lisbeth hören sollen, da wäre sie mit ihm zufrieden gewesen.

Zweites Kapitel.

Franz Rähnisch war in jähem Erschrecken emporgefahren, als er den Staatsanwalt Rampoldt, begleitet vom Inspektor und anderen Gefängnisbeamten, in seine Zelle treten sah. Totenblaß starrte er ihm entgegen.

Der Staatsanwalt sah tiefernst aus. „Franz Nikolaus Paul Rähnisch,“ begann er in eisigem Amtstone, „ich habe Ihnen die Eröffnung zu machen, daß unser allergnädigster Landesherr durch allerhöchste Entschließung bekundet hat, von seinem Gnadenrechte keinen Gebrauch machen, vielmehr dem Gesetze freien Lauf lassen zu wollen. Die Vollstreckung des Urteils wird demgemäß morgen früh sieben Uhr stattfinden. Geistlicher Zuspruch steht Ihnen zur Verfügung. Nützen Sie die letzten Stunden Ihres Lebens zur Einkehr, zur Versöhnung mit Gott. Möge dieser Ihnen ein gnädiger Richter sein.“

Der große, schlanke, höchstens fünfundzwanzig Jahre alte Mann zitterte, wankte und wäre, wie vom Blitze gefällt, niedergestürzt, wenn nicht ein paar Gefängniswärter, die neben ihm Aufstellung genommen hatten, hinzugesprungen wären und ihn in ihren Armen aufgefangen hätten.

Sie setzten ihn auf die Pritsche seiner Zelle. Der Staatsanwalt wandte sich zum Gehen, da klang es ihm heiser, bebend nach: „Aber, mein Gott, ich bin doch unschuldig, Herr Staatsanwalt!“

„Kommen Sie zur Wahrheit, Rähnisch, denn Sie

werden bald vor Gott stehen. Und Gott weiß die Wahrheit."

„So soll ich sterben — und erst nach meinem Tode soll sich herausstellen, daß ich unschuldig war?" klagte der Gebrochene.

„Schuld oder Unschuld ist nicht mehr zu entscheiden. Nur Reue kann Ihnen noch helfen dort oben."

Rampoldt ging, zwei Wärter und der Gefängnisinspektor blieben zurück.

Rähnisch hatte sich auf das harte Holzlager zurückgeworfen, seine Brust arbeitete wild, die Glieder zuckten nervös.

Eine unendlich lang scheinende Zeit verstrich, da trat der Inspektor, ein Mann mit kurzgehaltenem eisgrauen Haar und ebensolchem borstigen Schnurrbart, zu dem Verurteilten. „Rähnisch," sagte er leise, „fügen Sie sich als Mann in das Unabänderliche. Haben Sie Wünsche? Wollen Sie von jemandem Abschied nehmen, möchten Sie Briefe schreiben?"

Der Zusammengebrochene regte sich nicht.

Der alte Beamte mochte das begreiflich finden, jedenfalls verlor er Geduld und Ruhe nicht. „Sobald Sie zu Überlegung und Fassung gekommen sind," begann er von neuem, in dem leisen, tonlosen Stimmfalle, welcher jede Schärfe zu meiden bestrebt war, „sagen Sie einem der beiden Wärter, was Sie noch wünschen. Sie bleiben beide bei Ihnen. Was ich noch für Sie tun darf, soll geschehen."

Rähnisch antwortete noch immer nicht.

„Die wenigen Stunden werden rasch vergehen," fuhr der Inspektor nach einer kurzen Pause fort. „Besonders also, wenn Sie außerhalb wohnende Verwandte noch zu sehen wünschen, raffen Sie sich bald zu einem Entschlusse auf."

„Ich habe keine," hauchte endlich der Angesprochene.

„Auch keine Freunde?"

„Keine mehr. Jetzt wird niemand mehr mein Freund gewesen sein wollen."

„Denken Sie nach!"

Da richtete sich der bleiche Mann empor, und die brennenden Augen aufschlagend sagte er: „Ja, einen Brief möchte ich schreiben."

„Es ist gut."

„Er wird kurz sein."

„Ich will alles Nötige sofort besorgen. Und dann noch eines, Rähnisch: der Herr Staatsanwalt sagte Ihnen schon, daß Sie geistlichen Zuspruch haben sollen."

Der arme Sünder schüttelte leicht den Kopf.

„Weisen Sie es nicht ab. Es könnte Ihnen, ja es wird Ihnen nötig sein. Pastor Gärtner ist benachrichtigt. Wir haben jetzt elf Uhr Vormittags. Im Laufe des Nachmittags wird er zum ersten Male bei Ihnen sein und dann die Nacht auch. Schütten Sie ihm Ihr Herz aus."

Rähnisch antwortete nichts mehr, und der Inspektor ging. Die beiden Wärter blieben.

In der Zelle war's still. Der Verurteilte hatte sich wieder aufs Lager geworfen, und nur das Heben und Senken des Brustkastens verriet, daß er noch lebte.

Ein Aufseher erschien. Er stellte einen kleinen Tisch und einen Stuhl in die Nähe des Zellenfensters, setzte ein großes, in einen Holzklotz eingelassenes Tintenfaß auf den Tisch und legte Papier und Feder daneben.

Er sprach kein Wort. Nur seine Augen redeten. Sie flogen hinüber zu dem regungslosen Manne und verweilten dann, eines Gedanken Länge, auf seinen beiden Kollegen. Er nickte leicht und ging leise wieder hinaus.

Rähnisch erhob sich. Mit entschlossenem Ruck raffte er sich auf und ging rasch, wenn auch etwas unsicher zum Tische, an dem er sich niederließ. Einen Augenblick nur saß er sinnend, dann glitt die spitze, kratzende Feder übers Papier.

„Lieber Ludwig!

Es ist das letzte Wort, das ich an Dich richte, ehe ich morgen früh sterbe — schuldlos sterbe, Gott weiß es! Du aber mußt es mir glauben und Grete auch. Ihr habt mich beide aufgegeben, sonst hätte mich ein Wort der Liebe von euch erreicht in der entsetzlichen Zeit, die ich durchleben mußte.

Ihr tatet mir unrecht, den Mord an Schiedler habe ich nicht begangen. Wer? Seit Monaten zermarterte ich mein Hirn. Wie könnte ich's ergründen, wenn es die Menschen da draußen nicht ergründen! Der Schein ist gegen mich, und ich bin wehrlos. Nur die Bitte bleibt mir noch: zweifelt ihr nicht, ihr beide, die ich ehrlich geliebt habe!

Ich will Grete nicht von dieser Stelle aus anrufen. Es könnte ihr ganzes Leben verdüstern; so sage Du es ihr, daß meine letzten Gedanken auf Erden ihr galten, daß sie meiner ohne Scham sich erinnern darf. Sage ihr das, bis eine nahe oder ferne Zukunft meine Unschuld erweist.

Du aber lebe wohl und nimm auch Dank für die Freundschaft, welche Du einst für mich gehegt hast und die damals glücklich machte Deinen Franz."

Er faltete einen zweiten Bogen um den zusammengelegten Text und schrieb die Adresse: „Herrn Ludwig Barchfeld, Parkstraße 11."

Einer der Aufseher nahm das unverschlossene Schreiben in Empfang und brachte es in die Kanzlei, um nach wenigen Minuten bereits wieder zurückzukehren.

Franz hob den Kopf freier. Ihm war's, als sei nun alles abgetan, was ihn noch an die Welt gefesselt hatte. Er vermochte ruhiger zu denken, das Leben zu überdenken, welches in wenigen Stunden enden sollte. Er setzte sich auf die Holzbank, und an seinem Geiste zog eine Bilderreihe der Erinnerung vorüber, bunt und wechselnd in Stimmung und Farbe. Glück und Leid; Heiteres und Ernstes.

Seine Mutter sah er; unter blühenden Obstbäumen saß sie. Er hatte auf der Gartenmauer des Nachbarn herumgetollt und war mit blutig geschundenem Gesicht über den Hof gelaufen, nach der Gartenlaube zur Mutter — ein um sein Leben sehr besorgtes Kind.

Die Mutter schalt, wusch aber dann zart und lind die kleine Schramme aus und versicherte dem Buben: „Franzel, daran stirbst du nicht, und ehe du heiratest, ist's längst geheilt."

Und morgen früh rann sein Blut — und daran starb er.

Er sah das schwere Leid im Hause, als der Vater aus dem Leben schied. Franz war schon ein Jüngling, Primaner. Einem Erkältungsleiden plötzlich und unerwartet erlag der starke, kraftvolle Mann.

„Jetzt bist du mein alles!" hatte die Mutter weinend zu ihm gesagt, und durch all ihren Schmerz hatte es doch wie Stolz geklungen. Franz war ihre Hoffnung, und er gelobte sich damals, daß er die Hoffnung jener heiligen Stunde niemals enttäuschen wolle.

Vorbei — vorbei! Auch die Mutter ruhte im Grabe.

Daß heute alle seine Gedanken und Rückerinnerungen mit dem Tode abschlossen! Nun, seine Schatten umwehten ja auch ihn bereits, der hier stille, letzte Rückschau hielt, Rückschau auf ein mit seligen Hoffnungen begonnenes und nun furchtbar endendes Leben.

Der brütende Mann fuhr empor. Heftige Unruhe packte ihn von neuem. Seine Zeit war karg zugemessen. Was war noch zu bedenken? Was noch zu tun?

Nichts! Er war mit allem fertig, er hatte nur noch zu sterben. Zu sterben wie ein Tier auf der Schlachtbank.

Doch eines hatte er noch zu tun. Die Zeit zu messen, diese kostbare, unwiderbringliche, rasch dahinsausende Zeit.

„Wie spät mag es sein?“ fragte er seine Wächter.

Der eine zog die Uhr. „Es ist zwölf Uhr, es muß gleich schlagen,“ entgegnete er dann.

Franz rechnete. Noch neunzehn Stunden. Eine kleine Spanne Zeit und doch als Frist der Qual, wie ewig würde sie scheinen!

Er setzte sich wieder und sann in die jüngere Vergangenheit zurück, wie er und Ludwig sich gefunden hatten.

Das war so seltsam gewesen. Droben am Fluß, wo er aus den waldigen Bergen tritt, vermittelte eine Fähre den Verkehr zwischen beiden Ufern. Von einem Sonntagsausfluge aus den blühenden Schluchten heimkehrend — im Mai war's, jetzt mochte wieder alles in feenhafter, duftiger Pracht stehen — standen die fröhlichen Menschen dicht gedrängt auf dem schwanken Fahrzeug. Da, als es fast die Mitte des Flusses erreicht hatte, gab es einen vielstimmigen wirren Aufschrei, ein fremder junger Mann war ins Wasser gestürzt.

Franz, ein rüstiger Schwimmer, besann sich nicht, und während alle anderen sich mit Bekundungen der Teilnahme, des Entsetzens begnügten, sprang er dem Sinkenden nach, dessen Antlitz seltsam verzerrt, und dessen Fäuste geballt aus dem Wirbel noch einmal aufgetaucht waren.

Er faßte ihn und schleppte den anscheinend bereits Leblosen ans Ufer. Hier wurde der Körper niedergelegt. Ein Arzt war in der Menge, mit ihm gemeinsam brachte Franz den Verunglückten in einem Wagen zur Stadt.

Während der Fahrt hatte sich die Starrheit des Körpers gelöst, und der Gerettete konnte seine Wohnung nennen. Dorthin begleitete ihn der Arzt, indes Franz vor seinem eigenen Hause ausstieg.

Er schien eine Lungenentzündung davontragen zu sollen, jedenfalls hütete er noch das Bett, als ihm seine Wirtin eines Tages die Karte eines Herrn ins Zimmer brachte, der sich durchaus nicht abweisen lassen wolle.

„Ludwig Barchfeld, Bauführer," hatte darauf gestanden.

Dann war er hereingekommen, ein schmächtiger, zarter, junger Mann mit dunklem krausen Haar und einem schüchternen braunen Bärtchen. Er war ans Bett getreten und hatte gesagt: „Herr Rähnisch, Sie haben mir das Leben gerettet, und nun ist Ihr eigenes Leben in Gefahr. Sie haben niemanden, der für Sie sorgt, erlauben Sie mir, mich anzubieten."

Wie erstaunt er gewesen war!

„Ja, bin ich denn ernstlich krank?" hatte er gefragt, ohne zu rechtem Staunen zu kommen darüber, daß der Fremde ihn kannte.

Dieser hatte traurig genickt. „Ich bin täglich bei Ihrem Arzte gewesen. Er fürchtet eine Lungenentzündung, und Ihr Herr Vater ist an einer solchen gestorben."

Das war richtig. Aber woher wußte dieser Unbekannte das alles? Er war dann dageblieben und hatte sich häuslich eingerichtet, ja bereits für einen Pfleger gesorgt. Glücklicherweise konnte der Arzt bald alle Be-

fürchtungen zerſtreuen. Franz genas raſch, und der dankbare Fremde war ſein Freund geworden; ſein Freund, dem er dann Troſt und Hilfe zurückerſtatten konnte, denn Ludwig Barchfeld litt an epileptiſchen Anfällen, und eben bei einem ſolchen war er auch von der Fähre in den Fluß geſtürzt.

Wo aber war er nun geblieben?

Franz ſprang auf. Er hätte ihn beſſer kennen, ihm die Tat nicht zutrauen müſſen! So war er denn auch nicht anders geweſen als alle jene kleinen Menſchen, die nach dem Scheine richten und verdammen. Das tat dem Sinnenden weh, bitter weh.

Und Grete?

Ein zages, ſchwaches Mädchen! Das war ja eher zu begreifen. Wenngleich ſie ihn ſo geliebt hatte, daß er die völlige mitleidloſe Verdammung wie eine von ihr gegen ihn begangene Sünde, wie einen Treubruch empfand.

Ob ſie um ihn litt? Ob ſie es ſchon wußte, wie karg bemeſſen ſeine Lebensſtunden vor ihm lagen?

Die Gefängnisuhr ſchlug in rauhem, roſtig heiſerem Klange die Mittagſtunde.

Der Wartende zuckte zuſammen. Die Vergangenheit zerſtob, die Gegenwart mit der ganzen Wucht ihrer Schrecken erfaßte ihn wieder. Dahin alle Träume des jugendſeligen Blütenglücks!

Für ihn ſtand das Schafott bereit.

* * *

Paſtor Gärtner ſchob die Taſſe halbgeleert von ſich.

Beſorgt ſah ſeine Frau zu ihm hinüber. „Geht's wirklich nicht, Joſeph?“

„Es geht nicht.“ Auf ſeinem Geſichte lag tiefe Trauer.

„Aber du brauchst Kraft.“

„Ich werde sie finden, Gott wird sie mir geben. — Sieh, Minna, ich habe manch Sterbenden getröstet und freudig getröstet, mir selbst ist dabei weh und doch auch selig ums Herz geworden; aber diesmal ist's so schwer, aus der Bangigkeit der Seele herauszukommen. Hier ruft Gott nicht, hier bestimmen Menschen das Ende, ein gewaltsames, grauenvolles, jede friedliche Liebes- und Versöhnungsstimmung ausschließendes Ende.“

Die Frau Pastor wollte sprechen.

Er wehrte sanft mit der Hand ab. „Ich weiß, ich weiß, Minna, daß du sagen willst, auch so sei es Gottes Bestimmung, ohne dessen Willen geschehe nichts, könne nichts geschehen, und so komme der Ruf schließlich doch von ihm. Alles das habe ich mir auch gesagt, sage ich mir noch, aber es will mir keine Beruhigung schaffen. Vielleicht, wenn ich selbst aufrichten und beruhigen muß, werde ich Halt finden. Auch der Trost kommt ja oft so wundersam, eben dann, wenn man ganz daran verzagte, ihn zu finden.“

Er ging langsam durchs Zimmer. Vor dem zwischen Familienbildern überm Sofa hängenden Regulator blieb er stehen. „Es ist Zeit,“ sagte er. „Wo sind die Kinder?“

„Hans wird zur Schule müssen —“

„Es ist gut; du siehst dir heut abend seine Arbeiten an — nicht wahr, Liebste?“

„Ja, verlasse dich darauf!“

„Und Trude?“

„Ich habe sie in den Park geschickt.“

„Schön — schön.“

Er küßte seine Frau, nachdem diese ihm sein Barett gereicht hatte, und wandte sich in vollem Ornat zum Gehen. An der Tür hielt er noch einmal an und sagte:

„Minna, es wird unvermeidlich sein, daß die Kinder erfahren, wo ich diese Nacht bin. Die ganze Stadt ist voll von dem Ereignisse, alles spricht darüber. Bitte, sieh ein paarmal nach, ob sie auch schlafen.“

Sie ergriff nochmals seine Hand und sah innig zu ihm auf: „Du denkst nur an uns,“ sagte sie, „niemals an dich, und du hast doch das Schwerste zu überstehen! Ich werde nach den Kindern sehen — gewiß, lieber Mann.“

Er ging. Auf der Treppe begegnete ihm das Dienstmädchen, hochrot vom Stufensteigen und sehr eilig.

„Nun, Luise — pünktlich besorgt?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Pastor. Die Droschke hält vor der Tür.“

„Adieu, Luise.“

„Adieu, Herr Pastor.“

Bald rumpelte der klappernde und klirrende Wagen über das schlechte Pflaster, und der Pastor bedachte die ersten Worte, die er dem Seelenleidenden sagen könne; erwog, welche ihm wohl am nützlichsten sein möchten. So verging rasch die Zeit, und bald bog das Gefährt auf einen großen freien, mit Baumreihen umgrenzten Platz ein, in dessen Mitte das Landgerichtsgefängnis lag, ein altersgrauer, düsterer Bau, der einst eine Mönchsgemeinde beherbergt haben sollte, und dessen hochwölbige Räume nun die Justiz in Beschlag genommen hatte.

Die Eisentore flogen auf, der Wagen rollte in den engen Gefängnishof. In einer abgelegenen Ecke sah der Pastor vier Männer damit beschäftigt, ein Gerüst aufzuschlagen.

„Dort also!“ murmelte er vor sich hin, als er die ausgetretenen Sandsteinstufen der Treppe emporstieg.

Am Eingange empfing ihn der Inspektor.

„Ah, Herr Pastor," sagte er. „Ich habe dem Delinquenten Ihren Besuch in Aussicht gestellt, aber er schien ihn nicht zu wollen, heute morgen wenigstens."

„Verstockt also?"

„Ich weiß nicht, Herr Pastor. Er ist still und ergeben, aber Sie wissen ja, mancher hat heutzutage eben keine Religion mehr —"

„Ich werde ja sehen. Sie führen mich doch gleich zu ihm, Herr Inspektor?"

„Jawohl, Herr Pastor, und wenn Sie irgend etwas wünschen oder in der Nacht ein Stündchen der Ruhe für sich brauchen, ist in meiner Wohnung Vorsorge getroffen."

Damit schritten sie den langen hallenden Flur entlang.

Franz hob den Kopf, aus seinem Sinnen auffahrend, als der Geistliche mit dem Gefängnisinspektor eintrat.

„Rähnisch," sagte der letztere, „der Herr Pastor ist gekommen, sich Ihrer anzunehmen. Seien Sie dankbar dafür."

„Ich bin gekommen," fügte der Geistliche in freundlichem Tone hinzu, „um Ihnen Trost zu bringen, einen sicheren, einen verläßlichen Trost."

Der Inspektor stand einen Augenblick abwartend, aber Franz sagte nichts. Seine Augen hingen an dem Pastor forschend, fast fragend, aber sonst verriet nichts, daß ihn dieser Besuch interessiere.

Der Beamte wandte sich an den Geistlichen. „Sie müssen's schon selbst versuchen, Herr Pastor."

Er reichte diesem die Hand und ging.

Pastor Gärtner setzte sich neben den Verurteilten auf die Holzpritsche.

„Junger Freund," begann er, „möchten Sie mich und das, was ich Ihnen zu sagen habe, ruhig anhören?"

Da regte sich Franz. „Herr Pastor, es ist gut und edel von Ihnen, aber ich werde es nicht genügend würdigen, was Sie da tun wollen. Ich habe Gottesglauben gehabt — einst als Kind. Da war ich glücklich darin, ich habe ihn, in anderer, freierer Art, wohl noch, aber nicht nach den Formeln, die Sie fordern."

„Wir fordern keine Formel, nur Wollen, nur Glauben."

Auf einmal durchfuhr es Franz wie ein zündender Gedanke. „Und gewähren Sie Glauben?" fragte er hastig.

„Wie meinen Sie das?"

„Glauben Sie der tiefen, heiligen Versicherung eines armen, verlorenen Menschen, trotzdem er arm und verloren ist?"

Angstvoll starrte Franz auf den Geistlichen.

Dieser blieb ganz ruhig, ganz unverändert freundlich und sagte: „Ja, ich würde ihr glauben."

Da leuchtete es auf in dem bleichen und vergrämten Gesichte. „Dann, Herr Pastor, danke ich Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie gekommen sind, dann können Sie mir Trost bringen. Ich hatte ja niemanden, niemanden mehr, der mir glaubte — und das erst macht ganz unglücklich!"

„So jung und so vereinsamt?"

„So jung und so vereinsamt — jawohl, Herr Pastor."

„Sie haben keine Eltern mehr, keine Geschwister?"

„Nein."

„Keine sonstigen Verwandten, die Ihnen nahe standen, keine Freunde?"

„Verwandte in der Ferne, die mir ewig fernblieben. Einen Freund — ja, eine heimliche Braut sogar, aber jetzt kennt mich niemand mehr, weil mir niemand glaubt, daß ich schuldlos bin."

Pastor Gärtner schüttelte den Kopf. „Lieber Freund, wir sind niemals schuldlos. Sie mögen die Schuld milder auffassen als die Mitmenschen, welche die Strafe dafür bestimmten, aber —“

Franz unterbrach ihn. „Ich sagte ‚schuldlos‘, Herr Pastor, und ich meine, was ich sagte. Ich meine jene Schuldlosigkeit, welche mich schützen müßte vor jeder gerichtlichen, vor jeder von Menschen verhängten Strafe.“

Eine Weile schaute der Geistliche dem erregten Sprecher ins Gesicht, dann wandte er sich seufzend ab. „Daran kann natürlich auch ich nicht glauben.“

Nun senkte Franz traurig den Kopf und murmelte: „Das konnte ich mir denken.“

„Ich habe den Bericht der Verhandlungen gelesen, die Beweisaufnahme ergab —“

„So zwingend die Schuld, daß ich, wenn ich selbst Geschworener und ein anderer an meiner Stelle gewesen wäre, vielleicht auch für ‚schuldig‘ gestimmt haben würde,“ ergänzte Franz. „Eben deshalb wendet sich alles zweifelnd von mir, eben deshalb bin ich ganz unglücklich, eben deshalb fragte ich Sie, Herr Pastor, ob Sie sich gegen den Strom einer einigen Verdammungsmeinung zum Glauben bekennen könnten, zu einem Glauben, der nichts beweisen kann, sondern nur geglaubt werden muß.“

„Und ich sagte: ja, aber doch nicht in Verleugnung eigener, überlegter Überzeugung von unumstößlichen Tatsachen.“

„Was ist an menschlicher Erkenntnis unumstößlich?“

Die Frage traf.

„Nichts,“ sagte der Pastor ernst. „Auch habe ich hier nicht zu richten, sondern nur zu trösten. Ihnen kann nur anteilvoller Glauben meinerseits Trost bringen, so muß ich ihn denn zu finden wissen.“

Nun proteſtierte Franz. „Das wäre kein Glauben und kein Troſt! Sie wollen ſich zwingen, zu glauben, wo Sie in Wahrheit nicht glauben.“

„Verirren wir uns nicht. Im Grunde ſoll ich doch nicht nur glauben, ſondern mich überzeugen laſſen, daß Sie unſchuldig ſind. Nun, ich ſuche den Weg zu Ihrem Herzen; iſt dies einer, ſo werde ich ihn bereitwillig gehen. Reden Sie, ich höre aufmerkſam zu.“

Franz lehnte ſich zurück und ſtarrte zur Decke empor. „Im Bericht wird ſtehen: Der Mörder leugnete hartnäckig bis zur letzten Sekunde. Ich aber bin kein Mörder und möchte einen, einen einzigen Menſchen zurücklaſſen, der den Kampf für meine Unſchuld fortſetzt, den Kampf für meinen guten Namen. — Sehen Sie, Herr Paſtor, ich habe auf Umwandlung der Todesſtrafe gehofft, zuverſichtlich gehofft, denn bisher war dieſe Umwandlung die Regel, dann aber auch, weil ich mir ſagte, wo Leben iſt, da iſt noch Hoffnung auf den endlichen Sieg der Wahrheit. Daß nun ſo plötzlich alle Möglichkeit zuſammenbricht, das iſt es, was mich niederwirft. Sterben müſſen wir alle, der eine etwas grauenvoller als der andere, da gibt's keine Wahl, aber —“

Franz brach ab und ſtützte den Kopf in beide Hände.

Der Geiſtliche legte ihm leiſe die Hand auf die Schulter. „So erzählen Sie mir,“ ſagte er, „wie alles kam; ich will alles vergeſſen, was ich bisher wußte, will Ihrem Worte folgen, und kann ich dann vor Gott und Gewiſſen auch nur für möglich halten, daß Ihnen unrecht geſchah, ſo will ich nun und in Zukunft für Ihren guten Namen eintreten, deſſen ſeien Sie gewiß. Was ich erreiche, ſteht freilich in eines Höheren Hand.“

„Ich verlange nicht mehr, als Sie verſprechen. Ich danke Ihnen, Herr Paſtor, es gibt keinen anderen Troſt mehr für mich als dieſen.“

„Weshalb haßten Sie den Ermordeten? Sie haßten ihn doch?“

„Ja, ich habe ihn gehaßt, und er haßte mich. Seit Jahr und Tag mochten wir uns nicht leiden. Er bewarb sich um die Gunst eines jungen Mädchens. Mir ist gesagt worden, mit Erfolg, bis jenes junge Mädchen zufällig Zeuge war, wie ich einen Menschen vom Tode des Ertrinkens rettete. Da wandte die Liebe sich mir zu, und ich habe sie erwidert.“

„Fräulein Grete Lohoff?“

„Jawohl, Herr Pastor. Ich wollte den Namen nicht nennen. Bei einem Waldfeste wurde ich ihr vorgestellt. Sie hat mich geliebt, ehe ich sie liebte, jetzt freilich hat sie mich auch aufgegeben, ehe ich aufhören konnte, sie zu lieben.“

„Wäre das der ganze Grund des Hasses?“

„Nein, Herr Pastor. Als ich nachträglich erfuhr, daß Schiedler meiner Geliebten einst nicht gleichgültig gewesen sei, haßte ich ihn zuerst. Eine törichte, häßliche Empfindung — ich büße nun dafür.“

„Und das währte Jahr und Tag?“

„Im stillen — ja, dann rächte er sich. Er beobachtete mich und verleumdete mich. Im ‚Waldbusch‘ wurde eine Spielhölle entdeckt, man fand nicht alle Teilnehmer. Unter denen, die der Strafe entwischt sein sollten, wurde auch ich genannt. Ich erlangte die feste Überzeugung, daß die Verleumdung auf meinen Feind zurückzuführen war. Ich konnte es nicht beweisen, und in ohnmächtiger Empörung habe ich damals gedroht, den Buben über den Haufen zu schießen, wenn —“

„Zu Ihrem Chef, dem Geheimrat Sarten, sagten Sie das?“

„Ja, Herr Pastor, er hat Wort für Wort die Wahrheit bezeugt vor Gericht; die Drohung sprach ich aus,

als mir der Geheimrat erklärt hatte, daß ich die Verleumder zur Rechenschaft ziehen müsse, um meine Stellung und meinen Namen zu schützen. Dumme Schwätzer hatten die Behauptung herumgetragen, Leute, die nun bangten, für eine Unvorsichtigkeit gerichtlich bestraft zu werden. Den Verleumder ahnte ich mit dem Instinkte der Hassesgegenseitigkeit, aber ich konnte ihn nicht fassen."

„Sie ahnten doch aber nur, Sie wußten doch nicht sicher, daß er Sie verleumdet hatte?"

„Ich hatte keinen anderen Feind."

„Weiter!"

„Auch in die Familie Lohoff war der Klatsch gedrungen, und mein Empfang fiel sehr verändert aus. Die Frau Stadtrat sprach den ganzen Abend von nichts anderem als von der verwerflichen Lasterhaftigkeit des Spieles. Herr Lohoff erklärte, die Spielleidenschaft mache jedes Vertrauens unwürdig, und der gewerbsmäßige Glücksspieler sei moralisch nicht besser als ein Straßenräuber. Alles das wurde ohne Nennung meines Namens erörtert, aber gerade die unfaßbare Tücke der Beleidigung schmerzte am tiefsten. Innerlich lodernd vor Zorn, kam ich damals nach Hause. Ich suchte einen Freund auf und bat ihn um Rat und um Hilfe. Er wollte mit Schiedler sprechen und —"

„Der Erfolg?"

„Brachte mich zur Verzweiflung. Höhnisch wies der boshafte Verleumder meinen Freund zurück und fügte hinzu, es freue ihn, daß endlich auch der Familie Lohoff die Augen aufzugehen schienen. Die betörte junge Dame beginne ihn wieder zu bemerken, was seit der schönen Rettungskomödie nicht mehr der Fall gewesen sei. — Am selben Tage wurde ich dann nochmals in das Empfangszimmer des Direktors befohlen.

Herr Geheimrat Sarten forderte kategorisch, daß ich die Verbreiter eines Leumunds, der mich als Bankbeamten unmöglich mache, zur Verantwortung zöge. Ich war ratlos und dachte an Selbstmord."

„An Gott dachten Sie nicht, an den Trost nicht, der aus der Beratung mit ihm kommt?"

„Nein."

„Weiter!"

„Ich kaufte die unglückselige Waffe, ohne mir völlig klar zu sein, wozu ich —"

„Und vor dem Untersuchungsrichter leugneten Sie den Kauf, er wurde Ihnen erst durch das Zeugnis des Verkäufers bewiesen."

Franz ließ den Kopf sinken und sagte leise: „Ja, und diese unsagbar dumme Lüge hat mein Schicksal entschieden. Ach, Herr Pastor, glauben Sie mir in dieser Stunde, da mich keine Lüge mehr retten kann, daß ich jetzt die Wahrheit sage!"

„Ich will's versuchen. Weiter!" Die Stimme klang gut und freundlich wie vorher, aber ein Klang vermehrter Traurigkeit schien in ihr zu zittern.

„Mit dem Revolver in der Tasche ging ich Abends zur Wohnung Schiedlers. Was ich wollte? Ach, ich weiß es selbst nicht. Ihn zwingen, daß er mir zur Herstellung meiner Ehre verhelfe, daß er mein Liebesglück nicht weiter störe, ihm drohen, daß ich mich vor seinen Augen töten würde, falls er sich weigere — das alles wirbelte mir in ungeklärten Plänen durcheinander. Aber ihn zu töten, die Absicht trat mir nie klar ins Bewußtsein. Drei Abende nacheinander umschlich ich sein Haus und kam zu keiner Ausführung eines Planes, weil ich keinen hatte."

„Darf es Sie wundern, daß die, welche Sie bei solchem Treiben beobachteten, Ihnen den nächst-

liegenden Plan Ihrer tödlichen Feindschaft unterschoben?"

„Nein, Herr Pastor, das durften, das mußten sie wohl, und die Kette der Scheinbeweise wurde noch enger. So viel war mir klar: ich mußte mit Schiedler allein sein, die Aussprache, welche ich mit ihm zu erledigen hatte, duldete keinen Zeugen, schon um der Dame willen, die ich liebte. So forschte ich bei dem Dienstmädchen eines Nachbarn aus, wann die Wirtschafterin Schiedlers das Haus verließ, und er allein zu treffen war."

„Auch das wurde unter Eid bezeugt. Aber das alles wäre minder beweiskräftig gewesen, wenn Ihnen nicht eine grobe Unwahrheit nachgewiesen worden wäre, die des Waffenkaufs. Wer einmal einer Lüge überführt ist, muß wissen, daß er auch im übrigen unglaubwürdig erscheint."

„Das sehe ich heute ein, Herr Pastor. Aber so klar, so vorbedacht urteilte ich damals nicht. Am 12. Juli — es war ein Gewitter niedergegangen, und der Regen floß noch leise — stand ich zum dritten Male vor dem Hause. Ich war zuvor bei meinem Freunde gewesen und hatte ihm geschworen, diesmal solle eine Entscheidung fallen. Er hatte mich bestürmt, mit ihm noch einmal alles zu beraten, ich aber war davongerannt und atemlos vor Schiedlers Haus gekommen. Hier verließ mich alles, Überlegung und Todesmut. Ich schleuderte den Revolver von mir und lief in die Nacht hinaus. Im nassen Grase des Lärchenwaldes habe ich zwei oder mehr Stunden gelegen; in fiebernbem Frost kam ich dann nach Hause, dort wurde ich verhaftet."

Der Geistliche stand auf. „Und der Mord," fragte er ernst, „wäre inzwischen begangen worden, an dem begangen worden, den Sie tödlich haßten, mit der Waffe

begangen worden, die Sie gekauft und deren Besitz Sie dann bestritten hatten?"

Franz stöhnte. „Es ist wahr, die Beweise erdrücken mich, und auch Sie werden zweifeln müssen an dem, was ich Ihnen angesichts des Todes sage."

„Armer junger Freund, ich mühe mich, es nicht zu tun."

Eine lange bange Pause verstrich, dann sagte Franz: „Als mich am anderen Morgen der Untersuchungsrichter vernahm, erfuhr ich erst von Schiedlers Tod. Ich hatte geglaubt, nur deshalb verhaftet zu sein, weil man mich mit der Waffe gesehen und daraus auf eine Bedrohung des Verhaßten geschlossen habe. Die Mitteilung des Untersuchungsrichters machte mich völlig fassungslos, und in diesem Zustande bestritt ich den Besitz der Waffe ohne jede Ahnung, wie verhängnisvoll mir solch unsinniges Leugnen werden konnte."

„Es mußte verhängnisvoll werden."

Wieder trat eine Pause ein, und die rostig heisere Stimme der Turmuhr klang hinein mit einem zitternd dröhnenden Schlage.

Halb fünf! Noch zwölfeinhalb Lebensstunden!

„Herr Pastor?"

Die Stimme klang fragend, flehend.

„Armer junger Freund, Sie fragen nun nach meinem Urteil. Ich kann denen nicht widersprechen, welche Sie nach menschlichem Ermessen richteten, ich vermag nicht in Ihr Herz zu schauen, aber es treibt mich, Ihnen zu sagen, daß ich glauben will, was Sie mir anvertrauten. Ist alles das wahr, so mögen Sie leichter sterben, denn dann wird ein Erbarmer droben Sie entschädigen für das hier erlittene Unrecht."

Da faßte Franz Rähnisch des Seelentrösters Hand und bedeckte sie mit seinen Küssen. Durch die Stimme

aber zog's wie schluchzende Freude, als er stammelte: „Dank, vielen Dank!“

— — — — — — — — — — — — —

Dann kam die Nacht, die endlos lange Nacht. Der Verurteilte brach endlich zusammen, todmüde von den wilden Erschütterungen seines Gemüts. Speise und Trank lehnte er ab.

Der Geistliche betete leise. Die Wärter standen scheu flüsternd. Als die heisere Turmuhr die zweite Morgenstunde kündete, schlief der todgeweihte Mann ein.

Drittes Kapitel.

Im Stadtpark fiedelten die Geigen und jauchzten die Trompeten. Die drei Eisheiligen hatten ausregiert, und wie eine plötzliche Glutwelle aus den Tropen war mit dem heutigen Tage der Sommer gekommen. Lau wehte der Nachtwind durch blütenschwere Zweige, und während an den Tischen die älteren Konzertbesucher plaudernd saßen, tummelte sich das junge Volk in den Parkanlagen, aus denen da und dort ein bunter Lampion glühte, nicht zu viel Helligkeit verbreitend und doch diese vortäuschend.

Der Park zog sich an einer Berglehne aufwärts, und an einer Lichtung, die schönen Ausblick auf die Stadt bot, waren Sitzplätze angelegt. Hier herauf scholl nur gedämpft, leise und verklingend die Musik.

Jetzt stieg die bleiche Mondscheibe voll und rund hinter den zackigen Konturen der Türme und der Häusergiebel empor und übergoß das weiße Birkengeäst mit blendendem Silberglanze.

„Wir steigen zu weit hinauf,“ sagte Grete Lohoff zu ihrem Begleiter, der ihr soeben die Hand reichte, damit sie eine letzte Steinstufe leichter ersteige.

„Niemand vermißt Sie,“ flüsterte dieser zurück. „Die

Frau Mama hat Sie an den steuerrätlichen Tisch beurlaubt, und wir sind nun die suchen gegangen, welche wir dort nicht mehr fanden. — Und hier ist es so wunderschön still! Der Stadtkapellmeister dringt nicht bis hierher mit seinem Geigengekrächze, die alles begaffenden Augen ränkesüchtiger Tanten und Basen sind ohnmächtig, die Blüten duften berauschend, der Mond lacht verschwiegen und — hören Sie's jetzt? — dort links im Busch beginnt eine Nachtigall zu schlagen."

„Ja, es ist herrlich," sagte Grete tief aufatmend.

Beide horchten eine Weile auf den Vogelgesang.

„Also morgen darf ich mich nach dem Befinden der Frau Stadtrat persönlich erkundigen, Fräulein Grete. Soeben habe ich die Erlaubnis erhalten. Frau Mama ist überhaupt sehr liebenswürdig zu mir."

Grete lachte.

„Der gestrenge Herr Vater freilich hat wohl geschäftlichen Ärger, denn er wollte gar nicht mit einstimmen in den wundervollen Humor der gnädigen Frau Mutter."

„Möglich, Herr Assessor. Übrigens fehlt ihm auch wohl der dritte Mann zum Skat, denn der Apotheker ist ausgeblieben. Wenn Sie also im Reich der vier Wenzel Bescheid wissen, würden Sie Papas Laune leicht verbessern können."

„Habe ich bereits versucht, bin aber glänzend abgefallen. Er mag heute überhaupt nicht spielen, der ungnädige gnädige Herr Papa."

„Wirklich?"

„Um so entzückter bin ich, mich Ihnen widmen zu dürfen. O, Fräulein Grete, wenn es sein dürfte, möchte ich mich Ihnen noch mehr widmen, immer widmen —"

Der braunlockige Kopf unter dem durchbrochenen Hutgeflecht flog etwas kokett herum. „Das tun Sie

ja schon, Herr Assessor. Frau Steuerrat Peters hat mir anvertraut, daß sie anfange, die Widmung auffällig zu finden. Das ist doch Unsinn — nicht wahr? Wir spielen Ball miteinander, wir tanzen wohl auch zusammen und belauschen gelegentlich eine Nachtigall. Was geht das aber andere Leute an? Und jetzt wollen wir zum Konzertplatze zurück. Hier oben finden wir den guten Steuerrat mit Familie doch nicht. Er scheint mit seinen zwei Zentnern Nettogewicht die Ebene vorzuziehen."

Sie wandte sich in den abwärtsführenden Laubengang.

Da faßte der junge, stürmische Begleiter ihre Hand. „Ja, Grete," stieß er hastig hervor, „was geht das andere Leute an? Aber uns geht diese wunderbare Stunde sehr an, eine Stunde voll Frühlingsglück und lauschiger Schönheit — in ihr will ich einen Urteilsspruch von diesen Lippen verlangen, ob auch ich glücklich zu sein hoffen darf."

Grete wehrte ihm nicht, als er sie an der Hand näher zog. „Das ist ja aber ein Überfall!" sagte sie, aber es klang ohne jeden Hauch von Unzufriedenheit.

„Nennen Sie es so! Die Maiennacht macht kühn."

Die Nachtigall war näher geflogen und schmetterte in sehnsüchtigem Schluchzen aus dem dunklen Gebüsch.

Der Assessor riß die schlanke Gestalt an sich und flüsterte: „Daß ich dich liebe, Grete, weißt du, mußt du ja wissen — und daß auch du mich liebst, erkenne ich jetzt."

Ein Windstoß fuhr durch die Bäume, der Sänger erschrak und verstummte.

Da raffte sich Grete auf aus dem anscheinenden Selbstvergessen dieser berauschenden Minute und sagte entschieden: „Wir müssen zurück!"

„Ja, mein Lieb, und morgen werbe ich in aller Form um meine liebe kleine Braut.“

Sie huschte durch die dunklen Laubenwege, daß er ihr kaum hätte folgen können, wenn nicht das helle Kleid dann und wann zu erkennen gewesen wäre.

Jetzt war sie am Tische der Eltern, und harmlos fröhlich sagte sie: „Die Familie Peters ist nirgends zu finden, trotzdem mir der Herr Assessor treulich hat suchen helfen.“

Dieser erschien eben auch am Tische und bestätigte den an ihm gerühmten Eifer.

Frau Stadtrat Lohoff aber zog ruhig eine abgestrickte Nadel heraus und sagte: „Wo mögen Sie nur gesucht haben? Vor einer Viertelstunde sind Apothekers gekommen, und bei ihnen, zwei Tische von hier, hat auch die Familie Peters Platz genommen. Ein Assessor der Staatsanwaltschaft sollte eigentlich findiger sein.“

Während der Assessor sich plaudernd bei Frau Lisbeth niederließ, war Grete an den Nachbartisch geeilt. Sie fand dort in Agnes Peters eine Altersgenossin und Freundin. In deren Arm hakte sie sich ein, und lebhaft auf sie einsprechend zog sie sie fort.

Ein Blick noch flog zurück zu dem Assessor. Ob er der Mutter schon beichtete? Ihr wär's genehm gewesen, dann sparte sie selbst sich das Geständnis.

In der Tat beichtete der Assessor, der die gute Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen wollte.

Mit gutgespieltem Erstaunen hörte ihm die Frau Stadtrat zu und sagte dann, ihn eine bange halbe Minute wohlbedacht auf die Antwort warten lassend: „Mein lieber Herr Assessor, ich wollte Ihnen soeben einen ernsten Vorwurf machen, denn einer sorgsam über das Glück und den guten Ruf ihrer Tochter wachenden Mutter entging es nicht, wie Sie vor einer halben

Stunde das törichte Mädchen entführten. Und Frau Steuerrat Peters, die alles sieht und alles weiß, was in Güldenburg geschieht, hat das natürlich auch bemerkt, ja sie erzählte mir mit freudiger Lebhaftigkeit, daß sie das ‚reizende Paar' auf der Stephansterrasse habe stehen sehen."

„O, gnädige Frau, wir bewunderten den Mondaufgang und —"

„Natürlich, sehr natürlich! Aber Sie waren etwas zu einsam für unser Klatschnest, und außerdem sehe ich ja nun, daß wenigstens Sie Ihre Bewunderung nicht auf den Mond beschränkt haben. Was machen wir nun mit Ihnen?"

Er faßte nach ihrer Hand und flüsterte: „Machen Sie mich glücklich und sagen Sie ja."

Sie zog hastig die Hand zurück, da er eben Anstalt machte, sie zu küssen. „Das darf ich nicht, lieber Assessor, denn ich kann den Entschlüssen meines Mannes nicht vorgreifen."

Ihr Blick flog hinüber zu dem Tische der Familie Peters. Eben war der Stadtrat dort erschienen und sprach mit dem Steuerrate, während dessen Gattin mit spähenden Blicken den ganzen Konzertgarten überflog.

„Aber ich darf doch Ihrer Fürsprache sicher sein, gnädige Frau, wenn ich mich an den Herrn Stadtrat wende?"

Sie lächelte ihn mütterlich an. „Ach, was bleibt mir denn noch übrig, wenn Grete, das ungehorsame Kind, mit Ihnen Mondaufgänge studiert!"

„Dank, tausend Dank, gnädige Frau!" —

Grete und Agnes schritten über den Kiesplatz Arm in Arm; sie steuerten gerade auf den Lohoffschen Tisch zu.

Der Assessor verneigte sich mit strahlend glücklichem Gesicht vor der Frau Stadtrat, warf aufschauend einen

beredt zärtlichen Blick in Gretes fragende Augen und eilte dann an den Nachbartisch.

Frau Steuerrat Peters fing ihn sofort ab. „Ei, da ist ja der Herr Assessor!“ rief sie. „Schon von der Bergpartie zurück? Wundervoll, diese Maiennacht — nicht wahr? Wer hätte das gestern gedacht, da hatten wir noch Nachtfrost, und nun dieser Umschlag.“

„Ja — ganz kolossal!“ beteuerte der verlegene junge Mann, der gern weiter wollte.

Aber die energische Dame hielt ihn fest, verflocht ihn derartig in einen Fragenschwall, daß der Stadtrat sein Gespräch mit Herrn Peters beendet hatte und an seinen Tisch zurückgekehrt war, ehe der Assessor sich losmachen konnte.

Grete und ihre Mutter hatten auch einen Blick gewechselt, und die kluge Tochter zog ihre Freundin wieder mit fort an deren Tisch; sie hatte sofort begriffen: Erwins Werbung war erfolgt, und die Mutter wollte mit dem soeben herankommenden Vater allein sein.

„Emil!“

Der Stadtrat beeilte sich, an die Seite der Gattin zu treten.

Sie wies auf den Stuhl neben sich und sagte: „Es ist über alle Erwartung gut gegangen. Grete ist ein kluges Mädchen —“

„Ja, das hat sie von dir.“

„Laß jetzt die Faxen, Emil — sie hat sich soeben verlobt.“

„Donnerwetter!“ Sein Gesicht zeigte ein Gemisch von Staunen und Mißvergnügen.

Frau Lisbeth sah ihn strafend an. „Du scheinst ja nicht im mindesten erfreut zu sein?“

Lohoff bohrte verlegen mit einer Fußspitze im

Sande. „Weißt du, Lisbeth, daß sich Grete gerade diese Nacht aussucht zur Verlobung, ist doch ein wenig —“

„Ist geradezu genial. Mit allem anderen laß mich in Ruhe. Der Assessor sucht dich, noch hält ihn die Steuerrätin fest; wenn er frei ist, läßt du dich von ihm finden, allein finden, dann geht alles, wie es soll, und der Familie Peters teilen wir das Ereignis in strengstem Vertrauen sofort mit, das ist so gut, als ob es bereits in der Zeitung gestanden hätte.“

„Na, sag einmal, bist du denn ganz fest entschlossen, diese Werbung anzunehmen?“

Lisbeth sah den Gatten an, als fürchte sie für seinen Verstand, dann lächelte sie mitleidig. „Dein wehleidiges Gesicht wird dich als Brautvater einfach lächerlich machen. Und Brautvater bist du, daran ist nichts mehr zu ändern.“

„Grete liebt ihn wirklich?“

„Selbstverständlich.“

„Na, dann will ich auch gar nichts ändern — also, los!“

Er schlenderte harmlos den Kiesweg hinauf nach dem Restaurationsgebäude. Rasche Schritte knirschten im Sande und, den Hut tief herunterziehend, stand der Assessor neben ihm.

Frau Lisbeth schaute einen kurzen Augenblick hin, denn sie fühlte die Augen der Frau Steuerrat auf sich ruhen, und es gelüstete sie, die bevorstehende Überraschung mit ganzer Wucht wirken zu lassen.

Eben setzte die Musik schmetternd zu einem Marsche ein, so daß jede Unterhaltung auf dem Kiesplatze unmöglich wurde. Lohoff und der Assessor schritten daher die Freitreppe des Schweizerhauses hinauf und verschwanden im Innern.

Draußen aber tobte die Musik, klapperten Gläser,

Tassen und Stricknadeln, blitzten die Lichter, schwärmten Maikäfer, wogten die mondübergossenen Baumwipfel geräuschlos im Winde.

Eine Mainacht voll Naturzauber und lautem, lustigem Leben.

Das klang sogar hinüber bis an ein kleines Haus am Waldabhange, wo ein hagerer alter Mann mit grausträhnigem Vollbarte an seinem Schreibtische saß — Professor Sprenck.

Er hatte die Fensterflügel geöffnet, um die herrliche Frühlingsluft herein- und den Tabaksqualm, der seiner langen Pfeife entstammte, hinauszulassen.

In leisen Tonwellen nur scholl der fröhliche Lärm aus dem Stadtparke herüber und störte den einsam arbeitenden Mann nicht.

Zurzeit hatte er eben sauber geschichtete Papierstöße beiseite geschoben und die Bände, welche seinem Quellenstudium dienten, in die Regale zurückgestellt. Bis nach Beendigung seiner Tagesarbeit pflegte er die eingelaufene Post liegen zu lassen, jetzt griff er nach ihr.

Ein Schreiben aus Ockerried erfaßte er zuerst. So hieß sein Besitz, den er von einem Mutterbruder geerbt hatte, hoch oben im Nordosten des Deutschen Reiches, in Buchen- und Tannenwäldern gelegen, ein stilles, weltabgeschiedenes Fleckchen, aber ein großer und durch seine Forstkulturen einträglicher Besitz.

Sprenck faltete den Brief auseinander, der mit steiler, dicker Schrift allerhand Geschäftliches meldete.

Der alte Sievert, sein getreuer Verwalter, scharrte ihm Reichtümer zusammen und häufte sie in den Stahlkammern der Reichsbank auf. Für wen eigentlich? Der verdüsterte Junggeselle fragte sich's mitunter, und dann ging sein Blick zu einem Bilde, das mitten zwischen aufgetürmten Büchern, Steinsamm-

lungskästen, Globen und Hünengräberurnen hervorlugte.

Ein dunkel-, fast schwarzhaariger Mädchenkopf. Die Frisur die einer längstvergessenen Zeit. Das Papier des Bildes war vergilbt, aber die Aquarellfarben hatten ausgehalten.

Die Farben nur, denn das liebliche Weib hatte ihn, ihren Verlobten, aufgegeben; der gefeierte französische Kapellmeister, der im Franzosenkriege als deutscher Gefangener nach Stettin gekommen war, hatte den ungelenken, viel älteren Gymnasiallehrer ausgestochen, und als der Gefangene frei wurde und in die Provence zurückkehrte, verschwand die schöne Else mit ihm. Ein sentimental-kluger Abschiedsbrief, wie streng sie sich geprüft habe und wie es ihr nun eine Pflicht sei, ihm sein Wort zurückzugeben, benachrichtigte den Verlassenen. Dann ward's lange, lange Jahre still, und er blieb einsam.

Wenn Else ihm Treue gehalten hätte, welch anderes Leben hätte sich ihm aufgetan, wie würde er sie mit dem Erbreichtum beglückt und geschmückt haben!

Alljährlich einmal ging der Professor selbst nach Ockerried, dann saß er mit August Sievert, dem angestammten Statthalter seines Reiches, auf der laubumrankten Veranda des Herrenschlosses oder im Jagdhause von Dunkelmühl, und der diensteifrige Wirt holte bemooste Flaschen aus dem Keller, denn er hielt eine besondere Sorte für des Professors Geschmack, und sie tranken, von alten Zeiten und alten Erlebnissen plaudernd.

Beim Lesen der harten, schweren Schrift stand der knorrige Freund anschaulich vor Sprencks Augen, der und die ganze liebe, traute Familie Sievert. Da war sie, die flachsblonde, behaglich runde und gesunde Frau.

Eine Sechzigerin bald, aber flink und lebendig. Immer heiter, immer zufrieden und immer hilfsbereit. Da waren drei Söhne, prächtige Waterkantgestalten, junge Waldrecken, jeder schon in seinem Beruf, jeder tüchtig und zwei gut versorgt durch eigene Tüchtigkeit. Zwei auch schon verheiratet. Sie kamen nur besuchsweise nach Ockerried oder vielmehr nach Dunkelmühl, denn im Jagdhause von Dunkelmühl wohnte Frau Sievert lieber. Sie brauchte das Waldrauschen, die Waldluft, und in den weiten Wiesengründen von Ockerried, in den Kunstanlagen des alten prächtigen Parks mit Marmorstatuen, Steinbänken, Bassins und Terrassen war's ihr zu vornehm.

Dunkelmühl war gemütlicher.

Dort schaltete sie nimmermüde, das ganze Hauswesen zugleich mit einer sonnigen, mütterlich liebevollen Heiterkeit durchleuchtend. Ihr war noch kein Dienstmädchen davongelaufen, kein Knecht und keine Taglöhnerin entsannen sich böser, zänkischer Worte. Wenn sich Schatten des Ärgers und der Trauer auf das gute, liebe Gesicht legten, dann schnitt es den Sündern in die Seele, und sie mühten sich ohne Tadel, wieder gutzumachen, was sie versehen hatten.

Ach ja, es war schön in Dunkelmühl, und den stillen Leser packte es wie leise Sehnsucht.

Was hielt ihn, warum reiste er nicht zu diesen guten, aufrichtigen Menschen, die ihn lieb hatten, wie sie eigentlich jedermann lieb hatten, aber ihn doch wohl ein bißchen mehr? Er schüttelte bei dieser Gedankenfrage das Haupt. Eine ernste, anregende und dringende Arbeit hielt ihn fest.

Dunkelmühl oder Ockerried lagen zu weltfern, wenn die Arbeit ihn nötigte, eine Bibliothek zu besuchen, ein Museum in Anspruch zu nehmen.

Aber wenn der letzte Band, an dem er jetzt schrieb, abgeschlossen sein würde, dann wollte er seine lieben Sieverts nicht länger entbehren, so wenig wie den alten Rauentaler, der noch einmal so goldig blinkte, wenn ihn Frau Minna selbst kredenzte.

Ein hellerer Trompetenton, der vom Stadtpark herübergellte, weckte den alten Herrn aus seinen frohbeschaulichen Gedanken. Eine dicke Tabakswolke blies er vor sich hin, und wie er den zerfließenden Rauchschwaden nachschaute, fiel sein Blick wieder auf das Bild Elses.

Sie war lange verschollen gewesen, und dann hatte er doch von ihr vernommen. Von Else Werner nicht, wie sie einst hieß, auch von Else Clairmont nicht, als der Gattin des einstigen französischen Kriegsgefangenen, aber von Eliza Borodin, der großen, berühmten Geigerin, die die musikalische Welt bezauberte, die ein weiblicher Paganini genannt wurde.

Dann brachten Zeitungen ihren Nachruf. In Moskau hatte sie dem Feste eines russischen Fürsten beigewohnt, leidenschaftlich getanzt und bei der Heimfahrt trotz Pelzes und Decken in barbarischer Winterkälte sich den Tod geholt. Da erfuhr der vergessene und verlassene Geliebte den Lauf ihres reichbewegten Lebens. Sie hatte auch Clairmont verlassen und war nach erlangter Scheidung eines russischen Bojaren Weib geworden. Iwan Borodin hatte ihr Reichtümer vorgelogen, die er nie besaß, hatte ihr Laster verheimlicht, deren er dafür um so mehr besaß, und war dann eines Tages nach Sibirien verschickt worden. Sie aber hatte zur Geige gegriffen und war die große, vergötterte Künstlerin geworden.

Allein die großen Einnahmen waren in ihren Händen zerflossen und zerstoben, sie war in glänzender Lebenslage, aber doch arm gestorben.

Zwei Kinder hatte sie hinterlassen, aber wo diese aufwuchsen, erwähnte keiner jener Nachrufe, und seitdem waren viele, viele Jahre ins Land gezogen.

Vorbei — alles vorbei!

Unter dem Fenster des Professors zog sich die Talpromenade entlang, der nächste Weg von der Stadt zum Schützenhause und zum Stadtpark.

Jetzt näherten sich eilige Männerschritte. Sprenck stand auf und trat ans offene Fenster. Im Lichte der gegenüber brennenden Laterne sah er, daß der im Laufschritt dahereilende Mann Uniform trug. Blanke Knöpfe blitzten im Laternenlichte. Der eilige Läufer atmete schwer. Der Weg stieg bergan, und die anstrengende Gangart schien schon eine längere Zeit eingehalten worden zu sein.

Sprenck blickte dem keuchend Weitereilenden nach. Der bog jetzt rechts ab in den überbuschten Kiesweg, der zum Konzertgarten führte.

Der Professor schloß das Fenster und trat zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Im Stadtparkgarten sagte die Frau Stadtrat Lohoff zur Frau Steuerrat Peters: „Ja, liebe Florentine, wo sich die Herzen gefunden haben, dürfen zärtliche Eltern nicht trennen."

„Ganz meine Meinung."

„Aber es bleibt wohl vorläufig unter uns, den engsten und besten Freunden — nicht wahr?"

„Aber, Liebste, völlig unter uns, das versteht sich doch wohl von selbst! Nur gratulieren dürfen wir doch, wir, die den Vorzug haben, von dem großen Glücke zuerst zu wissen."

Sie schritt auf Grete und den Assessor zu, die bei dem Stadtrat, dem Steuerrat und Agnes standen.

„Also das ist auf der Stephansterrasse geschehen,

mein lieber Herr Assessor?" sagte sie. „Und du, süße Grete, bist eine ganz Heimliche, nicht einmal deiner besten Freundin Agnes etwas zu verraten! — Aber jedenfalls die herzlichsten, innigsten Glückwünsche —"

Sie streckte beide Hände aus, und der lächelnde, sich respektvoll verneigende Assessor wollte eben die eine erfassen, da klopfte ihm jemand leise auf die Schulter, und eine keuchende Stimme flüsterte: „Herr Assessor, Herr Assessor!"

Der Angesprochene fuhr herum. Ein Gerichtsbote stand vor ihm. „Nanu, Heibert, was gibt's?"

„Der Herr Assessor möchten sofort zum Herrn Staatsanwalt kommen," keuchte der Bote. „Ich habe den Herrn Assessor daheim und in der ‚Reichskrone' gesucht. Und die Sache ist sehr eilig —"

„Gut, ich komme sofort!" Er wendete sich zu den ebenfalls überraschten Familien Lohoff und Peters zurück und sagte: „Ein dienstlicher Auftrag von großer Dringlichkeit nimmt mich in Anspruch. Ich bitte, mich sofort empfehlen zu dürfen."

Er küßte der Braut und der Schwiegermutter die Hand und verneigte sich vor den übrigen. Dann folgte er rasch dem Gerichtsboten, welcher ihn am Gartenausgange erwartete.

„Daß dieser schöne Abend so jäh gestört werden muß!" seufzte Frau Lisbeth.

„Ja — Dienst ist Dienst," bemerkte der Steuerrat.

„Was kann da bloß passiert sein?" fragte seine Gattin.

Dann trat eine lange Pause der Ratlosigkeit ein. Das Pistonsolo war zu Ende, und der Beifall brach los. Mehrere Tischrunden der Nachbarschaft aber vergaßen zu klatschen. Sie hatten den Boten auch gesehen und des Assessors schleunigen Abschied wohl bemerkt.

Da gab's zu flüstern und zu kombinieren. Ob Rähnisch etwa ausgebrochen war? Ob er sich etwa erhängt hatte? Ob er ein Geständnis ablegen wollte?

Mit ihm, darüber war man einig, hing die Geschichte unbedingt zusammen.

Und auch Grete wurde es auf einmal, als zöge ihr ein eisiger Schauer über den Leib.

An Franz hatte sie nicht mehr gedacht, nicht an ihn denken wollen — und jetzt zwangen sie alle ihre Gedanken zu ihm hin.

Mit dem Verlobungskuß auf den Lippen, stand sie hier in der hellen, herrlichen, schönen Frühlingsnacht, ganz von Glück und Lebenslust erfüllt, und dort wartete der, der sie einst geküßt hatte, in Schmach und Todesgewißheit!

Ein Frostschauer durchschüttelte sie. Des Vaters Blick aber ruhte auf ihr, ein stiller und doch so laut fragender Blick.

Lohoff zog die Uhr. „Bald Mitternacht, ich denke, wir gehen heim, Lisbeth."

(Fortsetzung folgt.)

Die Flucht.

Eine beinahe buchſtäblich wahre Geſchichte

von Karl Bienenſtein.

Mit Bildern von
Richard Mahn.

1.

(Nachdruck verboten.)

Solches iſt geſchehen im Kriegsjahre 1866. Hinter dem Heurofflhofe, der abſeits des Dorfes auf einer Anhöhe liegt, ſtand eine mächtige Scheune, und hinter dieſer wieder ein Hollerbaum. An dem ſchönen, warmen Maiſonntagabend, an dem dieſe Geſchichte beginnt, ſaß auf dieſem Hollerbaum ein Spatz. Er war munter und guter Dinge, hüpfte fröhlich zwitſchernd auf einem Zweige hin und her, drehte das graue Schelmenköpfchen und lugte mit ſeinen zwei ſchwarzen Spitzbubenaugen zur Bank hinab, die unter dem Baum ſtand, wo er etwas ſah, was ihn ſehr intereſſierte. Plötzlich aber ſtieß er ein entſetztes Gekreiſch aus und flog ſo ſchnell, als er konnte, von dannen.

Der Grund dieſer merkwürdigen Naturerſcheinung war, daß ein junger Mann, namens Engelbert Wieſeneder, ein ſchmuckes Mädel von etwa zweiundzwanzig Jahren, welches ſich Thereſia Wegſteiger ſchrieb, aber gewöhnlich „die ſchöne Reſerl vom Heurofflhof“ genannt wurde, ſo ungeſtüm in die Arme ſchloß, daß es faſt ausſah, als wolle er beſagtem Mädchen ſämtliche Knochen im Leibe entzweidrücken. Dazu preßte er

seine Lippen so stark auf die der schönen Reserl, daß sich diese vor der drohenden Erstickungsgefahr nicht anders zu retten wußte, als indem sie mit der Rechten schnell nach dem Schnurrbart des jungen Mannes griff und einen energischen Zupfer daran tat. Das hatte zur Folge, daß Engelbert Wieseneder seine Lippen von denen der Reserl entfernte und außerdem seine umklammernden Arme von ihren Schultern löste, weil er sich gezwungen sah, die männliche Zierde seines hübschen Gesichtes zu schützen.

„Au — das tut ja weh!" rief er leise und vorwurfsvoll.

„Und wenn du einen schier erdruckst und busselst, daß man kaum mehr schnaufen kann, meinst du, daß das wohl tut — he?"

„Seit wann tut dir denn ein Bußl weh?" fragte er mit berechtigtem Erstaunen und machte Miene, durch eine genaue Wiederholung oben beschriebenen Vorganges zu beweisen, daß sie sich unrichtig ausgedrückt haben müsse.

Aber sie streckte ihm abwehrend die Hände entgegen und sagte: „Na, na, jetzt ist's g'nug. Und wannst noch einmal so unbändig bist, ist's morgen nix! Kannst allein in die Kirchen gehn."

„Aber schau, Reserl, wann i dich halt gar so gern hab'!" entschuldigte er sich nun treuherzig.

„Das glaub' i dir so auch. — So und jetzt gib mir noch a schöns, sanfts Bußl und dann geh. I muß auch hinein, sonst fallt's drinnen auf."

Ersterer Aufforderung kam der junge Mann mit sichtlichem Vergnügen nach und außerdem mit so viel Eifer, daß aus dem verlangten Bußl ein ganzer Platzregen solcher Dinger wurde.

Gerade um diese Zeit unternahm der schwarze Kater

des Heurofflhofes seinen gewohnten abendlichen Pirschgang. Langsam schlenderte er die Scheune entlang, und gerade wollte er zum Hollerbaum hinüberbiegen, unter dem er ein hoffnungsvolles Mauseloch wußte, als er plötzlich in nächster Nähe das sonderbare Geräusch besagten Platzregens vernahm. Erschreckt fuhr er zurück und sprang in langen Sätzen der schützenden Haustür des Heurofflhofes zu. Auf der Bank neben derselben saß eben die Kuhmagd, die Mirzl, und putzte an ihren für den morgigen Kirchenbesuch bestimmten Schuhen, indem sie ein Mal ums andere Mal kräftig darauf spuckte und dann mit der Bürste so lange über die benetzten Stellen fuhr, bis sie einen leisen Glanz zeigten. Da sie aber diese Tätigkeit schon auswendig konnte, sah sie dabei träumerisch vor sich hin, und als sie ihren Freund, den schwarzen Kater, so eilig daherspringen sah, witterte sie sofort Unrat.

„Is g'wiß das Rabenvieh wieder da!" murmelte sie erbost vor sich hin, nahm den Besen, der neben der Tür lehnte, und schlich mit dieser furchtbaren Waffe in der Hand die Scheune entlang. An der Ecke aber blieb sie wie angewurzelt stehen, denn was sie sah, war nicht das „Rabenvieh", der Hund vom Nachbar, sondern ein engverschlungenes Menschenpärchen.

Die Mirzl war eine abgesagte Feindin aller Küsserei. Seitdem sich einmal ein Knecht des Heurofflhofes, der ihr in der Dunkelheit des Kuhstalles ein Bußl auf die mit einem schwachen Bärtchen geschmückte Oberlippe gedrückt hatte, in reuiger Erkenntnis dieses Druckfehlers mit den lakonischen Worten entschuldigt hatte: „Pfui Teixel, jetzt hab' i die Unrecht' derwischt!" — seitdem war sie der festen Überzeugung, daß das Küssen etwas ungemein Leichtfertiges sei, das man nicht tief genug

verabſcheuen könne; und da ſie wußte, daß auch ihr Herr, der Beſitzer des Heurofflhofes, ihre Anſchauungen teilte, wenigſtens was ſeine Tochter, die Reſerl, anbelangte, ſo beſchloß ſie, ihm ihre Entdeckung ſofort mitzuteilen.

Der Bauer ſaß in der großen Stube an dem Tiſche und zählte im Schweiße ſeines Angeſichtes zuſammen, wieviel er für den Sonnwendtag brauche, wo er alter Sitte gemäß ſeinen Dienſtboten ein Trinkgeld geben mußte.

Als die Mirzl eintrat und ihn anrief, da nahm er sich deshalb auch gar nicht Zeit, zu fragen, was sie wolle, sondern fuhr sie barsch an: „I hab' jetzt keine Zeit nit. Laß mi in Ruh!"

Die Mirzl stand eine Weile unschlüssig und wußte nicht, sollte sie gehen, ohne ihre Meldung erstattet zu haben, oder sollte sie es doch noch einmal wagen, ihre Neuigkeit an den rechten Mann zu bringen. Nach einiger Überlegung trieb sie ihre moralische Entrüstung zu letzterem, und sie rief: „Du, Bauer!"

Der Heuroffelhofer blickte wütend von seinen Zahlen auf. „Himmelsakra, hab' i dir nit g'sagt, du sollst mi in Ruh lassen?"

„Na ja, das hab' i schon g'hört, aber wann i dir halt was zu sagen hab'!"

„Und da hast später keine Zeit dazua?"

„Ja glaubst denn, die bleiben sitzen, bis dir's gefallt?"

Der Bauer sah die Mirzl verständnislos an. „Wer soll sitzen bleiben? Was denn? So red Deutsch, wann du schon was willst!"

„Laßt ja nix mit dir reden! Hab' dir's ja eh schon einmal g'sagt."

Dem Bauern wurde bei diesen Reden, deren Sinn ihm verschlossen blieb, zu Mute, als sollte er einen leichten Tobsuchtsanfall bekommen. „Was hast g'sagt?" schrie er die Mirzl an.

„Na, na, muß denn deswegen gleich so g'schrieen sein? Beieinand sind's halt wieder."

„Wer is beieinand?"

„Na, die zwei halt."

„Himmellaudon," brüllte der Bauer in höchster Wut, „jetzt redst einmal oder nit! Was für zwei?"

Die Mirzl war erschrocken zurückgeprallt und stotterte

nun ganz entsetzt: „Na — na — aber — aber so a Manier! Das ist ja frei a Sünd'! Wann i das g'wußt hätt', hätt' i lieber gar nix g'sagt. Na, mit dir is nix z' reden. I geh'!"

Damit wandte sie sich kopfschüttelnd der Tür zu.

Aber ehe sie noch diese erreicht hatte, war der Bauer mit zwei Sprüngen bei ihr, faßte sie am Arm, drehte sie herum und brüllte sie abermals an: „Wer ist beieinand? Von wem redst denn?"

„Na, von wem werd' i denn reden? Von der Reserl halt. Mit 'n Wieseneder Engl sitzt s' wieder hinterm Heustadl, und busseln tun's, daß sich der schwarze Kater derschreckt hat."

Diese Mitteilung brachte den ohnehin im Zustand höchster Aufregung befindlichen Bauern zur Raserei. Mit einem zischenden „Na wart!" sprang er zu dem Kasten der großen Schwarzwälderuhr und holte einen Haselstecken hervor, hundertfünfundfünfzig Zentimeter lang und zweieinhalb Zentimeter im Durchmesser, und stürmte in der Absicht davon, mittels dieses länglichen Holzgerätes eine schwunghafte Unterhaltung mit dem Engelbert anzuknüpfen.

Dieser gab eben seiner Reserl den letzten Abschiedskuß — es war bereits der fünfunddreißigste — als der Heuroffilhofer plötzlich vor ihnen stand und sie anbrüllte: „Ah, da hab' i euch ja!"

Reserl stieß einen lauten Schrei aus, schlug die Hände vors Gesicht und drückte sich zitternd an die Wand der Scheune.

Der Engelbert aber blieb furchtlos stehen, blitzte den erzürnten Vater mit seinen braunen Augen an und sagte keck: „Na also, jetzt hast uns. Und was weiter?"

„Das wirst gleich sehn, Engl!" meinte dieser höhnisch und hob den Stock.

Aber Engl ſprang vor, faßte den erhobenen Arm mit feſtem Griff und rief: „Du, Heurofflhofer, g'ſchlagen wird nit. Das ſag' i dir. Und i bin ſtärker als du!“

Das ſpürte der Bauer an der Fauſt, die ſeinen Arm umklammert hielt, nur zu deutlich, und er keuchte: „I ſchrei' den Knechten!“

Aber der Engl ließ ſich durch dieſe Drohung nicht

einſchüchtern, ſondern meinte: „Schrei nur! Da liegſt auf der Erd'n, daß deine Knecht' was zum Aufklauben haben.“

„I bitt' di, Engl,“ kam nun die Reſerl mit erhobenen Händen auf den Geliebten zu.

„I tu' ihm ja eh nix,“ tröſtete dieſer, aber ohne den Bauern loszulaſſen. „Das vergiß i nit, daß er dein Vater is. Aber i laſſ' mi nit behandeln wie a hergelaufener Haderlump.“ Mit dieſen Worten entwand er dem Heurofflhofer den Stecken und pflanzte

sich nun breitspurig vor dem Bauern auf: „So, siehst, Heurofflhofer, und wann's dir recht is, reden wir jetzt miteinand a ruhigs Wörtl."

„J — i — i hab' mit dir nix z' reden," stotterte dieser in ohnmächtiger Wut hervor.

„So? Warum bist dann kommen? Aber wann schon du nix weißt, so red' halt i. J und die Reserl haben uns gern, und i will s' heiraten. — Gelt, Reserl, wir woll'n heiraten?"

Dem Heurofflhofer war solche Frechheit noch nie vorgekommen. Mit welcher Selbstverständlichkeit dieser Mensch das sagte! Er rang vergeblich nach Worten, um seiner grenzenlosen Empörung entsprechenden Ausdruck zu geben.

Aber der Engl ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern fragte: „Is dir's vielleicht nit recht? Nützen tut's dir zwar nix, aber wissen möcht' i, warum's dir nit recht is."

„Weil — weil — weil i mit euch nix z' tun hab'n will," brachte der Heurofflhofer endlich hervor. „Weil ihr mir z' minder seid."

„Oho," begehrte der Engl auf, „nur nit gar so hoch mit deiner Nasen, sonst stößt dir's an die Stirn an! Wann unsere Wirtschaft kleiner is, Bauern sind wir grad' so gut wie du, und schuldig sind wir dir nit und keinem Menschen was. Und g'scheiter sind wir als du, das hat sich bei unserm Prozeß bewiesen. Gelt, deswegen is halt die Wut auf uns? Hast glaubt, du kannst mit dein' Geld auch 's Recht biegen, aber das is halt doch nit 'gangen."

Damit hatte Engl den Punkt getroffen, in dem der Heurofflhofer am empfindlichsten war. Den Wiesenstreifen, den er an die Wieseneder leute verloren hatte, konnte er nicht vergessen, und daher stammte auch sein

ganzer Haß gegen diese. Daß er aber im Unrecht gewesen sei, wollte er nicht zugeben, und deshalb fiel er jetzt dem Engl giftig in die Rede: „Weil halt die Advokaten Lumpen san!“

„So — Lumpen?“ fragte der Engl höhnisch. „Du, Heurofflhofer, wann i das den Advokaten sag', dann kriegst noch einmal was zu zahlen und nit z' wenig. Übrigens — mit dir is heut nix G'scheits z' reden. I geh'. — B'hüt di Gott, Reserl!“ wollte er sich an die Geliebte wenden, aber die hatte es vorgezogen, zu verschwinden.

Engl war sehr enttäuscht: „O, die is gar nimmer da! Also b'hüt Gott, Heurofflhofer, und überleg dir's noch einmal. Und das sag' i dir: daß du mir 's Reserl in Ruh laßt. Tust ihr was, sag' i's, was du jetzt über die Advokaten g'sagt hast. Und den Stecken da schenkst mir zum Andenken — gelt? — Gute Nacht!“

Pfeifend ging der Engelbert von dannen.

Der Heurofflhofer bebte vor Wut am ganzen Körper, aber er konnte sich nicht helfen, und die Drohung bezüglich der Advokaten schüchterte ihn so ein, daß er tatsächlich an diesem Abend kein Wort zu Reserl sagte.

Am nächsten Morgen aber erklärte er ihr: „Wann i di noch einmal mit dem Kerl seh', jag' i di vom Hof. A Wiesenederscher wird nit mein Schwiegersohn — das merk dir!“

Reserl sagte darauf nichts; aber sie dachte sich ihren Teil, und dieser Teil war das gerade Gegenteil von dem, was der Vater mit so viel Feierlichkeit verkündet hatte. Lächelnd steckte sie ein Nelkensträußlein vor die Brust, nahm das Gebetbuch und schritt zum Dorf hinab, an dessen Eingang sie schon Engl mit lachendem Gesicht erwartete.

2.

Es war der 8. Juli und ein Sonntag. Sogar in die entlegensten Dörfer war die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz gedrungen, und die Bauern saßen heute wie angeleimt an den Wirtshaustischen und besprachen die unerwartete Botschaft.

„I hab' mir's eh alleweil denkt, daß die G'schicht nit gut ausgeht," meinte der Heurofflhofer, „denn das ist doch nit in der Ordnung, grad' jetzt, wo man die Leut' so notwendig zum Schnitt braucht, Krieg anz'fangen. Paßt ja keiner auf, weil a jeder dran denkt, was er daheim versäumt."

„O, deswegen wär's nit g'west," erwiderte ein anderer, „aber so weit weg Krieg anfangen, gar in Böhmen drin, das is a Unsinn. Bis unsere Soldaten hinkommen sind, waren s' sicher schon alle krachmüd'."

„Na, zu was haben wir denn die Eisenbahn?" warf ein dritter ein.

Der vorherige Sprecher maß ihn mit einem mitleidigen Blick: „G'redt hast, aber dumm g'nug auch. Natürlich, unsere Soldaten werden mit der Eisenbahn fahr'n, und die Preußen schießen auf die Wagen, und 's größte Malör is fertig. Na, so dumm san s' wohl doch nit."

Der andere schwieg tief beschämt.

In diesem Augenblick trat der Schneider Hartl in die Stube. Er war ganz erhitzt und konnte kaum mehr schnaufen. Trotzdem aber stellte er sich mitten in der Stube auf, fuchtelte mit seinen Armen in der Luft herum, und endlich kam es keuchend über seine Lippen: „Manner, aus is's mit uns, aus und gar!"

Der Lärm in der Stube verstummte, ganz erschrocken starrten die Bauern das Männlein an, das nach diesen

Worten ganz jämmerlich nach Luft schnappte und dabei die Augen verdrehte, als wäre es plötzlich von den heftigsten Leibschmerzen befallen worden.

Da es aber, von diesen körperlichen Übungen ganz in Anspruch genommen, seinem bedeutsamen Ausruf kein weiteres erklärendes Wort hinzufügte, so fand sich schließlich doch ein Bauer, der fragte: „Was is aus? Und warum is's aus? So red doch!"

Der wackere Kleiderkünstler sammelte auf diese Frage seine in höchste Unordnung gekommenen Lebensgeister so weit, daß er erwidern konnte: „Die Preiß'n kommen!"

Eine Granate, die mitten auf den Tisch geflogen wäre, hätte keine größere Wirkung erzielen können.

„Wo? — wo?" schrieen alle durcheinander und drängten zu den Fenstern, und zwar mit solcher Eile, daß Gläser und Flaschen nur so umherkollerten und ihren Inhalt freigebig auf die Tischplatten und auf die Hosen der Bauern ergossen.

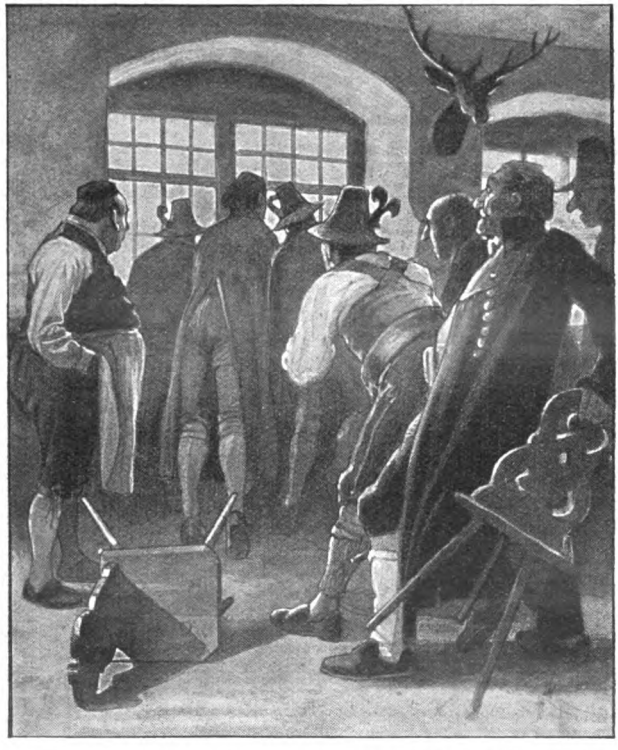
Aber kein Preuße war zu sehen, und der Schneider Hartl hatte Mühe, zu erklären, daß augenblicklich ja noch keine Gefahr zu befürchten sei, aber jedenfalls innerhalb ein paar Tagen die Preußen erscheinen würden.

Auf diese tröstliche Auseinandersetzung nahm der Heurofflhofer, den der verschüttete Wein in tiefster Seele kränkte, das Wort und sagte: „Das hätt'st gleich sagen können. Schad' um den schönen Wein. I hab' g'meint, sie san schon da."

„Na und wann s' kommen, liegt a nix dran!" meinte ein anderer. „Mein Ahnl hat's noch erlebt, wie die Welschen da gewest san, haben ihm auch den Kopf nit abg'rissen. Sie soll'n halt kommen, die Preiß'n!"

Mit einer derartigen Auffassung seiner Mitteilung

war aber der Hartl durchaus nicht einverſtanden, und er beeilte ſich nun, den Feind in ſeiner ganzen Furchtbarkeit zu ſchildern. Entſetzt ſchlug er die Hände zuſammen. „Aber, Manner, ſeid's doch g'ſcheit! Denkt's,



was red's! Es is ja a Sünd', wann man euch ſo reden hört. Hätt's nur g'hört, was i heut g'hört hab' drin im Stadtl. I ſag' euch: die Preiß'n — nit einer von uns kommt mit dem Leben davon, wann die hereinkommen! Wie die Teufeln ſan's. Was die ſchon

für G'wehr hab'n! Zündnadelg'wehr heißen's. Glühende Nadeln laden s' hinein, ganze Händ' voll, und damit schießen sie auf die Leut' und grad' auf die Augen. Drum haben auch die Unsern verspielt. Und wie sie's treiben, wo sie hinkommen! Die Häuser zünden sie an, Vieh und Leut' bringen sie um, und was sie nur halbwegs erschleppen können, das nehmen sie mit. I sag' nur so viel: i hab' nit viel, aber das bißl, was i hab', mag i nit verlier'n. I geh' glei morgen in die Berg' hinauf. Dorthin kommen die Preiß'n sicher nit, da finden's nit hin."

Die Bauern saßen eine Weile stumm, dann sagte einer: „Recht hat er eigentlich, der Hartl. Läuten hab' i auch schon was g'hört von die verflixten Zündnadelgewehr' und von dem, daß die Preiß'n ganz sakrische Wildling' sein. Schlecht könnt's am End' nit sein, wir nähmen unser Sacherl z'samm' und gingen derweil ins Gebirg, bis sie wieder weg san. Wann s' niemand finden im Dörfl, halten sie sich vielleicht gar nit auf und gehen nach Dorfstetten hinüber. Was sie dann mit denen dort machen, kann uns alles eins sein, sind eh so z'widere Kerle, die Dorfstettner."

Eifrig wurde nun beratschlagt, was man tun solle, und da der Hartl seine Schilderung der Preußen noch mit manchen schauerlichen Einzelheiten zu vervollständigen wußte, so kam man endlich zu dem Entschluß, beim geringsten Anzeichen eines Herannahens der grauenhaften Feinde ins Gebirge zu fliehen.

Früher als sonst und sehr nachdenklich gingen die Bauern nach Hause, um mit dem, was sie eben gehört hatten, auch dort Furcht und Schrecken zu verbreiten.

Eine besonders schlechte Nacht verbrachte der Heurofflhofer. Er war einer der reichsten Bauern der Gegend, und der Gedanke, Haus und Hof in Asche

sinken zu sehen, bereitete ihm berechtigten Kummer. Erst gegen Morgen schlummerte er ein.

Aber er hatte noch nicht lange geschlafen, als ihn heftiges Poltern an die Kammertür weckte.

„Was gibt's denn?“ rief er ärgerlich.

Vor der Tür ließ sich die Stimme des Altknechtes vernehmen: „Bauer, drunt' auf der Straß'n fahren Wagen.“

„So laß sie halt fahren!“

„Bauer, i mein', es is wegen die Preiß'n. Dem Gelbnegger seine Schimmeln sind auch dabei!“

Der Heurofflhofer sprang jetzt mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und eilte ans Fenster. Richtig! Da drunten auf der Straße ratterte Wagen an Wagen, und jeder war hochbeladen mit Hausgerät. Das war Flucht.

„Die Leiterwagen anspannen!“ brüllte er dem vor der Tür harrenden Knecht zu, und dann fuhr er mit einer Behendigkeit, die noch kein Mensch an ihm beobachtet hatte, in die Hosen.

Währenddessen war es auch schon im Hause lebendig geworden. Ein Knecht war zur Straße hinabgelaufen und hatte erfahren, daß die Preußen schon an der Donau ständen. Flüchtlinge von dort hatten die Kunde ins Dorf gebracht. Die Wagen wurden aus den Schuppen gerissen, die Pferde aus den Ställen, und als nun der Herr des Hofes erschien, begann sofort das Beladen der Wagen. Jeder schleppte herbei, was ihm in die Hände fiel, und als nach einer Stunde die Wagen abfuhren, hatte man glücklich — das Beste zu Hause gelassen.

Aber der Heurofflhofer war ein kluger Mann und wußte, was für Wunder die Höflichkeit wecken könne, und darum nahm er, ehe er das Haus verließ, einen

mächtigen Laib Brot, legte ihn auf den großen Stubentisch, stellte dazu einen Krug Apfelmost und schrieb dann mit Kreide auf die Tischplatte:

„Liebe Herrn Preiß'n! Das alles g'hört für euch. Eßt's und trinkt's, was euch schmeckt, und wenn's zu wenig is, der Kellerschlüssel steckt und die Speisschlüssel auch. Mir is's nit leid. I tät' nur bitten: zünd's mir mein Haus nit an, denn i bin eh ein armer Mann und hab' nur dös oane Haus. Und ein' schönen Gruß an den Herrn Hauptmann."

Dann setzte er sich mit der schluchzenden Reserl auf den ersten Leiterwagen und fort ging's, so viel die Pferde zu laufen vermochten, ins Gebirge hinauf. Ein Knecht und eine Magd mußten das Vieh nachtreiben.

Als der Heurofflhofer von der Anhöhe herab auf die Straße gekommen war, stieß er auf den Schneider Hartl, der hinkend seine Geiß hinter sich her zerrte. Er war bei dem morgendlichen Allarm aus dem Bette gesprungen und über den Stiefelknecht gefallen und sah sich nun schon der Wut der Preußen ausgeliefert.

„I bitt' dich, Heurofflhofer, laß mi mitfahr'n, i kann koan Schritt mehr gehen!" flehte er kläglich.

Der Bauer fühlte Mitleid und hielt an. „Aber schnell!"

Der Schneider hängte seine Geiß hinten an und kletterte ächzend auf den Wagen.

Rasselnd und polternd ging es nun die Straße entlang, und dank seinen guten Pferden holte der Heurofflhofer nicht nur die anderen Flüchtlinge ein, sondern überholte sie sogar. Darunter auch den Wieseneder, dessen Wagen der Engl lenkte.*)

Als dieser sein Reserl vorbeifahren sah, hellte sich

*) Siehe das Titelbild.

sein bisher in ingrimmige Falten gezogenes Gesicht auf. Er war nämlich gegen die Flucht gewesen, hatte aber schließlich doch seinem von der allgemeinen Angst angesteckten Vater den Willen tun müssen. Nun war er mit der Flucht versöhnt. Sein Reserl war ja dabei, und er hoffte in dem allgemeinen Trubel manch gute Gelegenheit zu einem Bußl zu finden.

„Hü, Bräundl!“ trieb er seine Pferde an, um ja nicht allzu weit hinter dem Wagen des Heuroffihofers zurückzubleiben. Trotzdem aber gewann dieser einen so bedeutenden Vorsprung, daß er zuerst die Fluchtstation, ein kleines Gebirgsdorf, erreichte.

Erschöpft kletterte er vom Wagen herunter, seufzend Reserl und stöhnend der Hartl, der nun noch dazu die niederschmetternde Entdeckung machen mußte, daß von seiner Geiß nur mehr die sterblichen Überreste hinten am Wagen hingen. Sie hatte dem Tempo des Wagens nicht folgen können und hatte den doppelten Tod des Erwürgens und Zutodeschleifens erlitten.

Auf einer Wiese außerhalb des Dorfes schlugen die Flüchtlinge ihr Lager auf. Ringsum rauschte der Hochwald. Wohl hätten sie in den Häusern Unterkunft finden können, aber keiner wollte sich von seinem Besitztum trennen, und so richtete man sich auf und unter den Wagen notdürftige Lagerstätten her, um darauf die durcheinandergerüttelten Knochen zur Ruhe zu betten.

Tiefbekümmert saß der Heuroffihofer auf einem mächtigen Bündel Bettzeug und dachte schmerzlich daran, was wohl die Preußen auf seinem Hofe anfangen würden. Ob sie seine freundliche Begrüßung und die angeschlossene Bitte beachten würden? Aber vielleicht konnten sie gar nicht Deutsch.

Dieser Gedanke gab seinem Sinnen eine noch dunklere Schattierung, und als die Reserl an ihn herantrat

und ihm sagte, sie wolle ein bißchen nachsehen, ob die Dienstleute mit dem Vieh schon nachkämen, nickte er daher nur mit dem Kopfe.

Merkwürdigerweise verfehlte aber die Reserl den Weg und kam statt auf die Straße in den Wald hinein, wo sie — eine neue Merkwürdigkeit! — den Engl traf. Es muß mit Betrübnis festgestellt werden, daß die beiden jungen Leute leichtfertig genug waren, der furchtbaren Preußen und des ihnen ausgelieferten Heimatdorfes ganz zu vergessen. Auch von dem Vieh, nach dem die Reserl sehen wollte, ward nichts gesprochen. Es wurde überhaupt wenig gesprochen, denn Engl behauptete, er sei, was das Küssen anbelange, ganz ausgehungert, was er dadurch glaubhaft machte, daß er die Reserl in die Arme nahm und von ihren roten Lippen ganze Serien von Küssen herunterküßte, bis sie endlich die glaubwürdige Erklärung abgab, sie sei kein Honighäferl und deshalb auch nicht zum Abschlecken auf die Welt gekommen.

Sie wandten sich nun anderen Unterhaltungsthemen zu, die aber eigentümlicherweise immer wieder auf ein Dutzend Küsse hinausliefen. Als sie sich endlich trennten, bestand der geistige Gewinn der Unterhaltung nur in der Abmachung, sich morgen bei gelegener Zeit, die durch allerlei geheime Zeichen bekannt gegeben werden sollte, an derselben Stelle wieder zu treffen.

3.

Der Heurofflhofer war ein sehr kluger Mann. Er hatte sich sein Lager unter dem Wagen hergerichtet, denn hier, erklärte er, könne ihn der fallende Tau nicht treffen, den er sich demnach als eine Art vom Himmel fallendes Manna dachte. Heimlich aber hatte er noch andere Gründe. Sollte sich ein Dieb an den Wagen

schleichen, so konnte er ihn sofort mit der Stärke seiner Faust festnehmen, und außerdem konnte er auch die Reserl, die ihr Lager oben auf dem Wagen hatte, vor etwaigen feindlichen Nachstellungen des Wieseneder Buben aufs beste schützen.

Im wonnigen Gefühl der Zweckmäßigkeit seiner Lagerstätte dehnte er behaglich seine rundlichen Glieder und schlief bald ein.

Da geschah es aber, daß ein brauner Grasfrosch auf seinem nächtlichen Spaziergange an das Lager des vorsichtigen Mannes herankam. Er saß eine Weile still und horchte auf das merkwürdige Geräusch, das von dorther erscholl. Da sich der brave Frosch nicht erinnern konnte, in dieser Gegend je eine Sägmühle gefunden zu haben, wollte er die Sache näher untersuchen, und kaltblütig unternahm er einen mächtigen Sprung, um der Ursache des merkwürdigen Geräusches näher zu kommen. Dieser Sprung führte ihn aber in eine merkwürdige Gegend. Mit dem rechten Vorderfuß tappte er auf eine knollige Erhebung, während die linke zwischen borstigem Gestrüpp in eine weiche Öffnung versank, aus der warme Luft drang. Hätte der Frosch auch nur einige anatomische Kenntnisse besessen, so hätte er erkennen müssen, daß die Erhebung eine Menschennase, die Öffnung dagegen ein Menschenmund sei; so aber meinte er, er sei auf einen Vulkan geraten. Ein furchtbares Schnauben bestärkte ihn noch in dieser Meinung, und mit einem angstvollen Gewaltsatz verließ er die gefährliche Gegend.

Das Schnauben kam aus dem Munde des Heuroffl-hofers, der durch das kalte Etwas, das auf sein Gesicht platschte, so erschreckt wurde, daß er jäh mit dem ganzen Oberkörper emporfuhr. Diese turnerische Übung hatte aber den Nachteil, daß er sich die Stirn so an den

Deichselbaum des Wagens stieß, daß ihm ein ganzer Funkenregen vor den Augen sprühte, und er sich laut stöhnend wieder zurücksinken ließ.

Als er mit der Hand über die geschädigte Stelle fuhr, bemerkte er sofort eine sanfte Anschwellung, die sich aber von Minute zu Minute vergrößerte und ihre Anwesenheit durch ein sehr unangenehmes Brennen kundgab. In richtiger Würdigung der Grundursache dieses Schmerzes murmelte der Heurofflhofer: „Die verdammten Preiß'n!“ drückte den Bettzipfel gegen die Stirn und versuchte wieder einzuschlafen. Aber es gelang ihm nicht, denn die Beule brannte und stach immer entsetzlicher, und dazu wurde in seinem Kopfe eine Musik laut, die aus dem einzigen Solo einer türkischen Trommel zu bestehen schien.

Da lag er nun, der arme Mann, und dachte mit Wehmut an sein gutes breites Bett zu Hause. Und von dem Bett kam er auf verschiedene andere Dinge, die er hatte verlassen müssen. Wie gut wäre jetzt zum Beispiel ein Stamperl Zwetschgenschnaps gewesen, erstens zum Einreiben der beschädigten Stirnpartie, zweitens innerlich, um Magen und Gemüt zu erwärmen. Ob die Preußen wohl das Schnapsfäßlein finden würden? Es lag hinter dem großen Mostfaß wohl versteckt; nicht einmal der Altknecht wußte um seinen Verbleib, und der hatte doch für solche Dinge eine gute Spürnase.

So sinnierte der Heurofflhofer in einem fort vor sich hin und ließ in seinem summenden Kopfe alle die Dinge vorüberziehen, die er nicht hatte mitnehmen können. Es war schon Morgen, und gerade kamen die ersten Flüchtlinge zum Vorschein, als er mit seinen Gedanken bei der silberbeschlagenen Pfeife angekommen war. Die hatte ihr Versteck in dem „Mauertrücherl“,

der verſchließbaren Niſche in der Mauer neben dem großen Kachelofen.

Aber — Herrgott! — der Heurofflhofer fuhr empor, als hätte ihm der Froſch einen zweiten Beſuch ab-

geſtattet, und nur mit knapper Not entging er einer zweiten Beule. Jeder Tropfen Blut wich aus ſeinem Geſichte, der Herzſchlag ſtockte, und die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Und jetzt begann er laut zu jammern: „Mein Gott, aus is's mit mir, aus is's!“

Ein Nachbar nach dem anderen kam herbei, ſteckte den Kopf unter den Wagen und fragte: „Um

Gottes willen, Nachbar, was is dir denn? Is dir schlecht?“

Aber er wiederholte nur immer sein: „Aus is's, aus is's mit mir!“

„So kriech doch heraus und red g'scheit!“

Nun kam der Heurofflhofer hervor. Zuerst wurde eine große, blau und rot glänzende Beule sichtbar, dann der dazu gehörige Kopf und im weiteren der übrige Körper.

„Jerum, ang'schlagen hat er sich!“ sagte einer der Bauern verächtlich. „Na, bist du aber wehleidig! Wegen so an' bißl muß man doch nit solch a G'schrei anheben!“

Der Heurofflhofer warf einen kläglichen Blick auf den Sprecher, in dem der ganze Jammer einer unverstandenen Menschenseele lag.

Der andere aber fuhr unbeirrt fort: „Legst halt nasses Moos auf, dann is's glei wieder guat. Na, was du für a Henderl bist!“

Und der rohe Mensch schlug noch eine helle Lache auf, die unter den Umstehenden ein freundliches Echo fand.

Der Heurofflhofer ließ einen unsäglich traurigen Blick in die Runde schweifen, dann sagte er endlich: „Ihr habt leicht lachen, aber i — lieber Gott, i kann's ja gar nit sagen!“

„Wie's brennt auf dem Hirn, willst sagen, gelt?“ lachte der Rohe wieder.

„Ah was, brennen! Das spür' i gar nit, aber meine — meine Sparkassenbüchl!“

„Sparkassenbüchl? Du hast die doch nit am End' vergessen?“

Ein unendlich melancholisches Nicken war die Antwort.

„Wo denn?“

„Daheim im Mauertrücherl.“

„Na, hörst, wie man so was vergessen kann! Über die kannst schon 's Kreuz machen, die siehst nimmer!“

Dieses Freundeswort war für einen Trost entschieden sehr unglücklich gewählt und hatte zur Folge, daß der Heurofflhofer aufs neue und in allen Ausdrucksweisen zu beteuern begann, daß es nun mit ihm unbedingt aus sei.

Ratlos standen die Nachbarn herum, krauten sich hinter den Ohren und versicherten allseitig, daß dies eine ganz verteufelte Geschichte sei. Man schätzte des Heurofflhofers Barvermögen auf etwa zehntausend Gulden, und so was verliert man nicht gern.

Endlich kam einem Nachbarn ein Gedanke: „Du, Heurofflhofer, vielleicht holt dir einer die Büchl. Mußt halt a paar Gulden springen lassen.“

Aber da stellte sich ein neues Unglück ein. Eben als der trostlose Besitzer der wertvollen Bücher ein Angebot stellen wollte, trat ein Jäger zur Gruppe und verkündete: „Draußen in eurer Gegend hat's a Feuer. Muß ein Haus brennen. Da droben vom Mückenkogel aus sieht man's ganz deutlich.“

Alles sprang auf, und nach einer halben Stunde standen die Flüchtlinge auf dem Mückenkogel. Richtig, draußen in der Talbreitung, wo ihr Heimatdorf liegen mußte, stieg schwarzer Qualm empor. Nun war's bestimmt: die Preußen waren dort.

Hatten früher ein paar Knechte nicht übel Lust gezeigt, sich ein paar Gulden zu verdienen, nun war es um ihren Mut getan, und vergebens bot nun der vor Angst klappernde Heurofflhofer fünfzig — hundert — zweihundert Gulden, niemand wollte sein Leben wagen.

Während der Heurofflhofer in so beweglichen Tönen

bat, daß die Klagelieder des Jeremias dagegen noch als lustige Operettentexte erscheinen konnten, entstand im Hintergrund der Flüchtlingsschar ein Ringen zwischen dem Vater Wieseneder und seinem Sohn Engelbert.

„Bub, wann i sag', dableibst, so bleibst da! I leid's nit!"

„Und i geh' doch!"

„Erschlagen tun s' dich — erschießen!"

„I glaub's nit."

„Bub, folgen tust mir!"

Vater Wieseneder faßte seinen Sohn am Kragen. Der schüttelte den Alten ab, und im nächsten Augenblick drängte er sich durch den Schwarm der Leute und stand vor dem Heurofflhofer.

„Also, was gibst mir, wann i dir deine Sparkassenbüchl hol'?"

Ein Blick aus den feuchten Augen der Reserl verhieß ihm zum mindesten das Himmelreich.

Auch des Heurofflhofers Gesicht glänzte in seliger Hoffnung, und dann sagte er: „Dreihundert Gulden!" Aber als der alte Wieseneder abermals seinen Sohn faßte, da schlug er rasch auf fünfhundert Gulden auf und setzte hinzu: „Alles kannst haben, und mein Lebtag werd' i dir's nit vergessen."

Engelbert hatte seinen Vater wieder abgeschüttelt, faßte nun den Heurofflhofer fest ins Auge und sagte: „Weißt was? Mir is mein Leben nit feil, nit um fünfhundert, nit um tausend Gulden, überhaupt um kein Geld. I hab' Eltern, denen i abgeh', wann mir was passiert. Mußt schon mit mehr herausrücken."

„Wie meinst das?" fragte der Heurofflhofer verständnislos.

„Wie i's mein'? So halt: i hol' dir dein Geld, und du gibst mir dafür 's Reserl."

Dem Reserl leuchteten die Augen, und flehend faltete sie die Hände: „Ja, Vater — tu's!“

Da stand nun der Heurofflhofer in der schönsten Klemme. Sagte er nein, so waren die Sparkassenbücher verloren, sagte er ja, so hatte er den Wieseneder Buben zum Schwiegersohn. Aber wenn er die Sparkassenbücher verlor, dann war er auch nicht mehr der reiche Bauer, und dieser Gedanke gab schließlich den Ausschlag, daß er dem Engl die Hand hinreichte und rief: „Also meinetwegen — es gilt!“

In der nächsten Viertelstunde brach der Engl munter und zuversichtlich auf, nicht ohne sich vorher die nötige Wegzehrung von Reserls roten Lippen geholt zu haben. Sein Vater war allerdings auch jetzt noch nicht einverstanden und ließ die merkwürdige Drohung hören: „Bub, das sag' i dir, wann's dich erschlagen, mir darfst nit kommen.“

Engl schritt mit jener Heftigkeit aus, wie sie von der langbeinigen Zunft der Bekleidungskünstler bekannt ist.

Als der Abend sank, stand er auf der Anhöhe, von der man in das Dorf hinabsehen konnte. Es stand noch unversehrt da, nur abseits auf einer Wiese lag ein Heustadel in Schutt und Asche, den jedenfalls die Unvorsichtigkeit der kopflos gewordenen Flüchtlinge auf dem Gewissen hatte.

Eine Weile überlegte Engl, ob er nicht zuerst im elterlichen Hause nachsehen solle, dann aber überwand er den Wunsch und stieg rechts zum Heurofflhof hinan.

Auf der Wiese vor dem Hause weideten einige entlaufene Kühe, und vor der Tür stand ein schwarzer Hund, welcher den Ankömmling mit wütendem Gebell begrüßte und ihm den Eintritt wehren wollte. Aber ein

wohlgezielter Hieb mit dem Stock ließ den Köter den Schwanz einziehen und heulend das Weite suchen.

Engl trat in den Flur. Im nächsten Augenblick aber faßte er den Stock fester und warf sich mit aller Wucht gegen die Stubentür, die eben vor ihm zugeschlagen wurde. Sie gab seinem Drucke nach, und da stand er nun vier Personen, drei Männern und einem Weibe, gegenüber, die ihrem Äußeren nach nicht zu den besitzenden Klassen gehörten. Sie schienen von dem Erscheinen Engls nicht sonderlich entzückt zu sein, denn er hatte sie soeben in der Erforschung des Mauertrücherls gestört, und sie machten nun Miene, ihrer Überraschung in wenig höflicher Weise Ausdruck zu geben.

Aber auch Engls Tugend war die Höflichkeit nicht, was er durch das häßliche Begrüßungswort: „O, ihr elende Bagasch!“ bekundete.

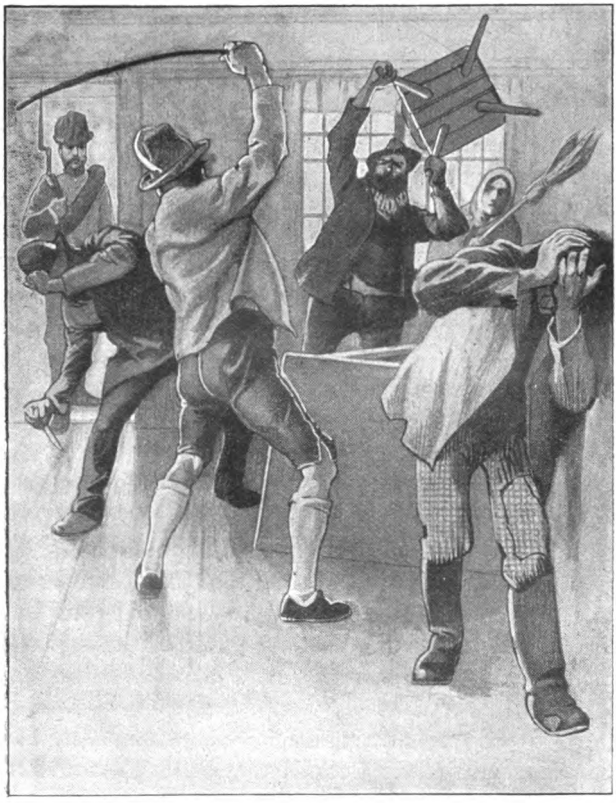
In der Hand eines der Männer blitzte ein Messer auf, aber Engl kam ihm zuvor und ließ seinen derben Haselstecken auf dessen borstiges Haupt niedersausen. Damit war die Verständigung etwas derb eingeleitet, die sich aber in ihrem weiteren Verlauf sehr zu Ungunsten Engls gestaltete. Keuchend stand er da und wehrte mit Stock und Füßen nur noch mit Not die Angreifer von sich ab, als plötzlich ein Bajonett aufblitzte. Ein Gendarm stand in vollem Waffenschmucke in der Tür.

Diese Erscheinung gab Engl so viel neuen Mut, daß er wieder aus seiner Verteidigungsstellung heraustrat, und nun war in kürzester Zeit die Gesellschaft der ungebetenen Hofbesucher dingfest gemacht.

Jetzt erst nahm sich der Gendarm Zeit zu fragen: „Ja, Wieseneder, wie kommst denn du daher?“

Dieser legte nun den Zweck seines Besuches dar,

und als die beiden nachſahen, fanden ſich die Sparkaſſenbücher wirklich noch im Mauertrücherl. Die ſchwere ſilberne Uhr, eine Holzdoſe mit Silbergeld und die



ſilberbeſchlagene Pfeife fanden ſich aber erſt in den Taſchen der gefeſſelten Zigeuner.

„Und was is's mit die Preiß'n?“ erkundigte ſich der Engl.

Der Gendarm lachte. „Nix ist's. Frieden ist geschlossen, die Preußen gehen heim. Und wann s' kommen wären, hätten sie keinem Menschen was getan. Wie nur die Leut' gar so dumm sein können! Na, die Dorfstettner werden schön über euch lachen! Und was für ein Unglück hätt' geschehen können, wenn heut ein Wind 'gangen wär'! 's ganze Dorf wär' hin. So dumm!"

Nach kurzer Rast brach der Engelbert auf, und am nächsten Morgen stand er mit den Sparkassenbücheln im Lager der Flüchtlinge, bestaunt als Held. Dann aber, als er erzählt hatte, senkten sich die Köpfe, und jeder der Bauern gab sich heimlich einen aus dem Tierreich entlehnten Namen.

Nach einer Stunde ratterten die Wagen wieder heimwärts. Der Schneider Hartl hinkte stöhnend hinterdrein und klagte um seine Geiß. Er, als Anstifter der Flucht, mußte es büßen, keiner ließ ihn bei sich aufsitzen.

Der Heurofflhofer sagte sich im stillen wohl hundertmal vor, daß er ein Mordsesel gewesen sei; aber nach einem Jahre hatte er sich mit dieser Tatsache ausgesöhnt, denn sein Schwiegersohn war ein tüchtiger Mann und noch dazu der einzige, der in den Nachbardörfern wegen der Flucht vor den Preußen nicht verspottet wurde.

Paradies und Hölle.

Eine Wanderung durch Monaco. Von E. E. Weber.

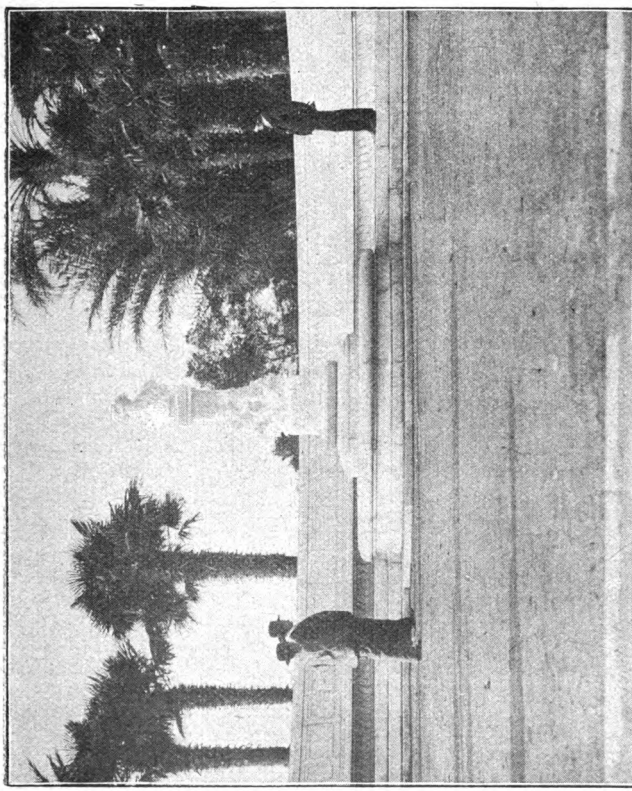
Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Paradies und Hölle — so hat ein geistvoller Schriftsteller kurz, aber treffend Monaco gekennzeichnet. Paradiesisch ist dieser Zwergstaat mit der Altstadt Monaco, der Villenstadt Condamine und dem das Kasino und die Spielbank tragenden Felsenblock Monte Carlo durch seine wundervolle Lage, das milde Klima, die tropische Pflanzenpracht, das blauende Meer und die schöpferische Kunst der Menschenhand, die Hölle bedeutet er aber für die große Mehrzahl jener, welche in den Spielsälen die Gunst der Glücksgöttin zu erhaschen suchen, statt dessen jedoch ihre Launenhaftigkeit und ihre Grausamkeit zu fühlen bekommen.

Vor Jahren war in Mentone einmal ein Gemälde ausgestellt, dessen Mittelfeld eine Roulette zeigte. Rings um sie herum wanden sich die Körper der Selbstmörder. Aus dem geöffneten Felsen schlugen Flammen heraus, und der Teufel lud einen langen Zug von Männern und Frauen, die von Monte Carlo herabschritten, höflichst ein zum Eintritt in die Hölle.

Der ganze Staat Monaco hat nur einen Flächenraum von 1,5 Quadratkilometer, so daß ein witziger Fremder, dem von dem Vater des jetzigen Fürsten der Befehl zuging, in vierundzwanzig Stunden das Land zu verlassen, wahrheitsgemäß erwidern konnte, dazu

brauche er nicht vierundzwanzig, ſondern höchſtens eine halbe Stunde. Seine Kleinheit wird aber aufgewogen durch die Fülle von Schönheit, die dieſes Fleckchen Erde



Das Berliozdenkmal.

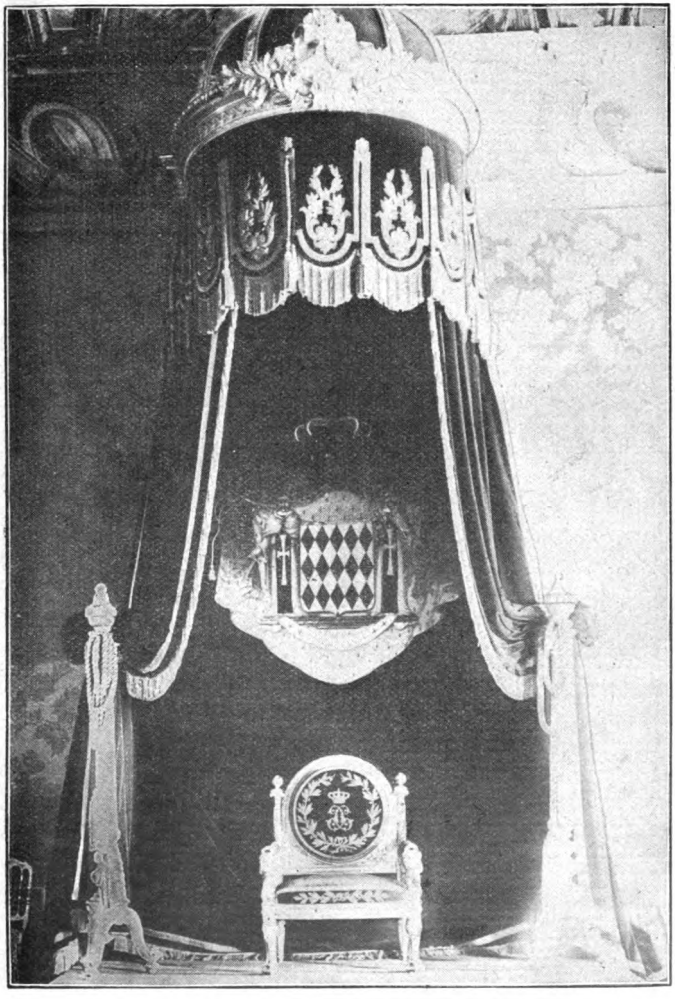
dem Beſucher allenthalben darbietet. Entzückend iſt ſchon ein Spaziergang auf dem Boulevard de la Condamine, der am Meer entlang führt und Monte Carlo mit der Altſtadt verbindet.

Vor noch nicht allzu ferner Zeit breitete sich über die sanft zum Meere abfallende Ebene von Condamine ein einziger großer Veilchengarten, heute aber ist sie mit Hotels, Geschäftshäusern und Villen besetzt, die zwischen Orangen- und Zitronenbäumen hervorlugen. Tiefblau gefärbt ist das Meer in der hufeisenförmigen Bucht vor Condamine, die gegen Norden das Felsplateau von Monte Carlo und hinter ihm der Monte

Der Posten vor dem Schloßtor.

Angel, im Westen die Höhen von Nizza und im Süden die schroffe Mauer des Schloßfelsens gegen rauhe Winde schützen. Daher herrscht auch hier schon im März und April eine wohlige Luft, die von balsamischen Düften erfüllt ist.

Vom Südende des Boulevard de la Condamine führt ein reizender Weg durch köstliche Anlagen an dem neu errichteten Denkmal des französischen Komponisten Berlioz vorüber und zur Altstadt Monaco hinauf.



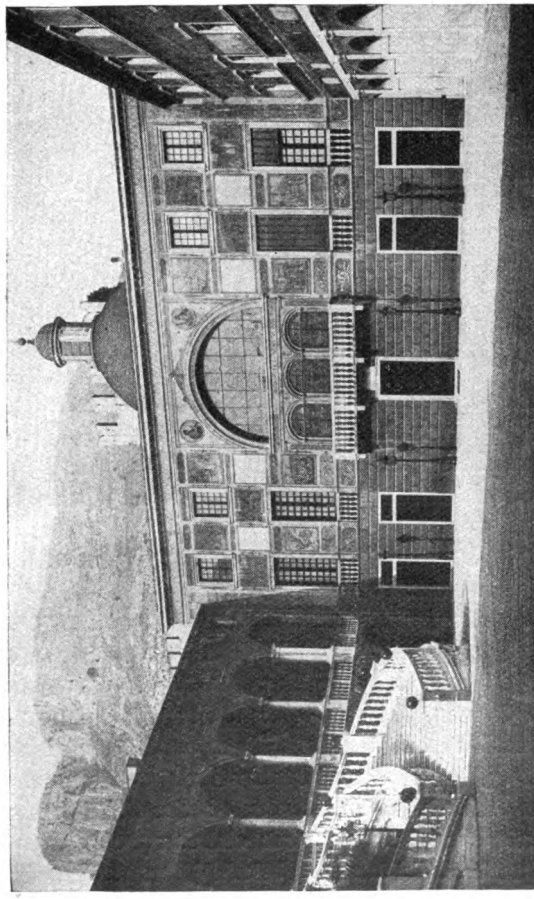
Der Thron mit dem Wappen der Grimaldi.

Fächerpalmen, Agaven mit hohen Blütenständen, Opuntien mit goldglühenden Blütenflammen, Riesenkaruben, mannshoher, leuchtender Ginster, Granatbäume, dunkle Zypressen und blütenübersäte Oleanderbüsche machen diese Anlagen zu einem landschaftlichen Juwel. Die Altstadt Monaco, die auf einer 60 Meter hohen, in das Meer vorspringenden Felsentafel liegt, die 800 Meter lang und 300 Meter breit ist, ist heute anheimelnd schmuck und anmutig. Sie zählt gegen 3500 Einwohner. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war sie noch in erster Linie die Zwingburg des Fürsten. Der Philosoph und Ästhetiker Johann Georg Sulzer berichtet von ihr: „Man gelangt zu ihr auf einem Wege, der vom Hafen zum Bergrücken emporführt, aber weder für Wagen noch Pferde zugänglich ist, da er teilweise aus Treppen besteht. Den Platz betritt man durch ein Tor, das sich in den Festungswerken öffnet und mit Wachen besetzt ist. Unersteiglich wird er durch die sich senkrecht aus dem Meere hebende Felsmasse. An allen ausgesetzten Punkten hat man Redouten angelegt, mehrere Batterien öffnen sich gegen das Meer, teils um die feindlichen Schiffe abzuhalten, teils fremde Kauffahrer zu zwingen, den vom Fürsten festgesetzten Zoll zu entrichten."

Den Kern des Städtchens bildet der Schloßplatz, dessen Nordwestseite das Schloß des Fürsten Albert I., ein vornehmer, geräumiger Bau mit Zinnenturm, einnimmt. Vor dem Eingangstor steht ein Posten.

Die Besichtigung des Schlosses ist bei Abwesenheit des Fürsten täglich von zwei bis fünf Uhr Nachmittags, bei seiner Anwesenheit nur am Donnerstag gestattet. Die Prunkgemächer, wie der blaue Salon, der grüne Salon mit den fürstlichen Familienporträten, die Yorkkammer, in der der Herzog von York, der Bruder

König Georgs III. von England, 1760, als er der Gaſt des Fürſten Honorius III. war, ſtarb, und die mit



Der große Schloßhof.

Fresken von Carracci geſchmückt iſt, ſowie der Thronſaal liegen im linken Flügel.

Die Fürsten von Monaco stammen von dem Genueser Patriziergeschlecht der Grimaldi ab. Ein Sproß der Familie, Carlo Grimaldi, wurde durch die Ghibellinen aus seiner Vaterstadt vertrieben und beschloß, sich mit seinen Genossen in Monaco festzusetzen. Hier hatten die Spinola, ein Raubrittergeschlecht, auf dem heutigen Schloßplatz eine Seeräuberburg erbaut und überfielen die Schiffe bis nach Korsika hin. Da Carlo Grimaldis Mannschaft zum offenen Angriff zu schwach war, nahm er zu einer List seine Zuflucht. Am Weihnachtsabend 1306, als sich die Spinola und ihre Bewaffneten in die Kirche begeben hatten, begehrte er als Mönch verkleidet am Tor Einlaß. Er erstach die Wache, rief seine Genossen herbei und machte mit ihnen die Spinola in der Kirche nieder. Anknüpfend an diese Überlieferung führen die Grimaldi zwei Mönche in ihrem Wappen.

Sehenswert ist ferner der große Schloßhof mit seinen Arkaden und Fresken von Michelangelo. Die Aufsicht in diesen Räumen führen Palastdiener, denen das Wappen des Fürsten an einem Bandelier über der Schulter auf den Rücken herabhängt, wie es im Mittelalter Mode war.

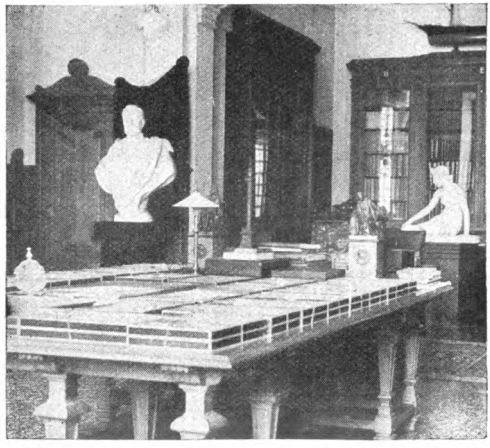
Herrlich ist der Garten, der sich an das Schloß anschließt. Eine zauberhafte Aussicht auf das Meer genießt man von der Terrasse in der Promenade Saint-Martin. Aloen, Kakteen, Geranien, baumartige Euphorbien und indische Feigen wachsen in dichten Beständen in den ausgedehnten Gartenanlagen und bedecken auch die Abhänge unterhalb der alten Festungsmauer. Die liebenden Paare, einheimische wie fremde, benützen die blattförmigen, bläulichschimmernden Stengel der Aloe dazu, durch Einritzen von Herzen und Pfeilen, Namensinitialen und Versen den sie beseelenden Gefühlen Ausdruck zu geben.

Dicht an der Promenade auf einer Felswand am Meer steht das vom Fürsten Albert erbaute und höchst re chhaltig ausgestattete Ozeanographische Museum. Bekanntlich ist der Fürst ein eifriger Tiefseeforscher, der alljährlich wissenschaftliche Fahrten zur Erforschung der Tierwelt des Meeres auf seiner Jacht unternimmt, zur Teilnahme vielfach Gelehrte einlade. und das gewonnene Material der Gelehrtenwelt zur Verfügung

Das Ozeanographische Museum im Bau.

stellt. In dem Ozeanographischen Museum ist nun ein Mittelpunkt für alle Untersuchungen geschaffen worden, die der Naturgeschichte des Meeres gewidmet sind. Der Monumentalbau ist auf der Promenadenseite mit Ornamenten von abenteuerlich gestalteten Seetieren verziert, während die Seitenfronten und die Hinterfront ganz schmucklos gehalten sind. Außer Versammlungsräumen enthält er eine Anzahl von Sälen mit zoologischen Präparaten von den winzigen Tieren des

Plankton an bis hinauf zu einem Walfiſchgerippe von 24 Meter Länge. Präparierräume, Laboratorien, ein Aquarium, ein für tauſend Meeresvögel berechnetes Vogelhaus geben den Forſchern Gelegenheit, ihre Unterſuchungen mit allen wiſſenſchaftlichen Hilfsmitteln an Ort und Stelle auszuführen. Außerdem iſt eine Sammlung von allen nur möglichen Apparaten und Fang-

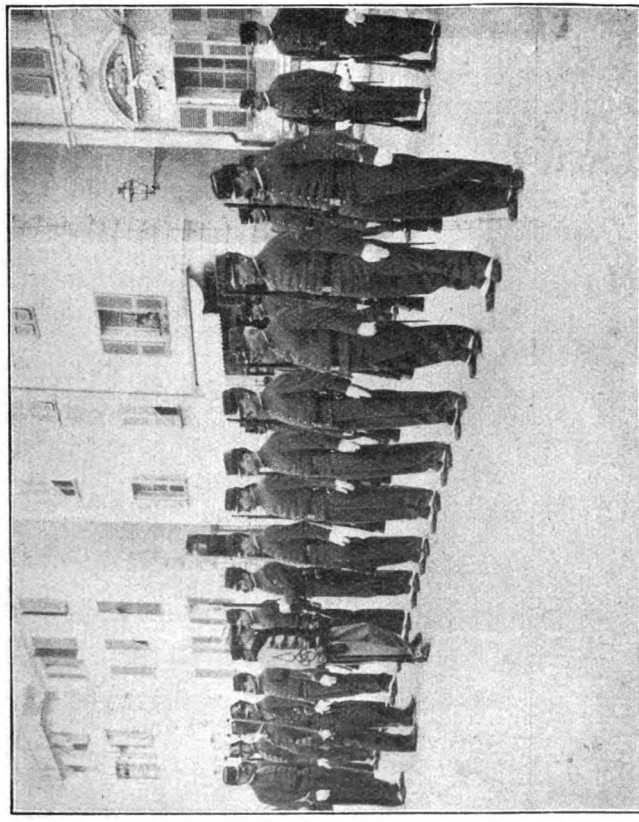


Saal mit Präparatenkäſten im Ozeanographiſchen Muſeum.

geräten in dem Muſeum untergebracht, die für die Hochſee- und Tiefſeefiſcherei gebraucht werden.

Wie die gekrönten Häupter großer Reiche, ſo hat auch Fürſt Albert I. ſeinen Hofſtaat. Er beſteht aus einem Großalmoſenier, drei Flügeladjutanten, einem Ordonnanzoffizier, drei Kammerherren, einem Geheimrat und drei Sekretären. Ebenſo fehlt es nicht an einer „Armee“ in Form einer Gendarmerieabteilung von 86 Mann. Erklärlicherweiſe wird über dieſe Armee

viel geſpöttelt, aber die Gerechtigkeit verlangt es, zuzugeſtehen, daß die Leute in den blauen Uniformen einen ganz ſtrammen, echt militäriſchen Eindruck machen.



Militärische Besichtigung.

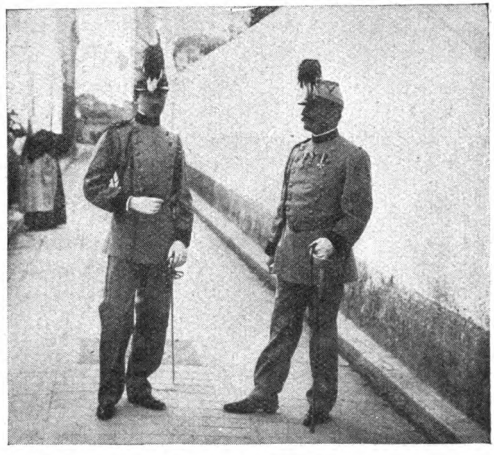
Sie werden nach dem franzöſiſchen Reglement einexerziert und tragen bei feſtlichen Gelegenheiten eine mit roten und weißen Schnüren verzierte Galauniform. Die Offiziere der Truppe ſind zumeiſt geborene Franzoſen.

Wenden wir uns nun zur Hölle! Der Weg zu ihr ist hier nicht mit guten Vorsätzen, sondern mit Marmorfliesen gepflastert. Wenigstens führt vom Bahnhof Monte Carlo eine Marmortreppe den Fußgänger in wenigen Minuten durch Gartenanlagen hinauf auf die Höhe von Monte Carlo. Mit dem Aufzug geht es noch schneller. Das großartige Kasino mit der Spielbank ist ein von zwei Türmen beherrschter Prachtbau, dessen Fassade Skulpturen, die die Musik, den Tanz, die Künste und die Industrie verkörpern, zeigt. Auch das Innere offenbart durch seine Wandmalereien ein künstlerisches Gepräge. Vom Vestibül gelangt man zunächst in die Zentralhalle. Links davon liegen die Spielsäle. Im ersten Saal stehen zwei Roulettetische. Daran schließt sich der große Saal mit fünf Roulettetischen, dem noch ein Saal mit drei Roulettetischen und zwei Säle für Trente et quarante folgen. Der Zentralhalle gegenüber liegt der sechshundert Personen fassende Festsaal. Ein siebzig Mann starkes vorzüglich s Orchester gibt in ihm Nachmittags und Abends Konzerte. Im ersten Stock

Mannschaften in Galauniform.

liegt der Leſeſaal mit Zeitungen aus aller Herren Ländern.

Der Zutritt zu den Spielſälen ſteht einem jeden offen, der ſich im Kommiſſariat auch nur durch eine Beſuchskarte ausweiſen kann. Man erhält dann koſtenlos eine für einen Tag gültige Eintrittskarte, auf deren Rückſeite man ſeinen Namen zu ſchreiben hat. Beim Roulette iſt der niedrigſte Einſatz fünf Franken,

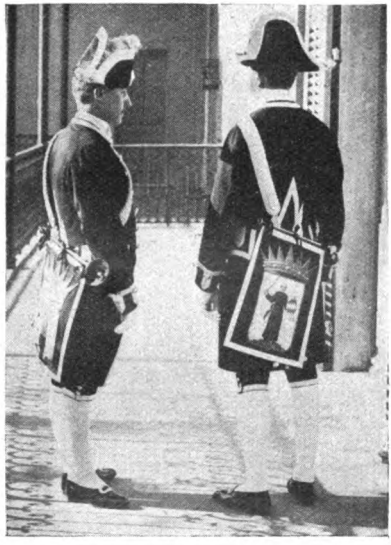


Offiziere der „Armee".

der höchſte ſechstauſend Franken, im Trente et quarante der niedrigſte zwanzig Franken, der höchſte zwölftauſend Franken. Ein Roulettetiſch bringt der Bank im Winter durchſchnittlich achttauſend Mark täglich ein, ein Trente-et-quarante-Tiſch etwa ſechstauſend Mark. Der jährliche Gewinn der Bank beziffert ſich auf über zwanzig Millionen Mark.

Nordweſtlich vom Kaſino liegt das Palais des Beaux-Arts mit einer wertvollen Gemälde- und Skulpturen-

ausſtellung. Ringsherum ziehen ſich prunkhafte Hotels und entzückende Villen. Einzig in ihrer Art ſind aber die Gartenanlagen. Hier iſt der Gärtner geradezu zum Dichter geworden. Palmen, Orangen, Zitronen, Zedern, Johannisbrot- und Pfefferbäume, japaniſche Miſpeln und Kaſuarinen wechſeln mit verſchwenderiſch reichen Blumenbeeten ab, die berauſchende Düfte aushauchen. Die Aufſicht über die Anlagen führen ſtädtiſche Amtsdiener, die vor allem dafür zu ſorgen haben, daß ſich unglückliche Spieler nicht in den Anlagen erſchießen, wie das trotzdem alljährlich öfters vorkommt.



Palaſtdiener in Galalivree.

Von märchenhaftem Reiz ſind die Ausſichten aus den Gartenanlagen. Von der Terraſſe am Meer aus überblickt man die Küſte bis Ventimiglia.

Eine 2600 Meter lange Zahnradbahn führt von Monte Carlo hinauf nach La Turbie, einem Ort von rund 5000 Einwohnern. Vom Rundteil am Bahnhof bietet ſich eine überwältigende Ausſicht dar. Zu Füßen liegt der maleriſche Felſen von Monte Carlo. Der Blick ſchweift bis zu den Leriniſchen Inſeln, und

bei klarem Wetter tauchen ſogar die Berge der Inſel Korſika aus dem blauſchimmernden Meer auf. In der Nähe des Ortes ragen die Reſte eines römiſchen Triumphdenkmals empor, das Kaiſer Auguſtus zu Ehren im Jahre 12 nach Chriſto vom Senat für die Beſiegung der liguriſchen Seeräuber errichtet wurde. La Turbie bezeichnet den Höhepunkt der berühmten Straße der Corniche, die von Nizza nach Mentone führt, und in der alle Schönheiten der franzöſiſchen Riviera gipfeln.

Geſchieden.

Novelle von Lenore Pany.

(Nachdruck verboten.)

Mit ſichtlichem Zögern legte der Beamte die Schriftſtücke aus der Hand und ſtand auf. „Ihre Sache, Herr und Frau Doktor Waller, iſt hiermit erledigt,“ ſagte er, ſich höflich verneigend. „Ihre Ehe iſt nach dem Geſetze endgültig gelöſt.“

„Endgültig!“ Wie ein zaghafter Jubellaut kam es über die Lippen der jungen Frau, während ihr Gatte unbeweglich daſtand, den Gruß des ſich entfernenden Beamten nur mit einem Nicken beantwortend.

Als er ſich noch immer nicht rührte, hob ſie ſcheu den Kopf. „Wir ſind fertig. Wollen wir nicht gehen? Eines nach dem anderen, wie es ſich für unſere nunmehrige Lage paßt.“

„Bitte — ich laſſe dir den Vortritt. Aber ich meine, die Hand könnten wir uns doch noch einmal geben, bevor wir uns für immer trennen. Ich weiß ja, daß es dir ſchwer fällt, auch nur eine Minute deiner endlich errungenen Freiheit zu vergeuden. Immerhin — ich möchte dir noch etwas ſagen, Charlotte.“

Sie ſchaute ihn halb verwundert und mit einem Ausdruck ſchlechtverhehlter Ungeduld an. „Was kannſt du mir noch zu ſagen haben? Ich glaube, wir haben in dieſen entſetzlichen Wochen alles genügend beſprochen, und das, was eben über uns beſchloſſen wurde, iſt das

Resultat beiderseitigen Einverständnisses, an dem nichts mehr zu ändern ist."

„Gewiß. Eine Ehe, der die Liebe mangelt, konnte auch nicht länger bestehen, ohne in eine häßliche, entehrende Komödie auszuarten. Dieser Tag mußte kommen. Er ist nun da, ist eigentlich sogar schon vorüber."

„Was soll also das lange Reden? In einer halben Stunde geht mein Zug. Wenn du mir nichts Dringendes zu sagen hast, so bitte ich dich —"

Er trat dicht neben sie. „Ich möchte noch einmal, ehe du gehst, aus deinem Munde vernehmen, was für mich gleichsam eine Rechtfertigung bedeutet für all das, was aus diesem Schritt, zu dem du mich gegen meinen Willen gedrängt, für dich entstehen mag. Sag mir noch einmal, daß nicht ich die Schuld deines Unglücks bin, wie du es nennst."

Sie knöpfte nervös an ihrem Handschuh herum. „Fürchtest du, daß ein Schatten auf dich fallen wird? Es ist ja doch immer und ewig die Frau, welche die Schuld trägt, wenn ein eheliches Verhältnis aus diesen oder jenen Gründen sich löst. Der Mann bleibt rein — natürlich! Übrigens, wenn dir so viel daran liegt, es zu hören, ich wiederhole dir's gerne noch einmal: nein, du warst nicht die Schuld, daß es anders kam, als wir dachten, du nicht, niemand, vielleicht sogar bin ich's wirklich selbst. Ich glaubte dich zu lieben — ja. Aber ich wußte nicht, wie unendlich groß die Liebe einer Gattin sein müsse, wenn sie den ihr zugewiesenen Platz mit Ehren ausfüllen soll. Diese sogenannte Häuslichkeit mit ihren kleinlichen Sorgen und prosaischen Bedenken war mir ein Greuel, der sich allmählich bis zur Unerträglichkeit steigerte. Als ich noch daheim war, da meinte ich, daß in der Ehe die Freiheit zu suchen

sei, als ich verheiratet war, sah ich, daß ich mein geschmähtes Mädchentum mit willenloser Knechtschaft vertauscht hatte, mit einer Knechtschaft, zu der viel Mut, viel Selbstverleugnung, vor allem aber viel Liebe gehört."

„Und gerade an dem hat es dir gemangelt," fiel er bitter ein.

„Leider. In der Ehe mit dir lernte ich ja erst die Sehnsucht nach Liebe kennen, jener Liebe, welche sich willenlos dem angebeteten Wesen an die Brust wirft und nicht erst lange erwägt, was daraus werden soll, ob Seligkeit oder Elend. Diese Liebe konntest du mir nicht geben. Ach" — sie ballte wie in jähem, neuerwachtem Zorn die kleine Hand — „wie hast du mich gequält mit deiner Kleinlichkeit, mit diesem ganzen musterhaften Scheinleben, das wir geführt und an das du selbst nicht glaubtest, wie oft habe ich mich heimlich danach gesehnt, eine recht große Dummheit zu machen, nur um etwas Abwechslung in dieses eintönige Grau zu bringen! Aber ich fürchtete deinen strengen Blick. Ist das Liebe, wo man fürchtet?" Sie erschrak plötzlich über ihre Heftigkeit, errötete und ließ die zusammengeballte Faust an ihrem Kleide hinabsinken. „Ich habe dir Antwort gegeben auf deine Frage," sagte sie leiser werdend, „und jetzt mach ein Ende!"

Er blickte sie unverwandt an. „Du hast recht, Charlotte, wir haben abgeschlossen und haben uns nichts mehr zu sagen, nachdem wir einander die Freiheit geschenkt."

„Die volle Freiheit?" fragte sie aufblitzend.

„Darüber wähnte ich dich beruhigt. Wenn dein Herz den finden sollte, der deinem Verlangen Genüge tut — ich werde dir kein Hindernis mehr sein. Oder wünschest du es schriftlich?"

„Danke. An deinem Wort habe ich nie gezweifelt.“

„Trotzdem ich so schlecht gehalten, was ich versprach?“

Sie machte eine abwehrende Bewegung. „Laß das, es hat keinen Zweck, an Vergangenes zu rühren. Hier“ — sie streckte ihm eilig die Hand hin — „leb wohl, sei glücklich! Ich wünsche und gönne es dir.“

„Leb wohl. Wenn wir uns jemals wieder begegnen sollten, bin ich für dich ein Fremder, dessen Anblick dich nicht erschrecken kann.“ Er beugte sich über ihre Hand, küßte sie und gab sie rasch frei. „Und — ich danke dir auch noch für das Schöne, das du mir trotz allem geboten hast,“ fügte er hinzu.

Sie riß sich los. „Nun höhnst du. Noch einmal — leb wohl!“

Sich dem Ausgang zuwendend, schaute sie ihm flüchtig ins Gesicht. Es war bleich, wie versteinert, nur um die fest aufeinandergepreßten Lippen zuckte es.

Da fiel schon die Tür ins Schloß, die junge Frau lief die Stufen der steinernen Treppe hinab und spähte unten nach einem Wagen, der sie zur Bahn bringen sollte. Mit der Schirmspitze winkte sie einen der Fiaker heran und wartete ungeduldig, bis es diesem endlich gelang, sein Rößlein in Bewegung zu setzen. Ohne noch einmal nach dem Hause zurückzublicken, warf sie sich in die Polster. Dabei lächelte sie. Daß es ihn so hart ankommen würde, als der Ernst da war, hatte sie doch nicht gedacht. Er war ja immer die Ruhe selbst gewesen — ihr zur Verzweiflung, deren lebhaftes Temperament darunter litt wie unter schmerzenden Schlägen. Und nun hatte es fast den Anschein, als ob er bedauerte, was doch unvermeidlich gewesen. Da war sie doch viel standhafter. Eine Rührszene aufführen, während man froh war, von einander loszukommen — nein, das wäre hier nicht am Platze. Sie war ihm

ehrlich dankbar, daß er ihr die Freiheit wiedergegeben, und pries das Geschick, das ihr ermöglichte, außer dieser Freiheit nichts weiter fordern zu müssen. Sie stand auf eigenen Füßen, konnte von den Zinsen ihres Vermögens leben und hatte jede Unterstützung von seiner Seite zurückgewiesen. Frei wollte sie sein, ganz frei. Nur so konnte sie wahren Genuß am Leben finden, wenn auch die letzte Faser, welche sie an die Vergangenheit fesselte, zerschnitten war, jedes Erinnern verlöscht. Das sollte in Zukunft der Fall sein, und durch Freiheit wollte sie nun emporsteigen zu höchstem Lebensgenuß.

Sie tat einen tiefen Atemzug. Ihre Wangen brannten. Noch einige Minuten und der Schnellzug trug sie weit fort nach dem eleganten Kurort, wo sie schon vor einer Woche das Zimmer bestellt hatte. Nur noch wenige Minuten. Da lag schon der Bahnhof vor ihr.

Leichtfüßig sprang sie aus dem Wagen und eilte mit einer Hast in die Halle, als könne sie nicht mehr erwarten, bis der schwarze Vorhang sich teilte, hinter dem das neue Leben lag.

— — — — — — — — — — — —

Abbazia! Mit spiegelndem Schein floß die Sonne durch das geöffnete Fenster, Lorbeerduft stieg empor und mahnte die Langschläferin, welche eben erst ihr Lager verlassen hatte, daß sie sich in dem schönen Süden befand, wo die Rosen blühen, wenn in der kalten Heimat sich die Leute noch fröstelnd in ihre Pelze hüllen. Gestern unfreundliche Winterkälte, heute glühende Frühlingspracht!

Diese plötzliche Verwandlung entsprach ganz Charlottes Sinn. Sie stand in ihrem weißen Morgenkleid am Fenster und genoß in seliger Versunkenheit den Anblick, der sich ihr bot. Wie köstlich das alles war!

Diese Sonne, diese Luft! Alles Weichheit, Schmiegsamkeit, wie ein wohliges Umfangen zärtlicher Arme. Unten am Südstrand machten die eleganten Spaziergänger bereits ihre Promenade. Und sie selbst war erst aus den Federn gekrochen, hatte schon den ersten Morgen versäumt! Das ließ sich für heute nicht mehr nachholen. Vor ihr stand der ungeheure Koffer, welcher ihre Garderobe barg. Der mußte erst ausgepackt, und die Kleider mußten sorgfältig aufgehängt werden, damit sie sich gleich ihr von der langen Fahrt erholen konnten.

Sie schellte, befahl das Frühstück und machte sich dann mit einem Seufzer an die Arbeit, die so wenig nach ihrem Geschmack war. Während sie die Kleider der Reihe nach in den Schrank beförderte, überlegte sie, welches sie zur Tafel anziehen würde. Ihr Mann hatte sie am liebsten in Weiß gesehen. Nun, das kam jetzt nicht mehr in Betracht. Sie war ihre eigene Herrin und konnte tun und lassen, was ihr gefiel.

Mit einem Lächeln ließ sie die kostbare Bluse, welche sie eben in Händen hielt, ruhen und sann vor sich hin. Wirklich, sie mußte sich loben für ihre Energie. Durch ihren kühnen Schritt hatte sie sich einen Platz geschaffen, der wert war, solange als möglich beibehalten zu werden. Was wußte ein Mädchen von der Schönheit des Lebens — und was eine junge Frau? Die letztere überhaupt war nicht mehr als die gesetzlich verpflichtete Sklavin ihres Mannes. Die geschiedene Frau aber besaß all das, wonach die beiden anderen sich vergeblich die Augen ausschauten: Selbständigkeit und volle Unabhängigkeit, ein Zustand, der durch einen gewissen prickelnden Hauch des Verbotenen noch an Reiz gewann. Sie hätte ihn mit nichts auf Erden vertauschen mögen. —

Als Charlotte beim zweiten Läuten zur Mittagstafel hinabging, überlegte sie nochmals, ob sie sich der Gesellschaft gegenüber als Fräulein oder als das, was sie in Wirklichkeit war, ausgeben solle. Doch sie verwarf das erstere. Wozu sich selbst des interessanten Nimbus berauben?

Die meisten der Tischgäste waren bereits in dem großen Speisesaal versammelt, als sie in ihrem hochmodernen Schneiderkleide eintrat.

„Ist ein Platz für mich reserviert?“ wandte sie sich an den Oberkellner.

„Ich habe dort unten an dem langen Tische für die Gnädige decken lassen, weil der ausschließlich von Österreichern und Ungarn besetzt ist. Darf ich bitten?“

Sie folgte ihm den Mittelgang hinunter und nahm nach einem flüchtigen Gruß an ihre Tischgenossen Platz. Es waren in der Tat zumeist Ungarn, wie sie aus dem singenden Tonfall der Sprechenden sofort erkannte. Ihr zur Rechten saß eine ältere Dame in schwerem Seidenstaat, der Stuhl zur Linken war noch unbesetzt. Erst als man schon die Suppe herumreichte, kam dessen Inhaber eilig an. Es war ein junger, zigeunerhaft aussehender Mann mit einem braunen Steppengesicht, aus dem ein Paar lebhafter dunkler Augen blitzten.

„Zweifellos auch ein Ungar,“ dachte sie, während sie seinen artigen Gruß, in dem zugleich viel Bewunderung lag, erwiderte. Er gefiel ihr nicht übel. Auch belehrten sie die feurigen Blicke, die er, noch nicht wagend sie anzureden, nach ihr sendete, daß er es jedenfalls nicht daran fehlen lassen würde, sie angenehm zu unterhalten. Entschieden würde er einen erträglicheren Nachbar abgeben als die korpulente Dame zu ihrer Rechten, welche an Asthma zu leiden schien und bei jedem Löffel, den sie zum Munde führte, ein nerven-

beunruhigendes Geräusch verursachte. Einstweilen betrachtete man sich gegenseitig, und Charlotte bemerkte, wie zwei ihr gegenübersitzende Damen die Köpfe zusammensteckten und mit dem Blick den Schnitt ihrer Robe abzeichneten.

Ihre Heiterkeit unterdrückend, langte sie nach der vor ihr stehenden Weinflasche, um sich einzuschenken. Aber ihr Versuch, den Kork auszuziehen, scheiterte an ihrer Kraft.

„Gestatten, Gnädige?“ Dienstbeflissen kam ihr Nachbar ihr zu Hilfe. Mit einem flinken Griff hatte er die Flasche entkorkt und hielt sie nun mit fragendem Blick über ihr Kelchglas.

„Zur Hälfte, wenn ich bitten darf.“

„Auch Wasser?“

„Bis zum Rande.“

Er tat, wie sie ihm hieß, und erhob sich dann von seinem Sitz. „Erlauben Sie, mein gnädiges Fräulein —“

„Frau!“

„Also gnädige Frau, daß ich mich vorstelle: Franz Bálffay, Ökonom.“

Sie lächelte ihm unmerklich zu, während sie aus dem gefüllten Glase trank. Dabei zuckte es übermütig um ihren Mund. Sie dachte an muntere Schafherden, an Rinder, welche behaglich auf der sonnverbrannten Pußta weideten, an Zimbal und Tschardas. Ja, wie ein Gutsbesitzer sah er auch aus. Etwas nachlässig in Kleidung und Haltung, kein Salonmensch, bewahre, aber von einer leichtlebigen Sicherheit, die gut zu seinem Typus paßte. Das Zucken um ihren Mund vertiefte sich, als er sich jetzt mit der stereotyp gewordenen Frage an sie wandte: „Gnädige Frau sind zum ersten Male in Abbazia?“

„Zum ersten Male,“ bejahte sie, mit den weißen

Händchen einen Krebs kunstgerecht von seiner Schale befreiend.

„Bleiben wahrscheinlich nur wenige Tage?“

„Woraus schließen Sie das?“

„Nun, ich denke bloß. Eine Dame allein —“

Sie sah ihn an und lachte innerlich über seine nicht mißzuverstehende Neugier. Aber noch wollte sie ihm nicht den Gefallen tun. Mochte er doch ein wenig zappeln. „Ich beabsichtige sogar recht lange zu bleiben,“ erklärte sie, ruhig weiteressend, „so lange nämlich, als es mir hier gefällt. Was bietet Abbazia denn eigentlich an Besonderem?“

„O, nicht allzuviel: Musik, Gefrorenes, Staub, Parfüm und viel Wasser.“

Seine knappe, humoristische Beschreibung amüsierte sie. „Also nicht mehr und nicht weniger als jeder andere am Meer gelegene Kurort.“

„Eher weniger. Abbazia hat in den letzten Jahren viel von seiner einstigen Anziehungskraft für die Wiener Gesellschaft eingebüßt und geht entschieden zurück. Das meiste, was man hier genießt, ist das, was man sich selbst gegenseitig bietet.“

„Und das wäre?“ fragte sie naiv.

Er senkte seine dunklen Augen mit vielsagendem Ausdruck in die ihren. „Ich dachte, Sie verstünden mich, gnädige Frau. Was ich meine, ist die geistige Anregung, der gesellige Verkehr, sei es nun in großem oder bescheidenem Maße. Es ist ganz unmöglich, abgeschlossen von den anderen hier ein Vergnügen zu finden, am allerwenigsten für eine Dame, die allein reist.“

„Was wiederum den Nachteil hat, daß man manches mit in Kauf nehmen muß, was man lieber entbehren möchte. Meine Nachbarin zum Beispiel,“ fuhr sie flüsternd fort, „welche asthmatisch zu sein scheint und

wie eine Dampfmaschine arbeitet, bringt mich nachgerade zur Verzweiflung. Wenn sie den Betrieb ihrer Lungen nicht geräuschloser abwickeln kann, werde ich hier, anstatt mich zu erholen, noch krank werden vor Nervosität."

Er lachte, daß es ihn schüttelte, wurde jedoch gleich wieder nachdenklich. „Es zwingt Sie ja niemand, gnädige Frau, an diesem Tisch zu verbleiben. Dort stehen auch Tischchen für zwei und vier Personen, wo man ganz unbelästigt ist."

Sie maß ihn mit einem so spöttischen Blick, daß er darunter wie ein Schuljunge errötete. „Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, Herr Bálffay, allein ich kann doch nicht im voraus wissen, ob die zwei oder drei Personen, welche mich dort beehren werden, mir besser passen als meine jetzige Gesellschaft. Da harre ich doch lieber hier aus, solange es geht."

„Bitte, ich wollte nicht aufdringlich sein." Er nahm die Schüssel mit Geflügel, welche der Kellner neben ihn gestellt, und reichte sie ihr. „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt," zitierte er, in einen Scherz übergehend. „Darf ich für Sie wählen?"

„Als Fachmann?" neckte sie anzüglich.

„Meinetwegen auch als Fachmann." Behutsam hob er mit der Vorlegegabel ein schönes, saftiges Stück auf ihren Teller. „Schelten Sie mich, wenn ich nicht glücklich gewählt habe, gnädige Frau."

„Ich habe das größte Vertrauen zu Ihnen, Herr Bálffay."

Als es heraus war, ärgerte sie sich. Den Blick auf den Teller geneigt, aß sie schweigend weiter, bis er von neuem ein Gespräch versuchte.

„Ich würde mich Ihnen gerne als Cicerone anbieten," sagte er, ihre Verlegenheit übersehend, „aber

ich wage es nicht aus Furcht, nochmals aufdringlich zu erscheinen, obwohl es mehr als selbstverständlich ist, daß eine Dame einen Begleiter um sich duldet. Es geht zum Beispiel gar nicht an, daß Sie bei den Abendkonzerten, welche Sie gewiß nicht versäumen wollen, allein an einem Tische sitzen, ohne von neugierig fragenden Blicken belästigt zu werden."

„Und vor diesen belästigenden Blicken gedenken Sie mich also zu schützen?"

„Wenn Sie mir die Erlaubnis dazu erteilen wollten — ja."

„Schon gut, machen wir also einen Versuch. Schutzlos oder gar schutzbedürftig bin ich mir übrigens noch niemals vorgekommen. Dieses Gefühl ist mir gänzlich fremd."

„Womit Sie kurz erklären, daß Sie eine durch und durch moderne Frau sind."

„Ja — und ich danke Gott, daß ich es bin. Mit kleinlichen Bedenken kommt man in dieser Welt nicht weiter."

„Da haben Sie vollkommen recht, gnädige Frau. Wann darf ich mir erlauben, Sie zu erwarten?"

Sie dachte nach. „Um vier Uhr. Paßt Ihnen das?"

„Vorzüglich. Und was ich noch sagen wollte: ich habe ein Boot gemietet, das von heute an gänzlich zu Ihrer Verfügung steht. Aber vielleicht lieben Sie die Seefahrten nicht?"

„Doch — doch! Und da man für das viele Wasser seine Kurtaxe bezahlen muß, will man es auch ausnützen — nicht wahr? Bleiben wir also bei der Kahnfahrt. Auf Wiedersehen um vier Uhr."

Sie stand rasch auf, nickte ihm noch einmal zu und verließ als erste der Tischgesellschaft den Saal.

— — — — — — — — — — — — —

Als sie einige Minuten nach der vereinbarten Stunde wieder hinabkam, fand sie ihren galanten Ritter bereits wartend vor. In weißem Pikeekostüm, ebensolchem Hut und feuerfarbener Krawatte stand er da. Auch sie hatte ein weißes Pikeekleid mit roter Krawatte gewählt, und als sie sich jetzt gegenseitig betrachteten, lachten sie beide hell auf.

„Man wird uns für Geschwister halten, gnädige Frau," scherzte er, ihr die Hand küssend.

„Desto besser, Herr Bálffay."

Sie schritten den Südstrand hinab und begaben sich nach der Landungsstelle, wo die zierlich gebauten, weiß und blau angestrichenen Schifflein ihrer Besitzer harrten.

„Hier — bitte," sagte er, ihr beim Einsteigen die Rechte bietend. „Das da ist mein Schiff."

„Himmel, wie das schaukelt!"

„Nur keine Angst. Der Fährmann ist erprobt, gnädige Frau."

Er stieß ab. Das Spielzeug mit seinem weißen Segel, in welches der Wind mit vollen Backen blies, mischte sich mit den Wellen der tieferen Flut.

Charlotte blickte um sich. Wie in einem künstlichen Wasserbecken trieben hie und da, immer hübsch nahe dem rettenden Ufer, weiße Segel gleich dem ihrigen und benahmen ihr den Eindruck des Großartigen, das sie zu schauen gehofft.

Bálffay bemerkte die Mißstimmung in ihren Zügen.

„Gnädige Frau sehen so seltsam um sich," lächelte er. „Fürchten Sie sich vielleicht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich suche das Meer meiner Phantasie und kann es nicht finden. Es riecht hier alles förmlich nach Mache, alles ist so eng, so begrenzt. Ich habe mir das Meer ganz anders gedacht."

„Sie vermissen die Größe. Um diese zu finden, darf man freilich nicht nach Abbazia kommen. Aber es ist doch recht schön hier. Und wenn jemand gerade lebensüberdrüssig ist —“ er schlug in jäh erwachtem Übermut mit der Flachseite des Ruders aufs Wasser, daß es laut aufklatschte und ein feiner Perlenregen sich über das Boot ergoß.

Charlotte schrie auf. „Um Gottes willen, was tun Sie denn? Wollen Sie uns ertränken?“ Und als er sich lachend an ihrem kindischen Schreck weidete, fuhr sie ernster fort: „Bitte, seien Sie artig, Herr Bálffay, man erwartet von Ihnen, daß Sie mich heil ans Land bringen.“

Seine Stirn umwölkte sich. „Verzeihung, gnädige Frau. Da Sie mich so eindringlich mahnen, werde ich nun selbstverständlich doppelt vorsichtig sein. Ich bin ja gewissermaßen Ihrem Herrn Gemahl dafür verantwortlich, daß nichts passiert.“

„Mein Gemahl würde Ihnen deshalb schwerlich Vorwürfe machen,“ sagte sie, ihr Vergnügen an seiner Neugier mühsam verbergend.

Er hob rasch die Augen. „Gnädige Frau sind also Witwe?“

Jetzt war der große Moment gekommen.

„Auch das nicht,“ erklärte sie, einen Faden von ihrem Ärmel lösend, „ich bin geschieden. Sind Sie nun befriedigt, Herr Bálffay?“

Weit vorgebeugt, in sichtlicher Spannung saß er da, während ein freudiger Schein über sein Gesicht huschte.

„In der Tat,“ meinte er, aus ihrer lachenden Ruhe neue Hoffnung schöpfend, „es ist einem Manne kaum zu verdenken, wenn er angesichts des bezaubernsten Wesens der Erde sich die Frage vorlegt, wie fest wohl

die Grenzen sein mögen, welche das Heiligtum umschließen."

„Und da scheint es Ihnen nun, als ob diese Grenzen kein besonderes Hindernis bildeten?"

„Gewiß. Gnädige Frau sind ja frei."

Sie lachte heiter. „Und zwar so kurze Zeit erst, daß ich vorhabe, mir diese Freiheit, wenn schon nicht für immer, so doch möglichst lange zu erhalten. Gestern morgen noch stand ich unter der Herrschaft eines Gatten, heute bin ich Alleinherrscherin über mich selbst. Ich will nicht leugnen, daß mir das Heute weit besser gefällt als das Gestern."

Er blickte sie unverwandt an. „Gnädige Frau sehen so glücklich aus, daß man wohl merken kann, mit welcher Freude Sie Ihre Freiheit genießen. Aber es sind eben doch nur Ferien. Heute oder morgen sind sie zu Ende, und man begibt sich des Feierns müde in eine neuerliche Knechtschaft, welche um so süßer ist, je bitterer die erste geschmeckt hat."

„Glauben Sie wirklich?" Sie tauchte die Hand ins Wasser, um die kleinen herankräuselnden Wellen mit dem Spiel ihrer Finger zu necken. „Und wenn nun ich selbst die Schuld wäre, daß meine Ehe nach einem halben Jahr schon — Sie sehen, ich bin sehr aufrichtig — in die Brüche ging?"

„Das ist unmöglich!" fuhr er auf. „Ein Engel wie Sie! Ich sehe die Sache ganz klar vor mir. Ihr Herr Gemahl war ein Barbar, der das Glück, eine so reizende Frau zu besitzen, nicht —"

„Sie sind im Irrtum. Mein Mann war ein Ehrenmann durch und durch und hat mich sehr geliebt."

„Nun, dann begreife ich nicht —"

Sie zog die Hand aus dem Wasser und lachte silberhell auf. „Mein Mann war Arzt. Vielleicht habe ich

den Karbolgeruch nicht vertragen. Meinen Sie nicht, daß dies ein triftiger Scheidungsgrund ist?" Das schönfrisierte Köpfchen etwas zur Seite geneigt, sah sie ihn an, mit Augen, welche seiner und der ganzen Welt zu spotten schienen.

Er seufzte. „Sie speisen mich mit einem Scherz ab, und ich gäbe mein Leben hin für die Wahrheit."

„Wozu? Sind Sie Schriftsteller?"

„Das nicht. Aber man möchte doch gerne das Schicksal einer Frau kennen, die man verehrt."

„Ich finde beides sehr überflüssig, Herr Bálffay, und Sie würden mich viel besser unterhalten, wenn Sie mir von Ihrem Meierhof, Ihren Herden und etwaigen Nationalherrlichkeiten erzählten. So ein Tanz auf freier Pußta muß großartig wirken, nicht wahr?"

„Sie wollen mich zum Schweigen zwingen," sagte er gekränkt, „denn ich zweifle sehr, daß die Schilderung eines Meierhofes nebst Zubehör für Ihr Ohr von besonderem Reiz sein könne."

„Wenn sie gut ist, doch."

„Nun, ich bin alles eher als Landschaftsmaler und bloß der nüchternsten Schilderung fähig. Damit aber will ich Sie nicht langweilen. Es gibt edlere Dinge zu besprechen."

„Ich bin begierig. Das Thema, welches Sie so beharrlich festzuhalten sich bemühen, kann ich beim besten Willen nicht edel finden."

„Ich werde es nicht mehr anschlagen, wenn es Sie beleidigt."

„Das wird mir angenehm sein."

Ohne alle Empfindsamkeit wickelte er willig den Faden des Gespräches ab, den sie ihm zuwarf, und gelangte schließlich von selbst dazu, ihr über sein Gut in Ungarn zu berichten, wobei er seine landwirtschaft-

lichen Kenntnisse, sein Spekulationstalent und in letzter Linie auch seinen Wohlstand unmerklich durchschimmern ließ.

Charlotte hörte scheinbar aufmerksam zu. Aber jeden Vergnügens schnell überdrüssig, wenn es sich allzusehr in die Länge zog, war sie doch froh, als sie endlich landeten und ihrer Pension zugingen, um sich noch in Eile für das Abendessen umzukleiden.

Bei ihrem Eintritt in den Speisesaal wurde sie vom Oberkellner angehalten. „Ich habe für die gnädige Frau das Tischchen hier reserviert," sagte er, „da Herr Bálffay mir mitteilte, daß es der Dame an dem großen Tisch nicht behagt."

Sie wurde flammendrot vor Entrüstung. Das war ja eine unerhörte Kühnheit von dem Menschen, ein Gewaltstreich, den sie ihm nicht zugetraut hätte. Dennoch setzte sie sich, als handle es sich wirklich um die Vollziehung ihres Befehles, an das Tischchen, blätterte in einer Zeitung und sah auch nicht auf, als ein Räuspern und Stuhlrücken sie darauf aufmerksam machte, daß jemand neben sie getreten war.

„Gnädige Frau, gestatten Sie?"

Langsam ließ sie die Zeitung sinken und sah ihn an, wortlos.

Er wurde über und über rot. „Zürnen Sie mir?" fragte er, seine schwarzen Augen flehend zu ihr aufschlagend.

„Sonderbare Frage. Sie haben sich da etwas erlaubt, Herr Bálffay, was mehr als Kühnheit ist, und ich übe nur mein gutes Recht, wenn ich Sie daraufhin für immer aus meinen Augen verbanne."

„Das Meer ist tief, gnädige Frau."

„Noch lange nicht so tief als der Abgrund Ihrer Gedanken."

„Gnädige Frau könnten also tatsächlich so unbarmherzig und unversöhnlich —“

Mit einer unmutigen Gebärde wies sie nach dem leeren Stuhl. „Setzen Sie sich, wir wollen kein Schauspiel geben.“

Er lachte über das ganze Gesicht. „Sie müssen doch zugeben, gnädige Frau, daß es hier viel gemütlicher ist. Niemand stört uns und —“

„Haben Sie eine Störung zu fürchten, Herr Bálffay?“

Verzweifelt durch ihren Spott riß er seine Serviette auseinander, daß sie krachte. „Ich sehe, es führt ein Bußweg zu Ihrem Herzen, aber ich will ihn gehen, wie spitz auch die Steine sein mögen, welche meinen Fuß verletzen.“

Während sie speisten, entwarf er ihr das Programm für den nächsten Tag. Vormittags Kurmusik, Nachmittags ein Ausflug mit dem Dampfer nach Lovrana, Abends nach dem Essen eine kleine Mondscheinpromenade am Südstrand.

Das letztere schlug sie ihm rundweg ab. „Sie sind sehr gütig, Herr Bálffay, aber ich möchte mich doch nicht gerne zum Mittelpunkt des Tagesgespräches machen.“

„Und das nennen Sie Freiheit?“ fuhr er auf.

Sie schaute ihn verweisend an. „Ich glaube, die Auffassung dafür steht in meinem Belieben, auch ändere ich sie nicht leicht auf vorlaute Bemerkungen hin. Notieren Sie sich das, Herr Bálffay. Ich könnte mich sonst doch besinnen und Sie bitten, Ihre mir sonst recht angenehme Gesellschaft an eine der jungen Damen dort zu übertragen, welche wahrscheinlich etwas gefügiger sind als ich.“

„Um Gottes willen!“ bat er, zu Tode erschreckt durch ihre Drohung.

Sie lachte. „Also, mein edler Cicerone, gegen Ihre

Führung habe ich nichts einzuwenden, aber den Mondschein müssen Sie sich ein für allemal abgewöhnen. Ja — ja, es wird noch öfters vorkommen, daß ich den Zucker, welchen Sie auf Ihren Bußpfad streuen möchten, rücksichtslos hinwegblase. Darum — es ist noch Zeit zur Umkehr, Herr Bálffay."

„Niemals!" sagte er, die Hand aufs Herz legend.

Als Charlotte eine Stunde später ihr Zimmer aufsuchte, überdachte sie die Ereignisse dieses ersten Tages ihrer Freiheit. Sie konnte zufrieden sein mit dem Anfang. Denn wenn sie auch nicht gerade eroberungslustig war, so machte es sich doch ganz nett, daß sie sofort einen Anbeter gefunden hatte, der ihr den langweiligen Anschluß an die Damenwelt ersparte und sie mit seinen drolligen Liebesbeteuerungen unterhielt.

Was wohl ihr Mann dazu gesagt hätte?

Sie lachte leise auf. „Wie köstlich ist doch die Freiheit! Wie köstlich!" wiederholte sie, als habe ein Unberufener es gewagt, einen Zweifel einzustreuen.

— — — — — — — — — — — — —

Drei Wochen genoß nun Charlotte bereits den Zauber des luxuriösen Kurlebens, ohne daß der Lorbeerrausch, wie sie sich ausdrückte, ihr etwas anhaben konnte. Vergebens verschwendete Bálffay seine feurigsten Blicke, vergebens ersann er alle möglichen Kunststückchen, um ihre Seele, welche von Tag zu Tag unbeweglicher zu werden schien, in Schwingung zu setzen, sie blieb kühl und unnahbar. Und dennoch gärte eine große, unbestimmte Sehnsucht in ihr nach etwas, von dem sie nicht sagen konnte, was es war. Herrn Bálffay galt sie entschieden nicht. Nach dem flüchtigen Gefallen, den sie an ihm gefunden, war sie sich rasch genug bewußt geworden, daß er trotz seines feurigen Temperaments, das sie am Manne so sehr schätzte, nicht

nach ihrem Geschmack war. Sie duldete ihn, um die anderen entbehren zu können, aber sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie ihm jemals mehr gewähren könne als ein freundliches Wort oder einen Händedruck, welcher genau die Mitte hielt zwischen Freundschaft und dem, was er von ihr zu erlangen bemüht war. Sonderbar! So oft er, einen Augenblick des Alleinseins mit ihr benützend, eine innigere Annäherung versuchte, stieg es wie Scham in ihr empor, als verletze sie durch das Anhören seiner Liebesworte ihre Frauenwürde. Und sie war doch frei, ganz frei. Aber er war eben nicht ihr Geschmack, er war kein Mann. Dieses Entgegentragen seiner Neigung reizte sie nicht, denn es war ihr nicht neu. Oder war es bloß eine Abspannung ihrer Nerven, welche sie, nachdem sie sich eine Zeitlang frisch und froh auf den Wogen des Luxuslebens geschaukelt, müde und stumpf machte gegen alles, was sie umgab?

Bálffay entging die Veränderung in ihrem Wesen nicht.

„Gnädige Frau scheinen sich hier nicht recht wohl zu fühlen," sagte er, als er sie zum nachmittägigen Spaziergang abholte. „Sie sahen besser aus, als Sie herkamen. Das Meer ist Ihnen vielleicht nicht zuträglich?"

Sie zuckte die Schultern. „Möglich. Es ist eine Müdigkeit in mir, nach deren Ursprung ich vergebens suche. Zuweilen steigert sie sich bis zur Schwermut."

„Wirklich?" fragte er erschrocken. „Dann gehen Sie doch fort von hier. Die Saison neigt sich ohnedies schon merklich ihrem Ende zu, und was sich nur halbwegs zur Welt rechnet, reist längstens in den ersten Maitagen ab. Wohin gedenken Sie zu gehen, wenn Sie Abbazia verlassen?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie kleinlaut.

„Wenn ich Ihnen raten dürfte, würde ich Ihnen Tirol empfehlen. Das ist ein wahres Asyl während der heißen Sommerzeit.“

„Und Sie?“ fragte sie mit verschleiertem Blick.

„Ich werde mit Ihrer Erlaubnis da sein, wo Sie selbst zu weilen belieben.“

Sie lächelte unmutig. Dieser junge Mann fing allmählich an, ihr eine Last zu werden. Vielleicht war es das beste, wenn sie ihn noch vor ihrer Abreise mit einer höflichen Ausflucht abtat. Es würde ihr schon etwas Passendes einfallen.

Ziemlich einsilbig schritten sie auf den schöngepflegten Parkwegen dahin.

„Sehen Sie nur, wie leer es hier schon ist,“ bemerkte Bálffay. „Ich habe gestern und heute eine ganze Anzahl Wagen beobachtet, die fluchtartig mit ihren Insassen der Bahn zusteuerten. Es ist erstaunlich, wie die Menschen sich vor der Hitze fürchten.“

Als sie keine Antwort gab, drückte er leise ihren Arm. „Sie sind verstimmt, gnädige Frau. Wollen wir zu den Zigeunern gehen? Sie spielen heute abend.“

Ohne einen Einwand zu erheben, ließ sie sich hinführen. Die sonst so zahlreiche Zuhörerschaft war bedenklich gelichtet, ohne Mühe fanden sie einen Tisch, welcher zugleich mit der Nähe der Musik die Nähe des Meeres verband.

„Sehen Sie nur, welch hübsche Köpfe unter den braunen Gesellen sind,“ plauderte er. „Der Zimbalschläger zum Beispiel. Wie gefällt er Ihnen?“

„O, nicht übel. Er hat Rasse.“

„Und Feuer. Man meint Funken zu sehen unter seinen Händen, welche das Instrument bearbeiten.“

Sie hob mit einem spöttischen Blick die Lider. „Es ist bezahltes Feuer. Darauf gebe ich nichts.“

„Sie sprechen dem armen Jungen damit jede Individualität ab.“

„Ich bitte um Vergebung dafür.“

Die Musik machte eine Pause. Der Zimbalschläger stand auf und ging mit einem Teller von einem Tisch zum anderen.

„Als Buße für mein voreiliges Urteil,“ flüsterte Charlotte sarkastisch, indem sie eine Krone auf den Teller warf.

Bálffay betrachtete sie. Wie ungemütlich doch eine Frau sein konnte, wenn sie schlechter Laune war! Der Genuß ihrer Gegenwart wurde ihm dadurch merklich verkürzt.

„Jetzt kommt Wiener Musik,“ sagte er, als die Geiger nach einer Weile ihre Plätze einnahmen und sich untereinander besprachen.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es sie. „Wiener Musik? Werden sie denn das können?“

„Warum nicht? Es sind durchweg gute Musiker.“

Voller Ungeduld wartete sie auf den ersten Geigenton. Und wieder zuckte sie.

„„Walzertraum“! Das klingt doch heimatlich — nicht wahr?“ raunte ihr Bálffay zu.

Sie nickte stumm. Unwillkürlich verschränkte sie die Arme fester über der Brust, so fest, daß es sie beinahe schmerzte. Der Abend stand plötzlich vor ihrer Seele, als sie zusammen mit ihrem Manne sich die Operette angehört. Tief ergriffen davon war sie nach Hause gekommen, gerührt von dem Schicksal der kleinen Kapellmeisterin, die mit ihrer Geige einsam abzieht. Und auch er, der sonst so wortkarge Mann, hatte damals warme Worte gefunden, und lange noch waren sie an jenem Abend aufgeblieben, hatten sich an den Händen gehalten und einander Geduld gelobt: sie seinem

etwas phlegmatischen Temperament, er ihrer überschäumenden Lebenslust gegenüber, die aus tausend Quellen gleichzeitig zu sprudeln schien. Warum es nicht dabei geblieben war? Sie wußte es nicht. Es war etwas in ihr, das rastlos fort verlangte, das sich nie zufrieden gab und sich an allem stieß, das anders war als sie selbst. Nicht unglücklich, nein — glücklos war sie gewesen.

Leise, ganz leise klingt's durch den Raum —

Sie fuhr sich über die Stirn, die Gedanken fortzuscheuchen, die in ihr bei diesem Lied aufstiegen, und das Antlitz beharrlich von ihrem Begleiter abwendend, summte sie die letzten Takte mit: einmal noch leben, lieben im Mai, einmal noch leben —

„Nun, sind Sie zufrieden?" Mit gespannten Zügen schaute ihr Bálffay in das Gesicht, welches unter dem Ausdruck sehnsüchtiger Regung wie verklärt erschien.

Sie schrak zusammen und streckte wie abwehrend die Hand aus. „Die Zigeuner treffen das Tempo nicht. Man muß Wiener sein, um einen Walzer, besonders diesen Walzer richtig spielen zu können. Kommen Sie. Diese Geigen, welche wie wilde Füllen durcheinanderhüpfen, gehen mir auf die Nerven."

Er stand sofort auf, zahlte und ging neben ihr her. Aber als sie die Straße betraten, außerhalb des Bereichs der Musik waren, blieb er stehen und deutete mit der Hand zurück. „Es sind nicht die Geigen, welche Ihnen auf die Nerven gehen, sondern die Musik selbst. Das Heimweh hat Sie gepackt."

„Das Heimweh?" Wie erstarrt vor Schreck über das, was er ausgesprochen, sah sie ihn an. „Heimweh? Wonach?" fragte sie, furchtsam wie ein Kind, das ein

Licht zu sehen glaubt und ihm nicht nachzugehen wagt.

„Weiß ich's? Es kommt über alle, die aus einem Kreis heraustreten, in dessen Rahmen sie bisher gelebt haben. Aber man muß dagegen ankämpfen," fuhr er eindringlicher werdend fort. „Oder beabsichtigen Sie, dem Trübsinn Ihre Freiheit zum Geschenk zu machen?"

Sie lachte unsicher. „Ich denke nicht daran. Überhaupt — das alles sind doch bloß Stimmungen, weiter nichts. Haben Sie nie Stimmungen?"

„O ja, besonders in letzter Zeit. Doch übertrage ich sie nicht gerne auf andere. Haben Sie nicht bemerkt, wie still und sittsam ich geworden bin?"

„Nein. Aber ich glaube Ihnen aufs Wort. Wahrscheinlich bekommt auch Ihnen Abbazia nicht," schloß sie, zur Seite blickend.

„Ich war wie ein munteres Kind, ehe Sie erschienen. Dann begann für mich die Gefahr."

„Und warum fliehen Sie nicht vor der Gefahr?"

„Weil ich es vorziehe, darin umzukommen."

Sie zuckte die Schultern. „Ich werde heute auf meinem Zimmer speisen," sagte sie, als sie vor ihrer Pension standen, „ich fühle mich nicht recht wohl."

„Und morgen vormittag?" fragte er enttäuscht.

„Ich werde Ihnen Botschaft senden." Sie reichte ihm die Hand mit einem kühlen Druck, der zurückzunehmen schien, was voreilig gegeben worden.

Langsam stieg sie in ihr Zimmer hinauf und legte Hut und Handschuhe ab. Von unten tönte die gellende Stimme des Gongs, das die Gäste zusammenrief.

Warum sie eigentlich nicht hinabging? Ihr war ja ganz wohl bis auf eine grenzenlose Müdigkeit und ein seltsam brennendes Gefühl, für das sie vergeblich eine Erklärung suchte. Heimweh hatte Bálffay es genannt.

Sie zitterte am ganzen Leibe. Wenn es wirklich das Heimweh war, das sie so elend machte, warum blieb sie dann noch? Wien war so unendlich groß. Sie konnte in irgend einem entfernten Bezirk Wohnung nehmen, um eine Begegnung mit ihrem Manne zu vermeiden, aber sie war doch wenigstens daheim. Die Luft, die Menschen, alles war ihr vertraut. Wie ein vereinzelter, von seinen Brüdern weit getrennter Baum kam sie sich plötzlich vor. Große, glühende Tränen rannen über ihr Gesicht.

Leise, ganz leise klingt's durch den Raum —

Deutlich klang's vom Musikzimmer herauf. Sie hielt sich die Ohren zu. Umsonst. Das Lied dauerte fort. Und nun lauschte sie selbst. War's nicht wie eine Aufforderung aus liebem Munde, der sie heimrief?

Sie stand eine Weile mit verschränkten Armen und horchte hinaus in den von einer weichen Frauenstimme durchzitterten Abend. Dann war ihr Entschluß gefaßt. Sie klingelte.

„Ich reise noch heute nacht!" befahl sie. „Und bestellen Sie mir gleich den Wagen. Er soll aber nicht direkt vor dem Hause, sondern ein Stück weiter unten halten. Verstehen Sie mich?"

Das Mädchen verschwand.

Nach Verlauf einer halben Stunde war alles gepackt, Charlotte selbst reisefertig. Unten saßen sie noch schmausend an der Tafel.

„Armer Bálffay!" Ein mitleidsvolles Lächeln spielte um ihren Mund, als sie lautlos das Haus verließ, um sich zu ihrem Wagen zu begeben. Schwer dufteten die Lorbeerbäume, in denen trotz der noch frühen Stunde schon einige Nachtigallen ihre Liebeslieder anstimmten. Sie schloß die Augen, um nichts mehr zu

sehen und zu hören. Erst als sie nahe an Matuglie waren, öffnete sie die Lider und schaute durch das herabgelassene Fenster. Da unten zu ihren Füßen wie eine versinkende Stadt lag Abbazia, dessen Lichter das Meer halbkreisförmig umgrenzten.

„Armer Bálffay!“ murmelte sie nochmals. Dann gab sie ihren Gedanken rasch eine erfreulichere Richtung. Fürs erste würde sie natürlich in einem Gasthof absteigen, aber gleich am nächsten Tage Umschau halten nach einer passenden Wohnung. Schade, daß sie ihrem Manne die schweren Möbel überlassen hatte. Das war sehr unklug gewesen, denn nun ging das langweilige Kaufen und Bestellen von neuem an. Oder wenn sie sich in einer Pension einmietete? Wer weiß, wie lange es ihrem unruhigen Sinn in Wien behagte, und ob nicht, sobald die augenblickliche Sehnsucht besiegt war, das Wanderfieber sie wieder ergreifen würde. Der Gedanke wollte gründlich überdacht sein.

Der Wagen hielt. Sie sprang ab, ließ ihr Gepäck aufgeben und suchte sich dann ein behagliches Eckplätzchen in einem Abteil zweiter Klasse, wo sie schweigend vor sich hin träumte, bis der Schlaf sie übermannte. Um vier Uhr war sie schon wieder völlig munter. Dämmernd zog der Morgen herauf. Man näherte sich bereits Graz. Von da an brachte der noch etwas in neblige Schleier gehüllte Semmering einige Abwechslung.

Näher, immer näher! Wie rasend flog der Zug dahin, als fühle er mit der jungen Frau, deren Herz nach der Heimat bangte. Als man Meidling durchfuhr, stieß Charlotte einen Ruf des Entzückens aus. Hier kreuzten sich schon die wohlbekannten roten Wagen der elektrischen Straßenbahn. Sie winkte hinab, als grüße sie liebe Bekannte. Nun noch eine zehn Minuten lange Fahrt, und der Zug stand. Sie war in Wien.

Und nun empfand sie es erst, daß Bálffay recht gehabt hatte mit seiner Annahme. Wie ein entzücktes Kind sog sie den schweren, dicklichen Atem der Millionenstadt ein, und mit Lachen besah sie ihr rußgeschwärztes Taschentuch. Die drei Wochen ihrer Abwesenheit — wie Jahre erschienen sie ihr. Sie hatte sich für die Pension Vittoria entschieden, welche sich nahe der Votivkirche gegenüber freundlichen Parkanlagen befand, und ließ sich nun samt ihrem Gepäck dahin bringen. Es war zwar sehr nahe dem Krankenhause, aber es war ja bloß für einige Tage.

— — — — — — — — — — — — —

Eine feine Gesellschaft saß um den Frühstückstisch, an welchem auch Charlotte ihren Platz hatte. Französinnen, welche für die deutsche Oper schwärmten, Engländerinnen, welche die Frühjahrsausstellung besichtigen wollten. Alle hatten schon ihr Tagesprogramm.

„Und Sie?“ wandte sich eine hoch aufgeschossene, sehr selbständig blickende Engländerin an Charlotte. „Was haben Sie vor?“

Die junge Frau zögerte. „Ich weiß noch nicht recht.“

„Vielleicht möchten Sie sich uns anschließen?“

Sie nahm dankend an. Heimlich ärgerte sie sich, daß sie mit ihrer Freiheit so wenig anzufangen wußte. Auf die Dauer konnte sie doch nicht immer Theater und Galerien besuchen, und arbeiten ging hier nicht an. Sie würde also doch eine Wohnung nehmen müssen, um sich ein bißchen Lebensinhalt zu schaffen.

Unwillkürlich dachte sie an die vier großen schönen Zimmer, welche sie gehabt, an die reizenden Nippsachen, welche ihre Schränke geziert, an die weichen, schwellenden Teppiche. Dieses Zimmer hier, so geräumig und elegant ausgestattet es war, bedrückte sie. Wenn man

einmal seine eigene Häuslichkeit gehabt, ist man verwöhnt und findet sich nicht so leicht zurecht.

Ob ihr Mann die Wohnung noch beibehalten hatte, oder ob er ausgezogen war, wie er beabsichtigt hatte? Nun, sie brauchte ja bloß in der Dämmerung einmal vorbeizugehen, dann sah sie gleich, ob die Tafel noch am Tor befestigt war.

Einige Tage später machte sie sich bei einbrechender Dunkelheit auf den Weg. Sie brauchte nicht weit zu gehen, die Wohnung befand sich schräg gegenüber dem Krankenhause. Klopfenden Herzens schlich sie daran vorbei. Ja, die Tafel war noch da. Wie ein Ruck ging es durch ihre Glieder. Es war also alles noch so, wie sie es verlassen, nur daß die Herrin fehlte. Sie warf einen flüchtigen Blick zu den Fenstern empor, welche ganz dunkel dalagen, und schritt rasch vorwärts. Morgen würde sie energisch daran gehen, sich eine Wohnung zu suchen. Das gab Zerstreuung. —

Über eine Woche lang klomm sie von früh bis Abend die verschiedensten Stockwerke empor, ohne zu finden, was sie suchte. Die eine Wohnung war ihr zu groß, die andere zu klein, und so oft sie nahe daran war, sich endgültig für eine zu entschließen, tauchten die schönen Zimmer ihrer einstigen Wohnung vor ihr auf und machten sie wieder wankend.

Sie war endlich schon so müde von dem vielen Treppensteigen, daß sie unbedingt pausieren mußte. Um sich zu erholen, nahm sie ihre Spaziergänge wieder auf, fuhr in den Prater und besuchte gemeinsam mit den Damen ihrer Pension Vergnügungen.

Eines Abends empfand sie Sehnsucht nach guter Musik. Sie trat in ein Kartenbureau und fragte, ob noch Sitze für die heutige Oper zu haben wären. Man bedauerte. Alles ausverkauft bis auf ein paar Säulen-

sitze, und die würde die Dame wahrscheinlich nicht wünschen.

Sie schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen.

„Ich bitte um die zwei Ballkarten für Herrn Doktor Wallner," sagte die rauhe Stimme eines Dienstmanns neben ihr.

Charlotte tastete nach der Wand. Er ging also auf Bälle, er amüsierte sich bereits mit anderen! Mit brennendem Blick starrte sie auf das Fräulein, welches dem Dienstmann die Karten einhändigte.

„Wünscht die Dame noch etwas?" fragte das Mädchen höflich.

Die junge Frau bewegte mühsam den Kopf. „Ich möchte gerne wissen, was für ein Ball das ist, zu dem hier Karten verkauft werden."

„Ein Ärzteball, Gnädige. Er wird von den jüngst promovierten Ärzten veranstaltet und soll sehr vornehm und nett werden trotz der vorgerückten Jahreszeit."

„Sind auch Zuschauerkarten dafür zu haben?"

„Gewiß, Gnädige. Vielleicht ein Logensitz erste Reihe? Hier wäre gleich ein schöner Platz."

„Geben Sie mir die Karte." Sie warf einen Blick darauf. Die Unterhaltung fand am 20. Mai statt. Übermorgen also. Nun, sie brauchte nicht wegen einer neuen Toilette zu sorgen. Ganz in Schwarz würde sie gehen, damit sie nicht auffiel.

— — — — — — — — — — — — —

Lange vor der Eröffnung saß sie schon auf ihrem Platz, das Opernglas vor die Augen gepreßt, um keinen der Eintretenden zu übersehen. Erst spärlich, dann in immer dichterem Gewimmel füllte sich der Saal. Sie schaute und schaute. Da erklangen die ersten Takte zur Polonaise, und jetzt sah sie ihn auch. Er führte ein ganz junges, bildhübsches Mädchen am Arm, mit der er eifrig

redete. In der Hand trug sie einen prachtvollen Strauß. Wohl ein Geschenk von ihm.

In ihrer Erregung war sie von ihrem Sitz aufgesprungen und hatte sich weit vorgeneigt.

„Pardon," sagte die Dame hinter ihr, „Sie nehmen mir die ganze Aussicht."

Wortlos sank sie zurück. Aber schon im nächsten Moment stand sie wieder auf den Füßen. „Ich trete Ihnen gern meinen Platz ab," wandte sie sich an die Dame.

„Sie gehen schon?" fragte diese, erfreut über den Tausch.

Charlotte nickte, ohne eine Erklärung abzugeben. Schleppenden Schrittes ging sie die Treppe hinab und begab sich, das Gesicht halb unter dem Spitzenschleier verhüllt, nach einem der draußen harrenden Wagen. Sie hatte gesehen, was sie zu sehen verlangt, sie konnte heimfahren.

An ihr vorüber rollten noch immer Equipagen, welche dem Ballhaus zusteuerten, aus dem sie kam. Vor ihrem Blick drehten sich heitere Paare, wogte die Lebensfreude froher Menschen. Nur sie stand allein in der Welt, eine einsame — geschiedene Frau!

Zum ersten Male zuckte die Erkenntnis über ihre unausgeglichene Existenz mit aller Gewalt in ihr auf. Was galt die Freiheit, wenn man sie so schlecht zu nützen verstand? Und wie würde die Zukunft sich gestalten? Sie kam sich plötzlich vor wie ein Meteor, das im Raume schwebt, um endlich niederzustürzen und in der Erde zu versinken.

Trotz des warmen Abends fröstelte es sie. Vielleicht hatte sie doch unrecht getan, als sie ihre Ehe so schroff löste? Aber nein, sie hatte ja eben mit eigenen Augen gesehen, wie wenig sie ihm gewesen, da er sich so

schnell über ihren Verlust getröstet hatte. Nur Komödie war es gewesen, als er scheinbar schweren Herzens sich von ihr getrennt. Sie hätte besser getan, sich die heutige Aufregung zu sparen und diesen quälenden Schmerz.

Heftig schüttelte sie den Kopf. Von Schmerz konnte doch keine Rede sein. Oder war sie etwa eifersüchtig auf etwas, das aufgehört hatte für sie zu existieren? Sie lachte leise vor sich hin.

Um sich abzulenken, studierte sie die noch offenen Schaufenster, an denen der Wagen vorüberrollte. Jetzt fuhr er langsamer und stand endlich still. Eines der Pferde war gestürzt und verursachte einen kurzen Aufenthalt. Charlotte blickte durchs Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Dabei fiel ihr Blick auf den künstlerisch zusammengestellten Aushängekasten eines Photographenateliers, und ein Zittern lief durch ihren Leib. Das Mittelstück, ein Bild von ziemlicher Größe, stellte niemand anderes vor als ihren Mann. Wie hypnotisiert hingen ihre Augen daran, bohrten sich fest, als wollten sie in eins verwachsen mit dem ernst, beinahe düster blickenden Augenpaar da drüben. Ehe sie selbst wußte, was sie tat, war sie aus dem Wagen und in dem Hause verschwunden. Als sie nach einer kleinen Weile wiederkehrte, trug sie ein großes Kuvert in Händen; der Platz, welchen das große Bild ausgefüllt hatte, war leer.

Erst als der Wagen schon wieder ein gutes Stück gefahren war, wagte sie den Umschlag zu öffnen. Mit den wie Espenlaub zitternden Händen hielt sie das Bild dicht an die Augen, und plötzlich beugte sie die Lippen darauf und küßte den wehrlosen Mund, heiß und glühend, wie sie ihn nie im Leben geküßt.

Und so fuhr sie heim, arm und elend wie ein unglückliches Mädchen, das seinen Liebsten verloren, das

weiß, daß ihr nichts geblieben ist als ein Bild und schmerzliche Erinnerungen.

Sie hatte verspielt.

— — — — — — — — — — — — —

Der Juni war gekommen. Golden strahlte die Sonne vom Himmel und schuf Wärme und Leben, wohin sie traf.

Charlotte wohnte noch immer in der Pension. Sie hatte es aufgegeben, eine eigene Wohnung zu mieten, seitdem sie sich bewußt geworden, daß sie unbedingt Menschen um sich haben müsse, um nicht immer tiefer in Melancholie zu versinken. Täglich schloß sie neue Bekanntschaften, täglich schied eines aus der Tafelrunde, um einem folgenden Platz zu machen.

Diese stete Abwechslung hob sie etwas über ihr unbefriedigtes Fühlen empor. Sie versuchte zu leben, um zu vergessen, daß sie nur ein Scheinleben führte, welches zwar aus buntfarbigen Bildern, nicht aber aus einem wirklichen Dasein bestand, hörte Konzerte bis zum Überdruß, und als diese mit der fortschreitenden Jahreszeit mehr und mehr vom Vergnügungsanzeiger verschwanden, Opern, Dramen, Operetten, Vorträge, ein geistloses Durcheinander von Kunstgenüssen, in dem sie die ersehnte Betäubung suchte und auch teilweise fand.

Die Straße, in der ihre einstige Wohnung lag, betrat sie nicht mehr. Sie mied die Gefahr eines Wiedersehens, von dem sie nichts zu hoffen hatte als neuerlichen Schmerz, und ging so selten als möglich zu Fuß. Dagegen machte sie fast täglich eine weite Wagenfahrt ins Freie. Diese Fahrten taten ihr wohl. Etwas Unsichtbares flog dann mit ihr dahin, ein ungestümes Verlangen und Sehnen, welches der Seele Flügel gab und sie wie ein Kind in der Vergangenheit spielen ließ,

ohne Wunsch, ohne Hoffnung und doch nicht ohne ein gewisses wohltätiges Empfinden. Es war die Liebe, welche man Verstorbenen weiht, denen wir im Leben den Dank schuldig geblieben sind. —

Auch heute hatte sie das herrliche Wetter zu einer Spazierfahrt benützt. Wie eine Wolke flog die Kraftdroschke mit ihr an großartigen Gebäuden und leuchtenden Rasenrundellen vorüber. Am Schottentor, dem Hauptkreuzungspunkt der Straßenbahn, war um diese Zeit ein lebhaftes Getriebe. Charlotte blickte durch ihren Schleier auf die fröhliche, geputzte Menschenschar, und wieder stiegen Erinnerungen wie leise mahnende Wächter vor ihr auf. Wie oft war sie am Anfang ihrer Ehe hier Arm in Arm mit ihrem Manne gegangen, hatte die schönen Blumen bewundert, die man in Körben feilbot, und es ganz selbstverständlich gefunden, daß er sie nie ohne eine dieser duftenden Gaben heimgehen ließ. Dann begannen die Zwistigkeiten, der Unfriede, die Mißverständnisse. Wegen jeder Kleinigkeit hatten sie einen Zank. Und das war dann so fortgegangen, Tag für Tag und Woche für Woche, bis sie sich wegen unüberwindlicher Abneigung von ihm scheiden ließ.

Sie riß plötzlich die Lider, welche sich unter dem Einfluß dieser Bilder halb geschlossen hatten, weit auf. Von der entgegengesetzten Seite kam ein mit zwei feurigen Trabern bespannter Wagen heran, und in diesem Wagen saß —

Ohne sich zu besinnen, rüttelte sie den Chauffeur an der Schulter. „Sofort ausweichen nach rechts!“

Dieser hatte, als er sich so derb von rückwärts gepackt fühlte, das Steuerrad losgelassen und flüchtig den Kopf gewandt. Aber der eine Moment genügte. Ehe es ihm möglich war, dem Automobil irgend eine be-

stimmte Richtung zu geben, fuhr dieses mit voller Wucht in den heranrasselnden Wagen hinein. Ein gellender Aufschrei Charlottes, zwei Pferde stiegen, sich aufbäumend, kerzengerade in die Höhe — ein Krachen und Splittern — die beiden Wagen standen, ineinandergekeilt, still.

Binnen einer Minute war die Unglücksstätte von Menschen umringt. Die einen bemühten sich um die ohnmächtig gewordene Insassin des Automobils, andere versuchten dem unter dem umgekippten Wagen Liegenden die erste Hilfe zu leisten. Im Nu, wie hervorgezaubert, war die Rettungsgesellschaft zur Stelle. Indessen hatte man den scheinbar Leblosen bereits in ein Haustor getragen, und der Arzt der Rettungsgesellschaft schritt sofort zur Untersuchung.

„Tot?“ fragte eine verlöschende weibliche Stimme.

Der Arzt warf der jungen Frau einen unfreundlichen Blick zu. „Ach, Sie sind ja wohl die Dame, deren Chauffeur —“

„Ich bitte, sagen Sie mir, ob er tot ist,“ wiederholte sie mit bebender Stimme.

„Nein, er ist nicht tot. Innere Verletzungen scheinen auch nicht vorhanden zu sein, bloß die Wunde am Kopf und der Schnitt am rechten Auge, zweifellos durch einen Glassplitter entstanden, ist bedenklich. Daß er ferner eine heftige Gehirnerschütterung hat, ist fraglos.“

„Eine Gehirnerschütterung. Ist das —“

„Verzeihung, meine Gnädige, es ist jetzt nicht Zeit, alle Ihre Fragen zu beantworten. Vor allem müssen wir den Kranken ins Spital bringen.“

Sie legte mit einer flehenden Gebärde ihre Hand auf seinen Arm. „Nicht ins Spital! In seine Wohnung bringen Sie ihn. Ich weiß Bescheid, und — ich selbst

will ihn pflegen," schloß sie, unter seinem erstaunten Blick erglühend.

„Sie kennen ihn?"

„Ich kenne ihn, und da ich doch das Unglück verschuldet habe und weiß, daß er in seinem Hause niemand zur Pflege haben dürfte —"

Er zuckte die Schultern. „Nun, jedenfalls nehme ich Ihr Anerbieten fürs erste dankend an."

Vorsichtig wurde der Verunglückte in den Wagen gehoben. Charlotte, der Arzt und noch ein Mitglied der Rettungsgesellschaft setzten sich zu ihm. In abgerissenen Sätzen erklärte Charlotte die Ursache des Unfalls.

„Sie wollten also eine Begegnung mit Doktor Wallner vermeiden?" fragte der Arzt kopfschüttelnd. „Wenn dies so ist, dann begreife ich um so weniger, warum Sie jetzt —"

Ihr bittender Blick schnitt ihm die Rede ab. „Ich kann Ihnen darauf nicht antworten, Herr Doktor. Quälen Sie mich jetzt nicht mehr."

Am Haustor sammelte sich unter mitleidigen Ausrufen eine Schar Neugieriger. Charlotte schritt den Trägern voraus in das erste Stockwerk. Das Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf, als sie an der Tür anläutete. War's nicht ein Traum, ein Spuk, der sie narrte?

Erst als sie zweimal geläutet, erschien eine ältliche Frau, welche die elegante Dame verwundert anstarrte und, als sie die Schreckenskunde vernahm, kreischend zurückfuhr. Charlotte verwies sie zur Ruhe und eilte selbst voraus, um das Lager für den Kranken zu bereiten. Wie eine geübte Krankenwärterin trug sie, ohne Rücksicht auf ihr seidenes Kleid, Wasser herbei, bereitete Eisumschläge und lauschte auf die Anordnungen des

Arztes, welcher, nachdem er Wallner nochmals gründlich untersucht und seine erste Diagnose wiederholt, der jungen Frau versprach, ihr sofort eine Krankenschwester zu schicken, damit sie sich mit dieser in die Pflege teilen könne. Von der Alten, die sich darauf beschränke, die Hände zu ringen und Klagelieder anzustimmen, sei wohl nicht viel Unterstützung zu erwarten.

Charlottes Blick glitt von dem Antlitz ihres Mannes, dessen Kopf und Augen mit einem Tuch dicht verbunden waren, um das Eindringen des Lichtes zu verhüten, hinüber zu dem Arzt.

„Wird er's überstehen?" fragte sie angstvoll.

„Das läßt sich noch nicht sagen. Aber hoffen wir."

„Und wird die Bewußtlosigkeit lange andauern?"

Der Arzt lächelte ein wenig. „Gnädige fragen zu viel. Ich kann darüber vorläufig gar keine Auskunft geben. Möglicherweise ist die Bewußtlosigkeit schon in wenigen Stunden, möglicherweise auch erst in einigen Tagen behoben. Was ich aber fast mit Sicherheit voraussehe, ist, daß wir es mit Delirien zu tun bekommen, welche von einer Krankenpflegerin starke Nerven fordern. Deshalb wäre es vielleicht besser, Sie überließen dies Geschäft den hierzu berufenen Personen, anstatt daß Sie selbst sich aufreiben."

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich frage nicht aus Furcht vor der Pflege, Herr Doktor, ich frage —"

„Nun, meine Gnädige?"

Gewaltsam raffte sie sich auf. „Ich frage deshalb, weil ich in dem Augenblick hier überflüssig bin, da der Patient im stande ist, die ihn umgebenden Personen zu erkennen. Sie verstehen mich, Herr Doktor? Er darf nicht erfahren, daß ich hier war. Er darf es überhaupt nie erfahren."

Der Arzt räusperte sich. „Das ist freilich sonder-

bar. Aber da es Ihr ausdrücklicher Wunsch ist, werde ich ihn natürlich im Auge behalten."

„Darum wollte ich Sie bitten."

Er machte ihr eine Verbeugung. „In einer Viertelstunde ist die Krankenschwester da."

„Wenn ich Sie bitten darf, Herr Doktor, möchte ich lieber bis morgen früh allein bleiben. Diese eine Nacht gehört mir," schloß sie mit zuckendem Munde.

— — — — — — — — — — — — —

Diese Nacht gehörte ihr. Die Arme auf die Bettdecke gelegt, saß sie da und begrub den Bewußtlosen unter den verzehrenden Küssen ihrer Seele. Sie wagte es nicht, ihn anzurühren, nur ihre Seele küßte ihn, während sie ihn unabgewandt betrachtete.

Komm an mein Herz, daß ich dich wieder habe
Wie einst im Mai —

Er war tot für sie, er liebte sie nicht mehr. Es war zu spät! —

Charlotte hatte sofort in die Pension geschickt und sich Wäsche und Kleider durch einen Dienstmann bringen lassen. Da sie sich in der Pension unter ihrem Mädchennamen eingeschrieben hatte, und sie noch niemand im Hause gesehen hatte, brauchte sie nicht zu fürchten, erkannt zu werden.

In ihren Schlafrock gehüllt, verbrachte sie die endlose Nacht, die erste, welche sie in ihrem Leben durchwachte, ohne daß Tanz oder Vergnügen damit verbunden waren. Es wurde ihr schwer. Die gewaltsam geöffneten Augen schlossen sich von Zeit zu Zeit trotz aller Anstrengung, und der Kopf sank ihr müde auf die Brust. Aber immer riß sie sich wieder empor, starrte in das dürftige Licht der Nachtlampe und erquickte sich an dem Gefühl innerer Befriedigung, daß

sie für ihn etwas tun durfte, von dem er nie erfahren würde, wer es getan.

Als es Tag wurde, trat die Haushälterin ein mit der Frage, ob sie die gnädige Frau nicht ablösen dürfe.

Charlotte stand zögernd auf. Die Glieder waren ihr wie gelähmt, dennoch wollte sie sich nicht zur Ruhe legen, ehe sie den Ausspruch des Arztes gehört. Nur einen kleinen Rundgang wollte sie sich gönnen durch die Räume, in denen sie einst heimisch gewesen.

Das Speisezimmer mit seinen hellen Möbeln lachte sie freundlich an, als sie zaghaft eintrat und wie in trunkenem Entzücken die Blicke darin umherschweifen ließ. Im Salon standen die niedlichen Sesselchen halbkreisförmig da und verdoppelten sich in den hohen, goldeingerahmten Spiegeln der Pfeilertischchen, auf denen hunderterlei kostbare Dinge prangten, welche für eine Frau der besseren Gesellschaft den unentbehrlichsten Hausrat bedeuten.

Charlotte trat hinzu und besah die Sachen. Dabei glitt ein kaum merkliches Lächeln über ihre Züge. Gewiß, hier waltete eine ordnungsliebende Hand, der bloß der Schönheitssinn fehlte. Sie streckte die schlanken Finger aus, um die Sächelchen nach ihrem Geschmack zu ordnen, zog aber die Hand rasch wieder zurück. Was ihr nur einfiel! Das hier war doch nicht mehr ihr Eigentum, sie hatte kein Recht mehr daran. Mochte es also bleiben, wie es war.

Langsam kehrte sie um.

Der Arzt und die Schwester kamen gleichzeitig an. Ersterer stellte etwas Fieber fest und entnahm aus dem beschleunigten Puls, daß seine Vorhersage sich bestätigen würde. Einige Stunden später brachen wirklich die Phantasien aus.

Mit zusammengepreßten Zähnen saß Charlotte am

Bett und lauschte den wirren Reden. Zehn Jahre ihres Lebens hätte sie gegeben, wenn er nur ein einziges Mal ihren Namen genannt hätte. Aber er nannte ihn nicht. Und auch nicht den Namen der anderen, deren glückstrahlendes Kindergesicht ihr noch im Gedächtnis war.

Ob sie das Unglück in der Zeitung lesen würde, und ob sie dann vielleicht selbst herkam? Der Schmerz schüttelte sie, als sie daran dachte. Allein es kam niemand außer dem Arzt, der Krankenschwester und dem Briefträger. Man hatte die Glocke ausgeschaltet, um jeden überflüssigen Lärm zu vermeiden, und an der Tür verkündete den Patienten eine große Tafel, daß Doktor Wallner seine Tätigkeit bis auf weiteres eingestellt habe.

Charlotte legte alle einlaufenden Briefe, ohne sie anzusehen, fein säuberlich in ein Paket zusammen. Was kümmerte es sie, wer und was man an ihn schrieb?

So vergingen mehrere Tage, ohne daß in dem Befinden des Kranken eine wesentliche Änderung zu vermerken war, doch erklärte es der Arzt für ein gutes Zeichen, daß er wenigstens die ihm zugeführte Nahrung behielt, wodurch dem Kräfteverfall Einhalt geboten wurde.

„Aber Sie, Gnädige, sind nun bald am Ende Ihrer Kraft," tadelte er, als ihm Charlotte eines Morgens bleich und erschöpft entgegenging. „Warum überlassen Sie nicht lieber das Nachtwachen der Schwester? Es gibt ja auch am Tage für Sie genug zu tun."

Sie blickte kopfschüttelnd an ihm vorbei. „Die Nacht ist so schön," sagte sie leise. „Man lernt in diesen Stunden des Wachens mehr als in einem Jahre. Es ist wie eine Einkehr in sich selbst."

Seine Augen gingen suchend an ihr herum, und

plötzlich trat er hart neben sie und erfaßte ihre herabhängende Hand. „Verzeihen Sie meine Neugier, Gnädige, aber warum wollen Sie es dem Kranken verwehren, Ihnen für Ihre Aufopferung zu danken?“

Sie machte sich hastig los. „Weil ich keinen Dank verdiene, und weil ich —“ Ein heißes Rot stieg in ihre Wangen. „Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Doktor, und fast drängt es mich, Ihnen Aufschluß über das zu geben, worüber Sie jedenfalls schon eine Vermutung gefaßt haben. Sie halten mich für ein Mädchen, welches diesen Mann geliebt hat und von ihm vergessen wurde. Ist's nicht so?“

„Der Gedanke ist in der Tat naheliegend.“

„Und doch trifft er nicht zu. Hätte ich diesen Mann geliebt, als er mir nahe stand, mir wäre wohler. So aber habe ich selbst mich von ihm losgelöst. Er hat vor Gott und dem Gesetze mir gehört, er war mein Eigentum. Wir sind aber geschieden. Nun wissen Sie es.“

Es war totenstill im Zimmer.

Endlich brach der Arzt das Schweigen. „Und jetzt lieben Sie ihn?“ fragte er mit einem Blick auf den sich unruhig hin und her Wälzenden.

„Ich gäbe mein Leben für ihn. Aber jetzt ist es zu spät!“ Sie fuhr sich wild über die Stirn. „Vor einigen Wochen sah ich ihn auf einem Ball mit einer jungen Dame tanzen, und ich weiß nun, daß er nicht nur verschmerzt, sondern wohl auch bereits ein neues Glück gefunden hat. Richard war immer so zurückhaltend. Er würde den Ball nicht besucht haben, wenn nicht ein besonderes Interesse ihn fesselte. Aber wäre es auch nicht der Fall, für mich ist ja doch alles vorbei. Ich will auch gar nichts mit mir nehmen als diese flüchtige Frist, welche wie ein schöner Traum in

mir nachklingen wird, wenn ich wieder gegangen bin. Sprechen wir nicht mehr darüber."

Er antwortete nicht, sondern trat wieder an das Bett und befühlte die Stirn des Kranken. „Das Fieber hat nachgelassen. In ein paar Tagen vielleicht wird sich schon alles zum Besseren wenden, aber bis dahin bleiben Sie nur hier. Selbst wenn er plötzlich das Bewußtsein erlangen sollte, ist ihm, da er noch immer die Binde über den Augen trägt, ein Erkennen unmöglich. Ich komme wie bisher zweimal täglich. Und nun möchte ich noch rasch ein paar Worte mit der Schwester allein sprechen. Kann ich das?"

Befremdet sah sie ihn an. „Wenn Sie es wünschen — gewiß. Ich rufe sie selbst herein."

„Und sind mir nicht böse? Ärzte und Pflegerinnen haben immer allerlei Geheimnisse miteinander." —

Als er am folgenden Tage wiederkam, machte er ein ganz vergnügtes Gesicht, trotzdem ihm Charlotte klagte, daß die Phantasien noch immer nicht weichen wollten.

„Ich muß Ihnen etwas mitteilen," plauderte er, ohne auf ihren Bericht zu achten. „Sie sagten mir gestern etwas von einem Ball, von einer gewissen Dame und so weiter. Heute nun hat mir ein Kollege zufällig von der Sache erzählt. Wissen Sie, wer die Dame war? Eine Base des Herrn Doktors, welche nach Wien gekommen war, um hier mit ihrem Bräutigam den Ball zu besuchen. Dieser war im letzten Moment verhindert und ersuchte den Doktor, an seiner Statt das Mädchen zu der Unterhaltung zu führen. Na, unter Verwandten ist das nichts Besonderes."

„Gewiß nicht." Ein müdes Lächeln flog über ihre Züge, verschwand jedoch im Augenblick. „Sie wollen mir eine Freude machen," sagte sie, ihm die Hand rei-

chend, „aber mein Fall ist hoffnungslos, Sie wissen das so gut wie ich.“

„Wenn Sie es sagen, wird es wohl so sein.“ Er wandte sich ab und neigte sich über den Kranken, der jetzt ganz still wie in einem Zustand großer Erschöpfung dalag. „Sie werden in der heutigen Nacht nicht wachen,“ sagte er dann über die Schulter zurück.

„Nicht?“ Erschreckt durch seinen barschen Ton, trat sie einen Schritt zurück. „Warum nicht?“

„Erstens, weil Sie nur noch ein Schatten sind, und zweitens — sehen Sie doch, wie ruhig er ist — er kann heute im Lauf der Nacht zu sich kommen, und da Sie dann wahrscheinlich zu sprechen genötigt sind, ist es nicht unmöglich, daß er Sie an der Stimme erkennt. Das gäbe einen netten Rückfall! Also fügen Sie sich, bitte.“

Der Ausdruck ihrer Züge schien plötzlich versteinert. „Das heißt,“ murmelte sie tonlos, „daß meine Frist abgelaufen ist. Es ist gut. Morgen früh packe ich.“

Er zuckte die Schultern. „Sie selbst wollten es so, gnädige Frau.“

— — — — — — — — — — — — —

Die letzte Nacht in seinem Hause. Schlaflos lag Charlotte auf dem Sofa. Morgen erlosch das Traumgebilde, morgen bestieg sie wieder ihr Schiff, um hinauszusegeln in die endlose Nacht, aus der es keine Erlösung mehr gab. —

Mit dem ersten Frührot erhob sie sich und schlich auf den Zehenspitzen nach der Tür des Krankenzimmers. Zwei Stimmen sprachen leise miteinander, so leise, daß sie kein Wort verstand. Dennoch sog sie gierig wie ein Verdurstender jeden Laut in sich. Diese tiefe Stimme hörte sie heute nach langer Zeit zum ersten und auch gleichzeitig zum letzten Male. Wie ein Ruf aus dem Jenseits hallte sie an ihr Ohr.

Als drinnen das Gespräch verstummte, machte sie sich ans Einpacken. Es ging ihr nur mühsam von der Hand.

Endlich wurde es Tag. Da trat auch die Schwester zu ihr ins Zimmer.

„Er ist erwacht? Er hat gesprochen?“ fragte Charlotte, wie um ihr zuvorzukommen.

Lächelnd bejahte die Schwester. „Ich denke, er wird sich nun bald erholen. Noch ist er freilich sehr schwach. Wollen Sie ihn nicht sehen?“

„Nein.“ Beinahe feindselig klang es. „Ich werde nur den Herrn Doktor noch abwarten und dann abreisen.“

Die Schwester schien es nicht gehört zu haben. Mit bescheidenem Anstand setzte sie sich vor ihre Frühstückstasse und begann ihren Kaffee zu trinken.

Charlotte fuhr fort einzupacken.

Da klangen im Vorzimmer die kräftigen Tritte des Arztes, und gleich darauf klopfte es.

„Nun, wie steht es?“ fragte er, der jungen Frau die Hand schüttelnd.

„Gut,“ sagte sie kaum vernehmbar. „Er ist zu sich gekommen und hat sogar schon mit der Schwester gesprochen.“

„Das ist ja sehr erfreulich. Wir werden gleich selber sehen. Und Sie, gnädige Frau, gehen also wirklich fort?“ fragte er, auf ihren geöffneten Koffer deutend.

Ihr Blick glitt über die Schwester hin. „Ich dächte, Sie wissen, welch zwingende Gründe —“

„Ja, ja, ich habe es nicht vergessen. — Sehen wir also nach unserem Patienten.“

Als er nach einer Weile wieder erschien, rieb er sich vergnügt die Hände. „Das geht ja famos. Nicht die Spur von Fieber mehr. Gegenwärtig schläft er fest,

so daß ich ihm, ohne daß er's merkte, die Binde abgenommen habe. Ist nicht mehr nötig. Das Auge ist ganz rein. Wollen Sie nicht wenigstens einen Moment hereinkommen?"

Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch. „Schläft er wirklich?"

„Wenn ich's doch sage!" Er hatte schon die Tür geöffnet und behielt sie in der Hand zum Zeichen, daß sie folgen möge.

Zögernd, kaum den Boden berührend, huschte sie an das Bett. Das Tuch, welches ihm bislang Stirn und Augen verhüllt hatte, war fort, sie sah sein von der schweren Krankheit blaß und schmal gewordenes Gesicht. Es stieg ihr würgend zum Halse hinauf. Der Gedanke tauchte plötzlich in ihr empor, um wieviel weniger bitter es für sie gewesen, wenn dieser Mann in ihren Armen, ein versöhnendes Wort auf den Lippen, gestorben wäre, anstatt ihr für immer zu entschwinden, wie es jetzt geschah. Erschrocken verwarf sie das ungeheuerliche Bild.

„Bitte, lassen Sie mich einen Augenblick mit ihm allein," wandte sie sich an den Arzt. „Man will doch Abschied nehmen, und ich möchte ihm nur ein einziges Mal die Hand drücken, bevor —"

Mit übermenschlicher Kraft das Weinen erstickend, neigte sie sich über seine Hände, welche abgezehrt auf der Decke lagen, und drückte ihren heißen, durstigen Mund darauf.

„Charlotte!"

Mit einem Schrei fuhr sie empor. Sie wollte sich losreißen, aber vergebens. Er hielt ihre Hand fest.

„Charlotte, meine liebe Charlotte —"

War es das Fieber, welches neuerdings in ihm wühlte? Sie stand zitternd still und starrte ihm in die

weitgeöffneten Augen. Nein, aus dieſen Augen ſprach kein Fieber, es war etwas anderes, ganz anderes.

Taumelnd beugte ſie ſich zu ihm herab, um zu verſtehen, was er nur leiſe flüſterte. „Seit geſtern abend, Charlotte, weiß ich alles. Der Doktor und die Schweſter haben mir's verraten. Wirſt du nun bei mir bleiben, wenn ich dich darum bitte?“

„Bitten — du — mich?“ Sie ſchrie es heraus wie einen Fluch gegen ſich ſelbſt.

Doch da fühlte ſie wieder den warmen, verſöhnenden Druck ſeiner Finger, ſah den Blick, der ihren Frieden in ſich barg, und krampfhaft aufſchluchzend warf ſie ſich mit ausgebreiteten Armen über ihn, um an der Bruſt des Kranken Geneſung zu ſuchen für ihr eigenes, ſchwerkrankes Herz.

Serbien und seine Helden.

Von R. Zollinger.

Mit 10 Bildern. (Nachdruck verboten.)

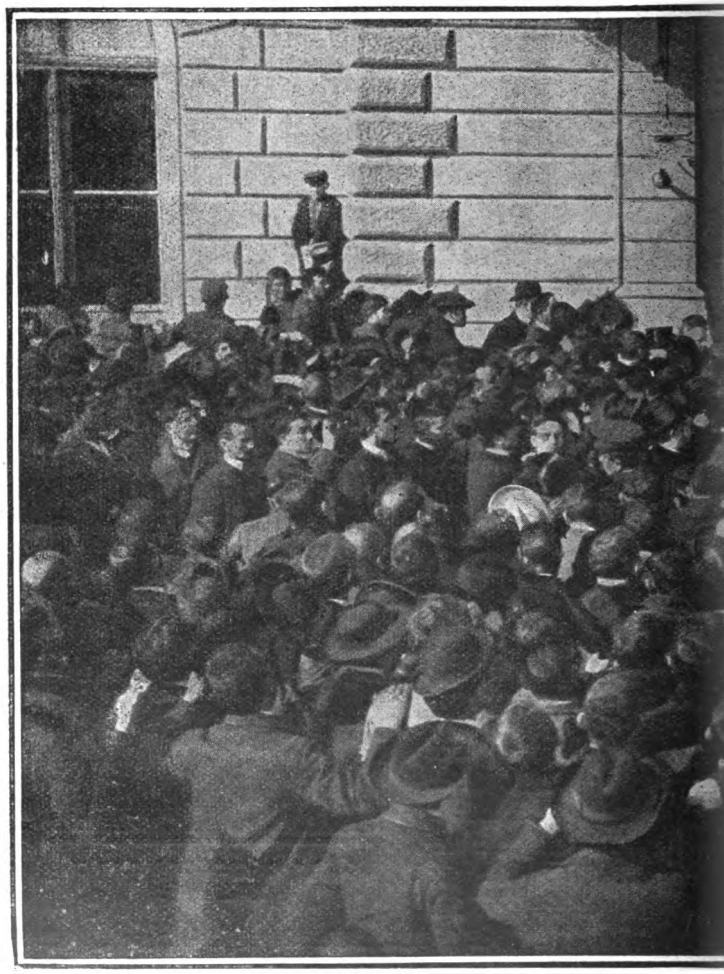
Wenn das kleine Balkankönigreich Serbien in den ersten Monaten des Jahres 1909 nicht, wie alle Welt es befürchten mußte, zum Ausbruchsherd eines furchtbaren Weltenbrandes geworden ist, so gebührt dafür weder seinem Volke noch seiner Dynastie oder seinen führenden Staatsmännern irgendwelcher Dank, denn nicht ihr Verdienst war es, daß noch einmal die Gefahr eines Völkerkrieges beschworen werden konnte, dessen erste Wirkung wahrscheinlich die Austilgung des kaum siebenundzwanzig Jahre alten Königreiches von der Karte Europas gewesen wäre. Wieder wie in fast allen Orientwirren der letzten Jahrhunderte haben sich die Serben als ein zügelloses, großsprecherisches und politisch unreifes Volk erwiesen, das immer bereit ist, sich von gewissenlosen Abenteurern zu den unsinnigsten Unternehmungen hinreißen zu lassen.

So oft noch die Kriegsfackel auf dem Balkan aufloderte, konnte man sicher sein, daß Serbenhände sie angezündet hatten, und wenn man in den Zeiten der Türkenherrschaft immer wieder geneigt war, die tollkühne Kampflust mit dem unbändigen Freiheitsdrang einer heißblütigen und urwüchsigen Menschenrasse zu erklären, so hat das jüngste Verhalten dieser „stolzen Naturkinder“ hinlänglich überzeugend bewiesen, daß

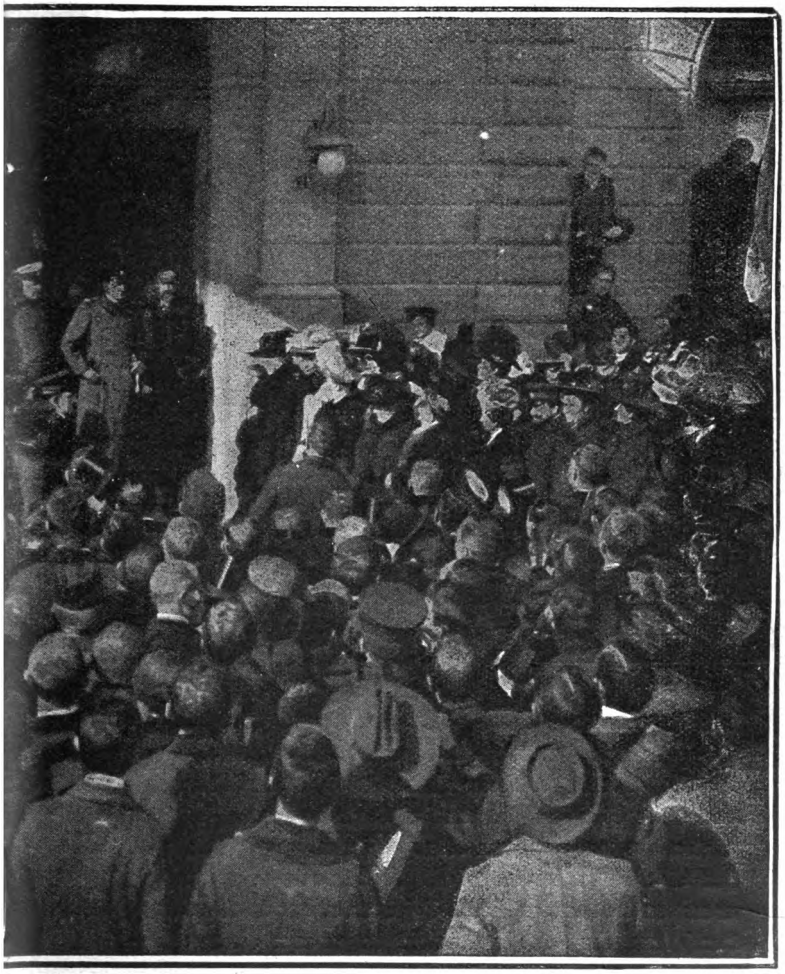
ein erschreckender Mangel an geistiger und sittlicher Reife, prahlerische Großmannssucht und eine bis zu hellem Wahnsinn gesteigerte Selbstüberschätzung die treibenden Elemente bei allen serbischen Unruhen gewesen sind.

Daß die gegenseitigen Eifersüchteleien der europäischen Mächte für die schnelle Entwicklung dieses Größenwahnsinns mitverantwortlich sind, darf allerdings nicht verkannt werden, und die politischen Fehler, von denen keiner der am Balkan rivalisierenden Staaten freizusprechen ist, stammen nicht von gestern und heute. Hätten die führenden Staaten Europas Serbien nur in einer einzigen der vielen selbstverschuldeten Bedrängnisse seinem Schicksal überlassen, so würde weder ein Obrenowitsch noch ein Karageorgewitsch jemals in die Lage gekommen sein, sein Haupt mit der Königskrone zu schmücken, denn

Der gewesene Kriegsminister Nikolajeff.



Der frühere Kronprinz Georg richtet eine auf



:izende Anſprache an die kriegsbegeiſterte Menge.

das Charakteristische aller Unternehmungen des kriegerischen Serbenvolkes ist, daß sie mit den ungeheuerlichsten Großsprechereien beginnen und mit der kläglichsten Niederlage enden. Der sagenhafte Ruhm etlicher Nationalhelden, die übrigens durchweg nichts Besseres als verwegene Bandenführer ohne alle Feldherrntalente oder staatsmännischen Fähigkeiten waren, vermag an dieser beschämenden geschichtlichen Tatsache nichts zu ändern.

Auch König Peters großer Vorfahr, der als „Befreier" Serbiens gefeierte Kara Gjergje, der schwarze Georg, war als unwissender Bauer nur ein solcher Bandenführer, der sich's am 13. Juli 1817, dem Tage seiner Hinrichtung, gewiß nicht träumen ließ, daß die großen Herrscher Europas neunzig Jahre später einen Karageorgewitsch als ihresgleichen behandeln würden. Bis es dahin kam, mußte freilich viel „fürstliches" und „königliches" Blut von Mörderhänden vergossen werden, denn die Karageorgewitsch und die im Jahre 1858 an ihre Stelle getretenen Obrenowitsch führten den Kampf um die Herrschaft gegeneinander auf gut serbische Art mit Verschwörung und Meuchelmord. Als Fürst Michael Obrenowitsch III. am 10. Juni 1868 im Park von Topschider unter Meuchlerhänden sein Leben gelassen hatte, war in Europa niemand naiv genug, den Urheber der Tat in einem anderen als dem vertriebenen Fürsten Alexander Karageorgewitsch, dem Vater des nachmaligen Königs Peter, zu suchen, und der Verdacht der Blutschuld ist niemals von ihm genommen worden, wenn auch seiner ersten Verurteilung durch ein ungarisches Gericht in zwei weiteren Instanzen eine Freisprechung wegen Mangels an Beweisen folgte.

Das Ziel ihres Ehrgeizes zu erreichen, war den

Karageorgewitſch damals freilich noch nicht beſchieden, denn auf den ermordeten Michael folgte ein anderer Obrenowitſch, ſein Neffe Milan, berüchtigten Angedenkens. Die unzähligen Skandalaffären dieſes echten und rechten Operettenkönigs ſind noch ſo friſch im Gedächtnis der lebenden Generation, daß es ſich erübrigt, ihrer hier im einzelnen Erwähnung zu tun. Daß der Fürſt und — von Europas Gnaden — ſpätere König Milan übrigens nicht bloß ein verſchwenderiſcher Lebemann war, ſondern durchaus das Zeug zu einem „Helden“ nach ſerbiſchem Geſchmack hatte, beweiſen die Willkürlichkeiten, Brutalitäten und Grauſamkeiten, durch die er ſich ſeiner politiſchen Widerſacher zu entledigen wußte, mehr als zur Genüge. Als Kriegsheld freilich war er nicht glücklicher als andere nationale Helden es vor ihm geweſen waren. Seine Niederlagen bei Slivnitza und Pirot ließen an ſchimpflicher Gründlichkeit durchaus nichts zu wünſchen übrig, und ohne das

Der als Spion verhaftete ſerbiſche General Vukotitſch.

rechtzeitige Dazwischentreten Österreich-Ungarns würde es um ihn und sein Königreich damals ebenso schlimm ausgesehen haben wie nach dem 1876 mit fröhlichem Wagemut unternommenen Kriege gegen die Türkei. Aber die politische Lage Europas brachte es mit sich, daß der siegreiche und ritterliche Alexander von Bulgarien statt des Operettenkönigs geopfert wurde. Milan und seine gleichwertigen Familienangehörigen durften der Welt auch weiter allerlei ergötzliche Proben altserbischer Auffassung von Herrscherwürde und moralischer Selbstzucht geben. Abdankung und Ehescheidung, erneute Inanspruchnahme der königlichen Gewalt und eheliche Wiedervereinigung folgten einander in lustigster Abwechslung, und der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht blieb nur die ungeheure Schuldenlast des lebensfrohen Monarchen, deren teilweise Tilgung jeweils der Preis war, den er sich für sein vorübergehendes Verschwinden vom Schauplatz ruhmwürdiger Herrschertätigkeit zahlen ließ.

Milan starb. Sein körperlich und moralisch völlig entarteter Sprößling Alexander aber hatte wohl die Lebensauffassung und die lasterhaften Neigungen, doch nicht zugleich die eiserne Konstitution und die zähe Willenskraft seines Vaters geerbt. Er versuchte sich in Staatsstreichen, Einkerkerungen und Hinrichtungen, aber er brachte es mit alledem nicht fertig, seinem Volke und seiner Armee zu imponieren. Nicht weil man ihn fürchtete, sondern weil man ihn als einen wankelmütigen Schwächling verachtete, hielt man es für nötig, ihn durch eine, wiederum nach bewährter Balkanmethode inszenierte Verschwörung zu beseitigen. Eine Rotte Offiziere trank sich den erforderlichen Mut an, um nächtlicherweile einen unbewaffneten Halb-

idioten und ein wehrloſes Weib mit beiſpielloſer Brutalität hinzuſchlachten.

Inzwiſchen wartete in der behaglichen Sicherheit des Auslandes ein Nachkomme des ſchwarzen Georg auf die Kunde von dem glücklichen Gelingen des abgekürzten Entthronungsverfahrens, um bereitwilligſt dem vereinbarten ehrenvollen Rufe des plötzlich wieder für die Dynaſtie Karageorgewitſch begeiſterten Serbenvolkes Folge zu leiſten. Unter dem Schutze der Meuchelmörder, denen ſelbſtverſtändlich im voraus Strafloſigkeit und angemeſſene Belohnung durch Verleihung hoher Ehrenſtellen zugeſichert worden war, hielt König Peter feierlichen Einzug in das Land ſeiner Väter. Er war kein heißblütiger Jüngling mehr, denn er hatte ſchon am 10. Juli 1844 als Sohn des oben erwähnten, der Anſtiftung zum Meuchelmorde dringend verdächtigen Fürſten Alexander I. das Licht der Welt erblickt. Seine Gemahlin Zorka, eine montenegriniſche Prinzeſſin, war bereits

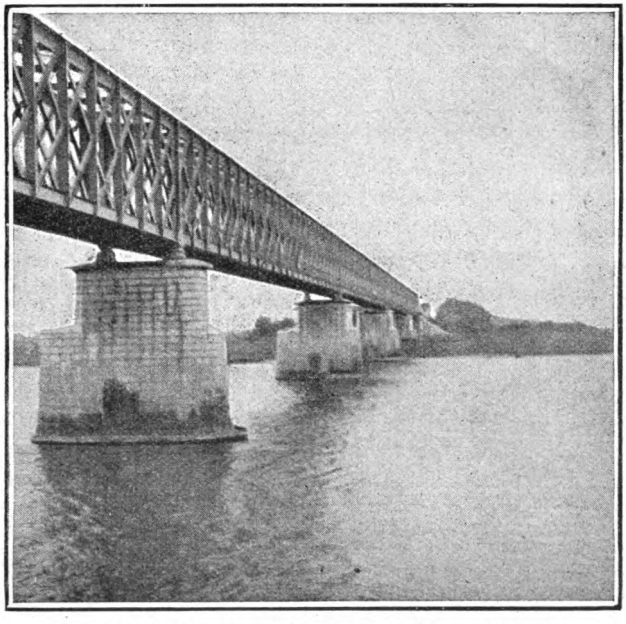
Soldat von der berittenen königlichen Leibgarde.

im Jahre 1890 aus dem Leben geschieden; aber sie hatte ihm außer einer Tochter zwei Söhne hinterlassen, den am 8. September 1887 geborenen Georg und den um etwa anderthalb Jahre jüngeren Alexander.

König Peter selbst machte nach seiner am 21. September 1904 erfolgten prunkvollen Krönung nicht mehr sonderlich von sich reden. Der beständige Anblick der mächtigen Königsmörderclique war gar zu wenig ermutigend für eine Offenbarung ausschweifender selbstherrlicher Gelüste. Trotzdem aber hatte Europa bald wieder Gelegenheit, sich an serbischen Hofgeschichten zu erbauen. In den Adern des Kronprinzen Georg nämlich scheint das edle Blut der Karageorgewitsch ungleich feuriger zu rollen als in denen seines Vaters. Schon als Knabe prügelte er nicht bloß seine Diener, sondern auch seine Adjutanten, belegte grauköpfige Offiziere mit Schimpfworten und gefiel sich in Ausschreitungen aller Art, die ihm anderswo trotz seines prinzlichen Ranges wahrscheinlich recht teuer zu stehen gekommen wären. Den Serben aber erschien er um seines zügellosen Temperamentes willen offenbar als ein Jüngling ganz nach ihrem Herzen. Der verschüchterte und um sein Leben zitternde Königsgreis im Konak enttäuschte sie immer mehr; der schmächtige, bleiche Bursche aber, der die leitenden Staatsmänner gelegentlich mit der Hundepeitsche bedrohte und seinem Vater bei jedem passenden Anlaß ein energisches „Du oder ich!“ entgegenrief, war ihnen ein wiedererstandener „schwarzer Georg“, von dem sie sich die Herbeiführung der herrlichsten Kriegsabenteuer versprachen.

Sie hatten den feurigen Königssprossen richtig eingeschätzt. Die Tätigkeit des Kronprinzen als Kriegsapostel und Volksaufwiegler ist bekannt genug. Das Wahnwitzige und Verbrecherische dieses

Gebarens kam im Serbenlande natürlich niemandem zum Bewußtſein, und über das Mißverhältnis zwiſchen den eigenen Streitkräften und der Waffengewalt der mit wüſtem Geſchrei herausgeforderten Großmacht



Eiſenbahnbrücke über die Donau zwiſchen Öſterreich und Serbien.

machte man ſich nicht die geringſte Sorge. Wenn man ſich nur an großartig klingenden Worten berauſchen, ſich wieder einmal als Mittelpunkt Europas fühlen und nebenbei ein bißchen Krieg ſpielen konnte — einen Krieg, den man ſich in der Hauptſache als ein vergnügliches Bombenwerfen aus ſicheren Hinterhalten vorſtellte — ſo durfte man das weitere, wie ſchon ſo oft,

getrost den freundlich gesinnten Großmächten überlassen, die aus mancherlei Gründen das liebevoll großgezogene Serbien auch diesmal gewiß nicht im Stiche lassen würden.

Es war nahe daran, daß die „politische Konstellation" Europas diesem frevelhaften Gehaben zu dem gewünschten Erfolg verholfen hätte, und daß sich der tatendurstige Georg dermaleinst als eigentlichen oder als Miturheber des verhängnisvollsten Weltkrieges im Buch der Geschichte verzeichnet gesehen hätte. Aber Europa besann sich noch zu rechter Zeit auf die Ungeheuerlichkeit der Schmach, mit der eine weitere Duldung oder heimliche Begünstigung des gefährlichen Kinderspiels die serbenfreundlichen Großmächte belastet hätte. Zu seinem maßlosen Erstaunen mußte das stolze und todesmutige Balkanvölkchen plötzlich erfahren, daß es im Fall eines mutwillig heraufbeschworenen Krieges von keiner Seite auf Rettung aus höchster Not zu hoffen habe.

Da wurde das Drama im Handumdrehen wieder zur Operette. Ein in Anbetracht seiner allbekannten Gepflogenheiten ganz belangloses Ereignis aus dem Leben des ritterlichen Prinzen, die Mißhandlung seines Kammerdieners Kolakowitsch, und die daran geknüpften tadelnden Bemerkungen einiger Belgrader Zeitungen mußten den Vorwand abgeben, unter dem sich der würdige Sproß seiner Ahnen in der schönen Pose tief gekränkten Ehrgefühls vom Schauplatz seines mit so kläglichem Fiasko abschließenden Wirkens zurückzog. Feierlich verzichtete der tapfere Georg auf alle ihm aus seiner Erstgeburt zustehenden Rechte zugunsten seines am 17. Dezember 1888 geborenen Bruders Alexander, der den Serben nun seinerseits zu beweisen haben wird, daß auch er ein echter Karageorgewitsch ist.

Wie sich die dynastische Komödie weiter entwickeln und wie lange es währen wird, bis sich der Exkronprinz unter günstigeren Verhältnissen abermals zum Retter des Vaterlandes berufen fühlen wird, entzieht sich bei

Das Kriegsministerium in Belgrad.

der Unberechenbarkeit politischer Entwicklungen jeglicher Prophezeiung. Für den Augenblick freilich scheint alles verpufft wie ein billiges Feuerwerk. Umsonst hat der Kriegsminister zu ungezählten Malen versichert, daß die serbische Armee an Schlagfertigkeit, Tüchtigkeit und Todesverachtung auf Erden nicht ihresgleichen habe, umsonst haben sich bewährte Helden wie der „General" Vukotitsch als gewöhnliche Spione

entlarven und einsperren lassen müssen, und umsonst hat Georg alle seine flammenden Ansprachen an zusammengelaufene Volkshaufen gerichtet.

Ein Belgrader Schutzmann in Galauniform.

Aber noch ist nicht aller Tage Abend. Als der Minister des Äußeren Milowanowitsch im Altradikalen Klub die inhaltsschwere Erklärung abgab, die den bedingungslosen Rückzug Serbiens verkündete und zu rechtfertigen suchte, konnte er bedeutsam hinzufügen: „Rußland hat der serbischen Regierung insofern ein festes Versprechen gegeben, als es bei passender Gelegenheit und besserer politischer Lage in Europa die Verteidigung der Interessen des serbischen Volkes in die Hand nehmen werde. Diese Gelegenheit wird sich bald in der altserbischen und in der mazedonischen Frage bieten."

Eine offiziöse österreichische Mitteilung aber erteilte an die Adresse derer, die es angeht, die Antwort: „Zurückbleiben wird aber angesichts der sich gegen uns erhebenden Stimmungen die Überzeugung von der zwingenden Notwendigkeit, unsere Machtmittel mindestens in ihrem heutigen Umfang aufrecht zu er-

halten. Unſere Erfahrungen im Verlaufe der Orientkriſe beſtärkten dieſe Einſicht, und die Beobachtung, die wir jetzt machten, daß man unſere Abwehrpolitik als Vorſtoß und Herrſchſucht deutet und uns Rückſtöße ankündigt, kann bloß bewirken, daß ſich in der geſamten Bevölkerung Öſterreich-Ungarns dieſe Überzeugung in der Form des Erfahrungsgrundſatzes befeſtigen muß, daß nur Stärke die Sicherheit verbürgt und den Frieden aufrecht erhält."

Der für den Augenblick glücklich vermiedene kriegeriſche Zuſammenſtoß zwiſchen Öſterreich und Serbien gehört alſo für die Zukunft und vielleicht ſogar für eine nahe Zukunft noch keineswegs zu den unmöglichen Dingen, und es iſt darum noch immer von Intereſſe, ſich zu vergegenwärtigen, wie es um die Streitkräfte des kleinen Balkankönigreiches — Serbien zählt bei einem Flächeninhalt von rund 50,000 Quadratkilometer ungefähr 2,700,000 Einwohner — eigentlich beſtellt iſt.

Serbiſcher Poliziſt im Dienſtanzuge.

Das Heerweſen iſt aufgebaut auf dem rein durchgeführten Milizſyſtem mit einer aktiven Dienſtzeit von zwei Jahren, die indeſſen kaum jemals vollſtändig abgedient wird. Das Frie-

densheer soll einschließlich der Offiziere 22,000 Köpfe stark sein, erreicht diese Stärke aber in Wirklichkeit nur vorübergehend während weniger Sommermonate. In der übrigen Zeit geht die Mannschaftsziffer kaum über 7000 Köpfe hinaus, wobei dann die Kompanie 15 bis 20 Mann, die Eskadron 30, die Feldbatterie 20 bis 22 Mann für den Dienst verfügbar hat.

Die im Frieden bestehenden fünf Divisionen Nisch, Waljewo, Belgrad, Kragujewatz und Saizar umfassen nur Infanterie und zwar 5 Brigaden mit zusammen 20 Regimentern. Die einzige vorhandene Kavalleriedivision zählt 4 Regimenter; außerdem gehören zu ihr 2 reitende Batterien und eine Kavallerietelegraphenabteilung. Die Feldartillerie ist in 5 Regimenter mit 42 fahrenden Batterien gegliedert. Die mit neuem Material ausgerüsteten Batterien zählen 4, die anderen 6 Geschütze. Ferner sind vorhanden ein Haubitz- und ein Gebirgsartillerieregiment. Die technischen Truppen sind $2^1/_2$ Bataillone stark. Dem Heere zuzuzählen ist endlich auch noch die königliche Leibgarde in der Stärke von einer Kompanie zu Fuß und einer Eskadron schön uniformierter berittener Gardisten.

Mit der Mobilmachung soll diese kleine Armee, soweit es sich um die auf dem Papier stehenden Zahlen handelt, nun freilich gewaltig anschwellen. Da soll gleich das die eigentliche Feldarmee bildende erste Aufgebot durch Auffüllung und Vermehrung der Friedenscadres und das Aufstellen von Neuformationen auf 125,000 Mann gebracht werden, und es ist außerdem ein zweites Aufgebot von 115,000 und ein drittes von 60,000 Mann vorgesehen. Ein offenes Geheimnis aber war es, daß zur Zeit der letzten Krise die wirkliche Stärke der Feldarmee trotz der äußersten Anstrengungen höchstens 60,000 Mann betragen haben

würde. Für eine größere Zahl hätte es außer an Geld und Kredit wohl auch an Waffen und Ausrüſtungsſtücken gefehlt.

Es liegt auf der Hand, daß ein ſolches Heer ſelbſt bei beſtem Soldatenmaterial und tüchtigſter Führung

König Peter I. von Serbien.

im Kampf gegen eine Großmacht vom Range Öſterreichs ſchon nach den erſten Zuſammenſtößen nahezu aufgerieben ſein würde. Die natürliche Beſchaffenheit des Landes, ſein Abſchluß durch drei große Flüſſe, die Donau, die Save und die Drina, der elende Zuſtand ſeiner Straßen, vor allem aber ſein vorwiegend gebirgiger Charakter würden indeſſen den Bewegungen einer großen feindlichen Armee nicht zu unterſchätzende Schwierigkeiten bereitet und den Serben zugleich die Kampfesart, auf die ſie ſich ihrer ganzen Natur

nach am beſten verſtehen, den von zahlreichen Banden geführten Kleinkrieg nämlich, in hohem Maße erleichtert haben.

Auf dieſen, zu dem ſich ſogar eine Anzahl „helden-

Kronprinz Alexander von Serbien.

mütiger“ Frauen und Mädchen drillen ließ, hatten ſie denn auch augenſcheinlich ihre größten Hoffnungen geſetzt. Der erſte Hauptſchlag ſollte nach dem Plane des ſerbiſchen Generalſtabes bei Niſch erfolgen, die Hauptſtadt Belgrad dagegen würde man wahrſcheinlich ohne Schwertſtreich geräumt haben, da ihre Verteidigung trotz der vorhandenen Feſtungswerke als aus-

ſichtslos angeſehen wurde und da man wohl auch die aufblühende Reſidenz, die hie und da ſchon ein ganz großſtädtiſches Anſehen gewinnt, nicht mutwillig der Zerſtörung durch eine Beſchießung preisgeben wollte.

Für den Augenblick ſind ja alle dieſe Pläne hinfällig geworden. Aber die Zukunft iſt dunkel, und ſelbſt unverbeſſerliche Optimiſten haben in der glücklichen Beilegung der jüngſten Kriſe nichts anderes ſehen können als eine notdürftige Sicherung des Weltfriedens auf einige Zeit.

Aus einer schwarzen Sommerfrische.

Tagebuchblätter eines jungen Mädchens. Von W. Harb.

(Nachdruck verboten.)

Ansichtskarten gibt's hier noch nicht — erfreulicherweise, denn sie würden einen falschen Ton in das Gesamtbild bringen — sonst läge die schönste vor dir, liebe Käthe. Du würdest bei ihrem Anblick aber gewiß dein feines Näschen rümpfen, denn es wäre nichts weiter darauf, könnte auch nichts weiter darauf sein als eine pechschwarze, endlose, baumlose Fläche mit Peter Jürgens Haus in der einen Ecke. Das Haus von Peter Jürgen Busch, darin ich nun schon seit acht Tagen herberge, hat ein schwarzes Strohdach und grauschwarze windschiefe Wände. Aus dem Schornstein — Peter Jürgen Busch hat einen neumodischen, gemauerten Schornstein und einen eisernen Herd darunter — steigt ein schwarzbrauner Rauch, der vom Torf herrührt, jenem interessanten Stoff, aus dem hier die Welt besteht, und dessen Geruch dir unfehlbar auch aus diesen Blättern entgegenweht. Nach frischem oder gebranntem Torf riecht hier alles, der feuchte moderige Duft sitzt mir in den Haaren und Kleidern, und selbst das urwüchsige landesübliche Essen, das übrigens Trina, Peter Jürgens rundliche Hausfrau, vorzüglich zu bereiten versteht und mir in den mannigfachsten Formen vorsetzt, der Buchweizen, hat nach meiner Meinung einen torfartigen Beigeschmack.

Könnte ich doch dein erstauntes, vielleicht empörtes Gesicht sehen, während du diese Zeilen liesest, meine liebe Käthe! Ich komme dir gewiß wieder einmal unbegreiflich vor, weil ich nicht wie du auf der Kurpromenade von Baden-Baden lustwandle oder mit meinem Vater nach Kissingen gegangen bin, wie sonst, aber ich spürte nicht die mindeste Lust dazu. Ich war schon vorher kulturübersättigt, des modernen Reiseeinerleis überdrüssig und sehnte mich nach einer Nervenauffrischung bei den Feuerländern oder Papuas. Mama fand die Idee gräßlich, und Papa redete von verschrobenen Emanzipationsgelüsten und hält mich für übergeschnappt. Aber ich setzte meinen Willen durch und bin nun hier allein — himmlisch allein am Ende der europäischen Zivilisation. In der Tat, sie ist hier zu Ende. Es gehört wenig Phantasie dazu, sich einzubilden, man sei am äußersten Zipfel Südamerikas oder auf einer mittelasiatischen Steppe, anstatt bei den Nachkommen der alten Angrivarier in den schwammigen Niederungen des Emslandes.

Was ich hier will? Das ist dem guten Peter Busch und seiner Trina bis auf diese Stunde noch immer nicht klar geworden. Meine Erscheinung inmitten ihrer schwarzen Moorsuppe hat gewirkt wie einst die Landung des Kolumbus auf der Insel Guanahani. Die „Jan von Moors" oder die „Mörschen" beiderlei Geschlechts starren mich so unverschämt und ungeniert an, wie dich kaum ein Dandy auf der Reunion am Abend, wenn du die Pracht deiner mitgenommenen Toiletten entfaltest. Und ich beschränke mich doch, was Kleiderluxus betrifft, hier auf das Allereinfachste und Notwendigste, eine leichte Spinnewebbluse für die heißen Tage und ein dunkles Tuchkleid.

wenn der Nebel überm Moor liegt — das ist alles. Weiß ist hier eine seltene Farbe, beste Käthe, und ich würde gewiß eine interessante Studie für einen Maler abgeben, wenn ich im lichten Gewande durch die graubraun-schwarze Einöde wandere.

Peter Jürgen Busch, der gerade vom „Petten" heimkommt — was das ist, werde ich dir noch ausführlich erklären — fragt mich in seinem abenteuerlichen Dialekt, den ich nur halb verstehe, was ich eigentlich hier auf dem Moore suche. Ob ihn meine Antwort befriedigt, weiß ich nicht. Ich genieße Welteinsamkeit und studiere die große Natur, die auch hier des Merkwürdigen genug bietet. Du weißt ja, Naturwissenschaft ist mein Steckenpferd. Ich habe ihm und seiner Trina klarzumachen versucht, was Torf ist. Ich dozierte nicht übel, während ich im engsten Familienkreise saure Milch und Schwarzbrot aß und an den Füßen ein Paar überaus zierliche Holzpantoffeln trug. Diese Fußbekleidung ist hier durchaus salonfähig und allein praktisch. Mit meinen Stiefelchen würde ich keine zehn Schritte weit vorwärts kommen, ohne einen grauschwarzen Überzug bis an die Knöchel zu haben. Peter Jürgen meint, Torf sei eben Torf, und nach seiner Meinung ist diese Erdart die einzige, aus der unser Planet besteht. Er schüttelte den Kopf, als ich nach einer kleinen geologischen Belehrung darauf hinwies, daß das Moor, in welchem sich seine Hütte auf einer sandigen Oase erhebt, aus vermoderten Heideblumen und Sumpfgräsern, Stengeln und Ästen verfaulter Bäume und aus Käfer- und Insektenleichen bestehe.

„Dat is mi to gelihrt," meint Peter Jürgen und kratzt sich den torffarbigen Haarwuchs.

Trina hält das einzige bewohnbare Zimmer des

Hauses für mich gut in Ordnung. Ich habe Stuhl und Tisch und sogar ein kleines Bücherbrett. An das Bett muß man sich freilich erst gewöhnen, selbst wenn man jung und ohne Ansprüche ist. Dafür ist die Aussicht aus meiner Prunkkemenate großartig. Sie reicht bis zum kreisrunden Horizont, wo die schwarze Moorerde mit dem klaren blauen Himmel eigentümlich kontrastiert, bis zu der einsamen Kirchturmspitze, zu welcher meine Hausgenossen allsonntags wie zwei kohlschwarze Raben wallen. Selbst die Blumen auf Trinas schwarzgefärbtem Strohhut zeigen diese Lieblingsfarbe. Wenn die Moorbewohner von allen Seiten zum Gotteshaus ziehen, hat man den Eindruck, als sei Bußtag oder Beerdigung.

Bis Peter Jürgens Haus reicht der „Kanal". Er zieht sich von der Fehnkolonie, deren freundliche Dächer ebenfalls von fern herübergrüßen, durch die einförmige schwarze Öde wie eine lange Rille, die ein Riese mit dem Finger zog. Das ist die Lebensader des Moors. Auf ihren dunklen Fluten verkehren die natürlich schwarz gestrichenen Schuten, in denen das Landesprodukt zum Verkauf nach der Fehnkolonie und von da zur Stadt befördert wird.

Rechts und links vom Kanal gibt es für das Auge hie und da schwarze Ruhepunkte, kleine Erhöhungen, die sich bei näherer Besichtigung als kunstvolle Torfbauwerke ausweisen. Die landesübliche Bezeichnung dafür lautet „Ringel" oder „Diek", auch „Klike" oder „Klote". Sie sind so eingerichtet, daß der Wind ungehindert durch die ziegelsteingroßen Torfstücke hindurchstreichen und sie austrocknen kann.

Peter Jürgen und Trina sind augenblicklich noch nicht beim „Ringeln", sondern noch beim „Petten". Guter Torf muß vor dem Zerschneiden und Aufstapeln

durchgeknetet werden wie Brotteig, eine Arbeit, die der Moorbauer mit den bloßen Füßen besorgt.

Mein Begleiter auf meinen Streifzügen durchs Moor, mein Schutenkapitän und Pfadfinder ist Hinnerk Boje. Er wohnt nicht weit von Peter Jürgens Haus ganz allein in einer dreieckigen Hütte, die nur aus einem Dach besteht. Neben der baufälligen, aber malerischen Behausung weiden eine schwarze Kuh und zwei schwarze Moorschafe. Die Hütte ist fensterlos und ohne jegliche Ausstattung, und der Rauch der schwelenden Torfstücke zieht in langen Schwaden aus dem einzigen Eingang hervor. Nach einem kurzen Blick in das Innere überkam mich Brustbeklemmung und Atemnot. Hinnerk Boje behauptet freilich, daß der Torfqualm ein gutes Mittel gegen Asthma und Brustweh sei. „De Minsch ward old dorbi," behauptet er.

Als mich Hinnerk Boje zum „Petten" führte, erregte der erste ungewohnte Anblick mächtig meine Lachlust. Männer und Frauen, darunter auch Peter Jürgen und seine Trina, sprangen anscheinend lustig auf dem schwarzen Moorbrei herum, als ob sie einen Schuhplattler tanzten. Wie in früherer Zeit die Weinbauern ihre Trauben mit den nackten Füßen auskelterten, so bearbeiten die Bewohner der Moore noch heute ihren Torf. Obgleich ich sonst nicht abgeneigt bin, das „Volk" in seiner Beschäftigung so gründlich wie möglich zu studieren, liebe Käthe, an dieser Arbeit habe ich mich doch nicht beteiligt. Dazu waren mir meine zarten weißen Füßchen doch zu schade.

Hinnerk Boje ist ein eigenartiger Mensch. Das sind sie ja alle hier im Moor, aber Hinnerk Boje gilt selbst bei seinen Landsleuten als etwas Besonderes. „He is en Spökenkieker un Kopphänger," sagt Peter Jürgen.

Ich begreife das vollkommen, liebe Käthe, denn wenn ich jahraus, jahrein meine Tage hier zubringen sollte, würde ich auch unfehlbar zu den „Spökenkiekern" übergegangen sein. Ich kenne deine gruselige Natur und wette, daß du bei einbrechender Dämmerung oder in einer nebeligen Mondnacht nicht zu bewegen sein würdest, auf der Sanddüne um das Haus zu laufen. Dann ist hier die großartigste Szenerie für den Auftritt der Hexen im Macbeth.

Als ich gestern abend, während sich schon der Nachthimmel über dem Moor wölbte, aus meinem Fenster sah, gewahrte ich in einiger Entfernung noch Leute beim „Petten". Die schwarzen, lautlos springenden und hüpfenden Gestalten, vom Schein eines Feuerchens eigentümlich beleuchtet, sahen wahrhaft gespenstisch aus.

Am Sonntagnachmittag führte mich Hinnerk nach einer sandigen Bodenwelle mitten im großen Moor, die meine Neugierde schon lange erregt hat. Sie ist der Chimborasso dieser Gegend, obgleich sie sich nur wenige Meter aus Sumpf und Torf erhebt. Ich gedachte abwechselnd zu lesen, zu träumen und zu botanisieren — die Moorflora ist wirklich interessant — aber es kam anders. Ein Bohlenweg aus der Römerzeit und ein verfallenes Hünengrab nahmen meinen Forschungstrieb und meine Phantasie stundenlang gefangen. Dieser Tag hat mich braun gebrannt wie eine ägyptische Fellachin, so daß ich anfange, mich der Lokalfarbe zu nähern. Als ich am Abend meine Bluse ablegte, hoben sich Hände und Gesicht in dunkler Schattierung von Hals und Armen ab. Bei euch in Baden-Baden wäre ich unmöglich, besonders in ausgeschnittener Robe.

Der Weg zum Hügel war zuweilen recht beschwerlich. Es ging über glitschigen, schwankenden Morast,

und Hinnerk Boje mußte mich stützen und teilweise sogar tragen. Er ist ein stämmiger Mensch, dessen Beine in hohen Wasserstiefeln stecken, die ihm bis an die Hüften reichen. An dem gedrungenen Oberkörper trägt er ein braun- und weißgestreiftes Wollhemd, auf dem Kopf den Südwester. Er hält auf sich, seitdem er mit mir gehen darf, das sieht man an dem hier sonst ungewohnten Luxus des Kleiderreinigens und Händewaschens. Sein Gesicht ist eher häßlich als schön, aber es gewinnt, wenn er erzählt. Ihn dazu zu bringen, kostet erst Anstrengung. Ist er aber einmal in Zug gekommen, kann er sogar redselig werden, besonders wenn es sich um das Moor, seine Sagen und seine Vergangenheit handelt. Dann höre ich ihm mit Genuß zu. Wie alt er ist, weiß ich nicht, jedenfalls zwischen zwanzig und vierzig. Die Moorbauern haben alle die gleichen graupergamentenen, verwitterten Gesichter.

Auf den erratischen Blöcken des Hünengrabes sitzend hörte ich Hinnerk Boje zu. Ein Sonnenuntergang im Moor hat etwas Phantastisch-Groteskes. Der rote Sonnenball gibt sich Mühe, mit seinen schrägen Strahlen beim Abschied farbiges Leben in das einförmige Schwarz zu bringen, aber er erzeugt nur kalte Töne. Über ein stumpfes Braun und Blau bringt er es nicht hinaus. Alle die unzähligen Wassertümpel, die der Kiebitz und das Wasserhuhn kreischend umkreisen, glänzen wie lauter kleine stahlblanke Schilde; im Norden steht eine weiße Nebelwand, die sich langsam nähert. Der Himmel glüht in roten und violetten Farben. Wir müssen den Heimweg antreten, damit die grauen Nebelarme uns nicht ergreifen und einhüllen. Es wird mir schwer, mich loszureißen. Hinnerks blaue Augen — das Schönste an ihm — hängen unverwandt an meinem Gesicht und meiner weißen Figur Ob diese Natur-

menschen fühlen und empfinden wie wir? Wie mag sich die Liebe äußern, wenn sie an Hinnerks Herz rührt? Elementar, roh, gemein? Oder veredelnd und verschönernd? Ich dachte es nur flüchtig.

Auf dem Rückweg trägt mich Hinnerk wieder über die schlimmsten Stellen hinweg. Aber ich fühle jetzt deutlich, wie seine Hand dabei zittert, und seine Brust schwer atmet. Und ich bin doch leicht wie ein Vogel, Käthe. Irgend etwas ist in ihm, das ihm die Sicherheit raubt und die Kräfte lähmt. Ich bitte ihn, mich niederzusetzen, und er stellt mich mit beiden Füßen in den Schlamm, daß er mir bis an die Kniee hinaufspritzt. Ich lache und nehme das Abenteuer von der guten Seite, aber als ich Hinnerk dabei anblicke, überkommt mich blitzschnell eine Erkenntnis, die mich mit steigendem Entsetzen erfüllt. Ich bin sonst nicht furchtsam, liebe Käthe, du weißt es, als Jungfrau von reichlich zwanzig Lenzen, die sich schon in mancher ungewöhnlichen Lage befunden hat, aber hier fühle ich, was es heißt, ein wehrloses Weib zu sein. Mein Begleiter auf dem weiten einsamen Moor ist ja kein Kavalier, dem ich unbedingt vertrauen kann, kein Mann von Selbstbeherrschung und gesellschaftlicher Form, sondern ein Mensch, dessen ungebändigte Leidenschaft noch stärker ist als der schwache Kulturfirnis der Jahrtausende.

Er ist bleich, und in seinen Augen funkelt etwas Unheimliches. Ich sehe, wie schnell er atmet, und wie sich seine Daumen in der geballten Hand verstecken. Mein Gedanke ist: gleich stürzt er auf dich los und packt dich. Meine Überlegungsfrist zählt nach Sekunden. Soll ich fortlaufen auf dem schmalen, kaum erkennbaren Wege durch den schwarzen Grund? Er würde mich sofort einholen, denn er versteht das Moorlaufen besser. Nein, ich muß es anders anfangen,

ich muß es machen wie der Tierbändiger, der seine Bestien nur durch Kaltblütigkeit und ruhige Überlegenheit im Schach hält. Sollte nicht auch hier die rohe Gewalt sich beugen vor der Zivilisation? Ich will gelassen zu ihm hin treten und ihm begütigend zusprechen wie man zu einem Kinde spricht.

Aber während ich so denke, ist mit ihm schon wieder eine Verwandlung vorgegangen. Mit unendlicher Erleichterung bemerke ich, daß sein verzerrtes Gesicht sich glättet, und die halb erhobenen Arme sinken. Habe ich mich überhaupt etwa getäuscht? Malt das finstere, unheimliche Moor meiner Einbildungskraft Schreckbilder vor die Augen, die nicht existieren?

Ich ziehe es aber doch vor, in schnellerem Tempo vorwärts zu eilen, und hüpfe über die Wasserlachen und feuchten Moorgräser dahin, daß Hinnerk mir kaum zu folgen vermag. Als er mir seine Hilfe anbietet, weise ich sie zurück und gebe mich darein, mit vollständig durchnäßten und verschlammten Strümpfen und Schuhen Peter Jürgens Hütte allein zu erreichen.

Ich atme erst auf, als ich auf der Tenne stehe und der Geruch der Buchweizenplinsen mir die Nase kitzelt. Ohne Abschied von Hinnerk eile ich auf mein Zimmer und sinke erschöpft auf meinen Stuhl.

Das war ein Abenteuer, liebe Käthe! Mir zitterten die Glieder gewaltig, und ich glaube, du zitterst beim Lesen dieser Zeilen mit. Ich höre dich schon predigen: „Wie kann man aber auch so leichtsinnig sein! Überhaupt dieses schreckliche Moor! Keine Stunde wäre ich länger dort geblieben.“

Aber ich blieb doch. Ich habe nämlich begonnen, das Moor und seine Bewohner in einem kleinen Heftchen zu schildern. Die Arbeit macht mir Freude, und da du meine Zähigkeit kennst, wirst du begreifen, daß

ich vor Hinnerk Boje nicht geflohen bin. Ich habe mir aber fest vorgenommen, seine Begleitung nicht ferner zu dulden. Peter Jürgen Busch oder seine Trina werden mich beschützen. Übrigens hat mich der erstere über Hinnerk noch am selben Abend beruhigt. Er sei durchaus harmlos und tue niemand etwas zuleide. Aber er sei eben ein Spökenkieker und anders als andere Menschen.

Ob Hinnerk sich darum grämt, daß er mich nicht mehr begleiten darf? Ich habe ihn zwei Tage nicht zu Gesicht bekommen. Erst am Abend darauf, als ich im Nachtgewand noch einmal an das Fenster trete und einen Blick auf das nachtschwarze Moor werfe, sehe ich seine dunkle Gestalt regungslos am Ende des Sandhügels an der einsamen Birke stehen. Seine Augen sind unbeweglich auf mein Fenster gerichtet. Ich kann beim schwachen Mondlicht deutlich das Weiße darin erkennen. Was hat er vor? Ich trete vom Fenster zurück und lösche das Licht. Obschon ich weiß, daß ich sicher bin, da Peter Jürgen und seine Trina nebenan schlafen, kann ich doch kein Auge zutun. Immer sehe ich die dunkle Gestalt mit den weißen Augen an der Birke stehen. Ich erhebe mich wieder und schaue vorsichtig hinaus — zweimal, dreimal. Stets dasselbe Bild. Endlich entfernt er sich mit zögernden Schritten in der Richtung seiner Hütte.

Aber am anderen Morgen in der Frühe steht er schon wieder da. Jetzt im hellen Sonnenlicht ist mir das Spiel komisch. Ich muß auflachen, als mein Blick auf den Birkenbaum fällt. Ein Ritter Toggenburg auf dem Moore! Und wie hat er sich angetan! Fein, fast städtisch sieht er aus in seinem dunklen karrierten Anzug mit der weißen Wäsche und der bunten Krawatte. Nachdem ich mich vollständig angekleidet, öffne ich das

Fenster und sehe hinaus. Er wird feuerrot und zieht seinen Hut. Ich lese in seinen Augen, daß er mich sprechen will.

Hinnerk hat gebeichtet und vollständige Verzeihung von mir erhalten. Das geschah, während ich auf der rohgezimmerten Bank vor dem Häuschen saß, Hinnerk Boje vor mir mit bloßem Kopf und demütigem Blick. Er hat mich angefleht, ich solle ihm nicht mehr böse sein, er könne meinen Zorn nicht ertragen. Und dann hat er mir seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Seitdem ich sie kenne, sehe ich die Moorleute mit anderen Augen an. So seltsam die Pflanzen sind, die an den entlegenen Sumpfgewässern wachsen, so eigenartig ist das Wesen der weltfremden Moorbauern. In Hinnerk Boje, der früh Vater und Mutter verlor, hat die Natur, die ja oft sonderbare Sprünge macht in ihrem geheimnisvollen Schaffen, ein Menschenkind in die Welt gesetzt, das, weil unverstanden, notwendig in seiner Umgebung vereinsamen mußte. In der Dorfschule der Fehnkolonie hat er nur das Einmaleins und Lesen und Schreiben gelernt, und dann bei einem Moorbauern das „Petten" und „Ringeln". Aber damit war sein Geist nicht zufrieden. Er dauerte mich herzlich, als er mir von seinen Kämpfen, von Spott und Hohn seitens der Jungen und Alten erzählte, die seine Seele nicht begriffen. Weil er alle Bücher verschlang, die er erreichen konnte, weil er die feinen Moorgräser und Moorkräuter sammelte und studierte, weil er in den stillen Nächten an den glitzernden Sternen des Firmaments nach der Wahrheit suchte, ward er der Spökenkieker und Sonderling. Er zog sich immer mehr in sich selbst zurück und hauste auf dem Moore mit seinen Gedanken allein.

Mein Auftreten im Moor war ihm wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, vielleicht aus der,

die er im dunklen Drange suchte. Es war ihm Seligkeit, mir zu folgen und meinen Worten lauschen zu dürfen.

Hinnerk Boje hat mir auch freimütig gestanden, was er auf der stillen Heide bei der Rückkehr vom Hünengrab von mir gewollt hat. Nie hat er solch ein zartes, feines Menschenkind auf dem Arm gehabt, nie hat sein Mund in Liebe auf einem Mädchenmund geruht. Meine Nähe hat ihn berauscht und bezaubert. Als er mich im weißen Kleid auf dem alten Stein sitzen sah, ist ihm das glühende Verlangen gekommen, mich an sich zu reißen und mich zu küssen. Und als er mich über die schlüpfrige Stelle trug, da ist seine Widerstandskraft zu Ende gewesen.

Nachher hat's ihm dann leid getan, daß er so wenig Kraft gezeigt hat und so unsinnig gewesen ist. Denn was wird ein so schönes, feines Stadtfräulein von einem dummen, täppischen Moorbauern wissen wollen, fügte er hinzu. Aber ich darf nun ganz ruhig sein, er wird sich im Zaum halten.

Zum Zeichen, daß ich ihm nicht mehr bös bin, gehe ich auf seine Bitte mit ihm zu seiner Hütte. Er löscht vorsichtig sein Torffeuer, damit der Qualm mich nicht belästigt. Dann hat er mir seine Schätze gezeigt, die Früchte seines rastlosen Fleißes und Dranges nach Erkenntnis. Alles, was auf dem Moore kreucht und fleucht, bewahrt er in wunderschönen Exemplaren in Kisten und Schachteln auf, sauber etikettiert und mit der richtigen Bezeichnung des Namens und der Art versehen. Der Lehrer aus der Fehnkolonie hat ihm dabei geholfen. Und ebenso vollständig und einzig in ihrer Art ist seine Pflanzensammlung; sie würde jedem Museum zur Zierde gereichen.

Ich habe lange Zeit auf Hinnerk Bojes Kiste gesessen und bald ihn selber, bald seine Schätze verwundert

angeschaut. Wie eine Stümperin kam ich mir vor mit meinen geringen Kenntnissen. Und dann dachte ich: „Schade um den Mann! Ich will doch meinen Vater bitten, daß er etwas für ihn tut.“ Die Augen des ehrlichen Burschen leuchteten, als ich seinem Streben uneingeschränktes Lob widerfahren ließ. Von den Pflanzen vermochte ich mich kaum zu trennen.

* * *

Heute in der Frühe bin ich abgereist. Ich scheide von dem Moor wie von einem alten Freunde, der mir lieb und wert geworden ist. Peter Jürgen und seine Trina winken mir vom Lehmboden ihrer Tenne den Abschiedsgruß zu. Hinnerk hat meinen Reisekoffer im Boot verstaut und steht selbst mit dem langen Stecken am Bug, um mich auf dem Kanal zur Fehnkolonie zu bringen. Diese letzte Fahrt hat er sich erbeten, und ich hab's ihm nicht abgeschlagen. Langsam gleitet die schwerfällige Schute durch die kaffeebraunen Wasser. Zu beiden Seiten fast senkrecht heben sich die schwarzen glatten Wände, die der Spaten in das vermoderte Erdreich gegraben hat. Die Fahrt währt eine kleine halbe Stunde. Wir sind in der Nähe der Fehnkolonie. Gänse schreien und Hühner gackern, fern bellt ein Hund. Die schwarzen Torfwände der Ufer verwandeln sich in üppigen grünen Buschwuchs, dessen Zweige in die Flut hängen und über uns ein freundliches Dach bilden.

Mein Fährmann stakt in gemessenem Tempo weiter. Ich bemerke jetzt erst, wie viel durchgeistigter und intelligenter seine Züge sind als die der übrigen Moorbewohner. Jetzt hält er inne, kurz vor der letzten Biegung des Kanals, bevor wir im Hafen sind. Er zieht unter der Sitzbank ein umfangreiches Paket hervor, schreitet damit feierlich durch die ganze Länge des Bootes

und legt es in meinen Schoß. Wie ich es öffne, finde ich darin ſeine mühſam erbeuteten Pflanzen. Ich will das Geſchenk zurückweiſen. Er bittet und fleht, ich möge es behalten zum Andenken an die unvergeßliche Zeit, als Dank für das, was ich ihm gegeben habe, er könne ſich ja mit Leichtigkeit die Sammlung wiederherſtellen.

Dieſe Anhänglichkeit und Herzensgüte des einfachen Mannes rührte mich zu Tränen, liebe Käthe. Was iſt es denn, das ich ihm gegeben habe? Aber er behauptet, ich habe ihn reich gemacht. Und in ſchnellem Impulſe beuge ich mich zu ſeinem Haupte herab und ſchenke ihm freiwillig den Kuß, den er ſich hatte rauben wollen. Ich weiß, dieſer Abſchied wird auf lange hinaus der Traum ſeines Lebens ſein.

Blutübergoſſen ſteht er da. Ich reiche ihm die Hand, während ich aus dem Boot ſchlüpfe und meinen Wagen beſteige, der mich zur Bahnſtation führen ſoll. Noch lange ſehe ich Hinnerk Bojes kräftige Geſtalt unbeweglich an der ſtaubigen Landſtraße ſtehen. Er beſchattet die Augen mit der Hand, dann ſinkt ſie langſam herab, und langſam wendet er ſich moorwärts.

Was ein Kamel leiſten kann.

Von W. Helmuth.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

In ſeiner ergötzlichen Schilderung der ſeltſamen Abenteuer, die ſein ſüdfranzöſiſcher Landsmann Tartarin von Tarascon auf einem Jagdausfluge nach Afrika zu beſtehen hatte, erzählt Alphonſe Daudet ſehr rührend von der Treue eines Kamels, das ſeinem Herrn nicht nur über das Meer folgt, ſondern zuletzt auch noch dem Eiſenbahnzug nachläuft, in dem er dem allzu anhänglichen Vierfüßler zu entrinnen trachtet.

Leider aber gehört dieſe Perle von einem Kamel mit Haut und Haar dem Reiche der Fabel an, denn was auch immer man von den Charaktereigenſchaften des Kamels zu ſagen wiſſen mag, die Anhänglichkeit an den Menſchen ſpielt unter ihnen ſicherlich die allerbeſcheidenſte Rolle. Perſönliche Liebenswürdigkeit iſt überhaupt nicht die ſtarke Seite dieſes in mehr als einer Hinſicht merkwürdigen Wiederkäuers. Ein ausgeſprochen murrköpfiges und choleriſches Temperament pflegt vielmehr im Verein mit einem reichlichen Dutzend anderer übler Eigenſchaften den näheren Verkehr mit ihm zu einem höchſt unerfreulichen zu geſtalten, und unter den Haustieren des Menſchen iſt ganz gewiß keines, das an Unausſtehlichkeit und Widerwärtigkeit dem Kamel auch nur halbwegs nahe käme.

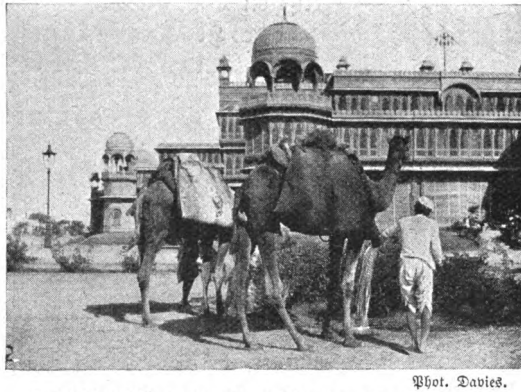
Selbſt der Wüſtenaraber, der die hohen Tugenden ſeines edlen Roſſes nicht wort- und bilderreich genug zu rühmen weiß, der Tuareg, deſſen Exiſtenz untrennbar mit der Benützung des Kamels verknüpft iſt, der in beinahe gleichem Maße auf ſeine Dienſte angewieſene Bewohner der weſtaſiatiſchen Steppe, ſie alle haben noch nie ein Wort zum Lobe des Höckerträgers gefunden, der zwar ſeit vielen Jahrhunderten der Sklave des

Phot. Davies.

Eine Kamelkarawane ſetzt auf einer Fähre über den Suezkanal.

Menſchen, aber noch nie gleich dem Pferde, dem Hunde, dem Elefanten ſein Freund und Gefährte geweſen iſt. Seine abenteuerliche Häßlichkeit und gewiſſe unverſchuldete Beſonderheiten, wie der Mißklang ſeiner Stimme, ſeine zuzeiten beinahe unerträgliche Ausdünſtung und anderes, würden gewiß kein unüberwindliches Hindernis für die Anbahnung herzlicherer Beziehungen zwiſchen dem zweibeinigen Herrn und dem vierbeinigen Diener gebildet haben; aber der Erfindungsreichtum, den das ſonſt ſo dumme und ſtumpf-

ſinnige Geſchöpf zu offenbaren weiß, wenn es gilt, den auf ſeine Dienſte angewieſenen Menſchen durch immer neue Tücken und Bosheiten zur Verzweiflung zu bringen, ſeine Halsſtarrigkeit und feige Gehäſſigkeit



Phot. Davies.

Indiſcher Gärtner mit waſſertragenden Kamelen.

auch bei freundlichſter und rückſichtsvollſter Behandlung, ſeine Unzugänglichkeit für alle ſeeliſchen Einwirkungen laſſen auch bei engſter Daſeinsverbindung zwiſchen dem Kamel und ſeinem menſchlichen Gebieter kaum je ein anderes als feindſeliges Verhältnis aufkommen.

Wenn ihm nun auch um ſolcher ungemütlichen Charaktereigenſchaften willen ſeine widerwillig geleiſteten Dienſte nicht gar zu hoch angerechnet zu werden brauchen: daß ſie an und für ſich unter beſtimmten Verhältniſſen und Vorausſetzungen von beinahe unſchätzbarem Werte ſind, muß doch rückhaltlos anerkannt werden. Was das „Schiff der Wüſte“ für einen Teil des dunklen Erdteils bedeutet, weiß jedes Kind. Seine durch die Beſonderheiten des Körperbaus bedingte Leiſtungsfähigkeit macht es zum wichtigſten oder zum

einzigen Verkehrsmittel in Gegenden, wo jedes andere Reit- und Laſttier von vornherein verſagt. Von der Natur auf ein Leben in pflanzen- und waſſerarmen Landſtrichen eingerichtet, kann das Kamel ſelbſt bei verhältnismäßig bedeutender Anſtrengung tage- und wochenlang Entbehrungen ertragen, denen jeder andere Warmblüter erliegen würde. Mögen auch im Abendlande etwas übertriebene Vorſtellungen von ſeiner Entſagungsfähigkeit herrſchen, ſo verdient es doch immerhin als ein hohes Maß von Beſcheidenheit bezeichnet zu werden, wenn ſchon ein alter Weidenkorb oder eine abgenützte Matte als Nahrung bereitwilligſt angenommen werden, oder wenn blattloſes Geſtrüpp mit zollangen, ſtahlharten Dornen unter allen Anzeichen wohligen Behagens verzehrt wird.

Phot. Davies.

Kamel vor einem Waſſerkarren.

Ungleich wichtiger noch als dieſe Genügſamkeit in Bezug auf feſte Nahrung iſt ja bekanntlich die Fähigkeit des Kamels, längere Zeit ohne Waſſerzufuhr auszukommen. Sein Magen, der ſich übrigens von dem aller

anderen Wiederkäuer durch wesentlich einfacheren Bau unterscheidet, ist darauf eingerichtet, in besonderen Zellen getrunkenes Wasser aufzubewahren, das nur sehr langsam im Haushalt des Körpers aufgebraucht wird. Der Umstand, daß es in diesen Zellen alsbald zu einer schleimigen, übelriechenden, gallenbitteren Flüssigkeit wird, mag nur nebenher erwähnt werden, um die törichte Fabel von den durstgepeinigten Wüstenreisenden zu widerlegen, die mit dem Wasservorrat im Magen geschlachteter Kamele ihr Dasein gefristet haben sollen. Auch ein Verschmachtender würde sich mit unüberwindlichem Abscheu von dieser widerwärtigen Jauche abwenden müssen.

Die Gattung Kamel zerfällt bekanntlich in zwei Arten, das zweihöckerige Kamel oder Trampeltier und das einhöckerige Dromedar. Der Gebrauch des Dromedars für den Transport von Waren und Menschen durch die afrikanische Wüste ist uralt, und schon vor Jahrhunderten mögen die Karawanen, welche die Sahara durchzogen, ziemlich denselben Anblick dargeboten haben wie die auf unserer ersten Abbildung dargestellte, die sich eben anschickt, auf einer Fähre den Kanal von Suez zu überschreiten. Auch zu Kriegszwecken hat das Kamel schon in weit zurückliegenden Zeiten Verwendung gefunden. Es kam mit den vordringenden Türken in das südöstliche Europa und mit den als siegreiche Eroberer einziehenden Arabern nach Spanien, um bei ihrer Vertreibung gleichfalls wieder von dort zu verschwinden. Der Versuch seiner Einbürgerung in anderen als Wüsten- und Steppengegenden hat sich beinahe überall als erfolglos erwiesen. Zwar ist es für klimatische Veränderungen nicht über die Maßen empfindlich und kommt, außer im eigentlichen Gebirge, unter den meisten Himmels-

ſtrichen ganz gut fort, aber es verliert überall, wo nicht die Vorausſetzungen ſeiner Heimatländer gegeben ſind, ſehr bald gerade die Eigenſchaften, die ſeine Nützlichkeit für den Menſchen bedingen, und zu einem europäiſchen Haustier wird es darum kaum jemals werden.

Immer häufiger und mannigfaltiger aber iſt in jüngſter Zeit die Verwendung von Kamelen, und

Phot. Davies.

Kamelgeſpann vor einem Perſonenwagen.

zwar von zweihöckerigen, im ſüdlichſten Aſien, in Britiſch-Indien, geworden, wo man gelernt hat, aus Exemplaren bevorzugter Raſſen — innerhalb der Gattung Kamel gibt es deren kaum weniger als unter den Pferden — brauchbare Reit- und Arbeitstiere heranzuziehen, die wenigſtens einige von den vielen Untugenden ihrer Art halb oder ganz abgelegt haben. Auf den beigegebenen Abbildungen ſehen wir ſie als Waſſerträger im Dienſte eines indiſchen Gärtners, ſowie als Zugtiere vor einem Waſſerwagen und vor einem zur Perſonenbeförderung beſtimmten Gefährt, das dem Verkehr im Wüſtendiſtrikt von Radſchputana

dient. Die Leistungen, die ihnen in all diesen Fällen zugemutet werden, sind verhältnismäßig gering, und die Halsstarrigkeit der Tiere, die sich gegen jedes größere Maß von Arbeit sogleich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu sträuben pflegen, bereitet darum auch ihren Führern und Treibern nicht zu empfindliche Schwierigkeiten.

Die Fahrer der Kamelartillerie und die Reiter der Kamelkorps dagegen wissen von den Bosheiten ihrer Tiere ein unendliches Klagelied zu singen.

Soll ein Kamel niederknieen, um beladen oder aufgezäumt zu werden, so bequemt es sich dazu, namentlich auf den Raststationen längerer Märsche, nur unter den stürmischsten Protestationen in Gestalt von Stöhnen und Schreien, von Beißen, Schlagen und Spucken. Aber auch ohne einen solchen immerhin noch begreiflichen Anlaß gerät es oft urplötzlich in eine maßlose Wut, und wehe dem Kameltreiber oder Soldaten, der in derartigen Augenblicken nicht auf seiner Hut ist. Das Gebiß des Kamels mit seinen im Oberkiefer sitzenden Schneide- und seinen fürchterlichen Eckzähnen, die mehr an die Reißer eines starken Raubtieres, als an Gebißteile eines Wiederkäuers erinnern, ist geeignet, die schrecklichsten Verletzungen hervorzubringen. Die Knochen splittern zuweilen unter einem Kamelbiß wie Glas, und Fälle von tödlichen Verwundungen durch ein Reittier gehören bei den Kamelkorps durchaus nicht zu den Seltenheiten. Zur Paarungszeit ist mit den Hengsten überhaupt nichts mehr anzufangen, um so weniger, als das Kamel bei seinen tückischen Angriffen kaum je einen Unterschied zwischen Fremden und dem Wohltäter macht, der es seit Monaten füttert und pflegt. Man kann um diese Zeit größeres Unheil gewöhnlich nur durch Anlegen eines Maulkorbes ver-

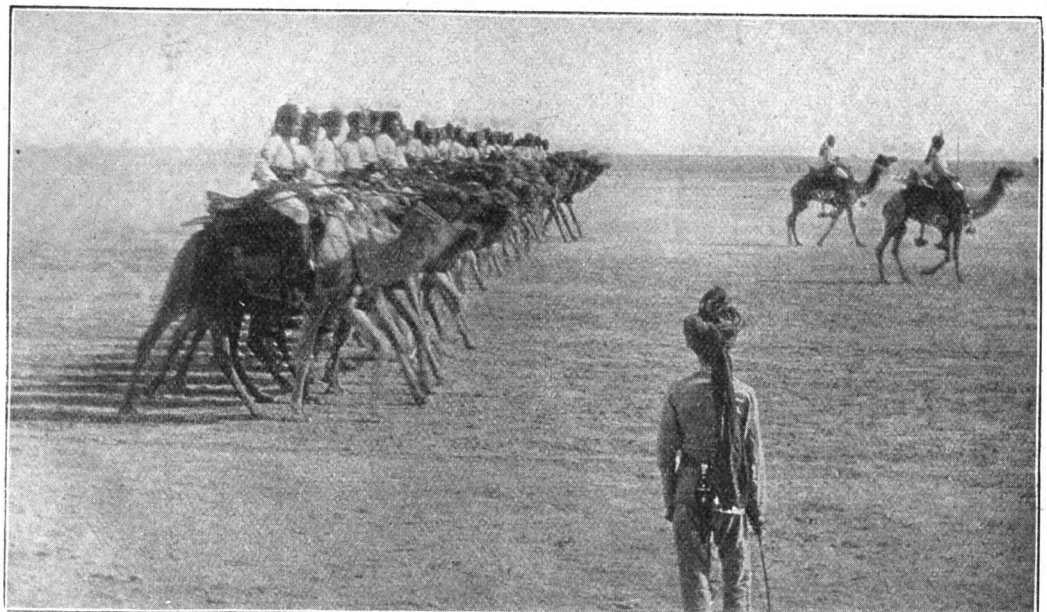
Phot. Davies.

Artillerie des Maharadscha von Bikanir mit Kamelbespannung.

hüten, dessen Zwang aber natürlich anderseits nicht danach angetan ist, die Laune des ungebärdigen Tieres zu verbessern.

Daß das Reiten auf einem Kamel schon unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht unter die irdischen Vergnügungen gerechnet werden kann, weiß man aus den übereinstimmenden Berichten zahlloser Reisender, die sich nur mit gelindem Grauen ihrer ersten Versuche erinnern konnten. Das Schlingern und Stampfen eines Schiffes auf bewegter See ist ein himmlisches Wiegen im Vergleich zu dem unregelmäßigen Hinundher- und Aufundniedergeworfenwerden in einem Kamelsattel. Für den geübten Reiter, der schon gelernt hat, sich zu halten, wird die Sache etwas erträglicher, sobald es erst einmal gelungen ist, das Tier in jenen flotten und gleichmäßigen Trab zu setzen, in welchem es, ohne zu ermüden, Strecken bis zu 140 Kilometer zurückzulegen vermag. In dieser Gangart schlägt es mühelos auch den schnellsten Renner unter den Pferden, der ihm zwar anfangs zuvorkommt, aber bei der überlegenen Ausdauer des Kamels bald weit zurückbleibt.

Ein Tier von der Heiriraſſe macht im Notfall ohne Überanstrengung 15 bis 18 deutsche Meilen an einem Tage, wobei es außer mit seinem Reiter auch noch mit dem Nahrungs- und Wasservorrat für eine Woche belastet sein kann. Kommt es auf dem Marsche aus irgend einem seiner tausend unbegreiflichen Gründe in Wut, so verfällt es unfehlbar sofort in einen kurzen Galopp, der für den Reiter noch viel schauderhafter sein würde als der stelzende Paßgang, wenn er nicht immer nur von kurzer Dauer wäre. Erstens kann das Tier selbst ihn nicht lange aushalten, und dann liegt der Reiter gewöhnlich schon in der zweiten Minute



Phot. Davies.

Kamelreiterkorps des Maharadscha von Bikanir.

am Boden. Die Abgewöhnung ſolcher Galoppgelüſte bildet darum auch den wichtigſten Teil der Kameldreſſur. Der Tuareg, der dieſe Dreſſur meiſt halbwüchſigen Knaben überläßt, prügelt ſein Dromedar nach jedem Galoppverſuch unbarmherzig bis zur Erſchöpfung, und als ein brauchbares Reittier gilt auch in Indien nur ein Kamel, das nie eine andere Gangart als Schritt oder Trab einſchlägt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Heirat auf Befehl. — Die Parade auf dem Exerzierplatze bei Potsdam war zu Ende, und König Friedrich II. ließ seinen Blick über die vor ihm haltenden Truppen schweifen.

„Oberst Billerbeck!“ rief er mit lauter Stimme.

Der Gerufene eilte herbei.

„Komm' Er mit, ich habe mit Ihm zu reden.“ Mit diesen Worten führte Friedrich den Offizier eine kurze Strecke fort und sagte: „Warum heiratet Er nicht? Ich höre, Er soll nichts übrig haben. Nehm' Er sich doch eine reiche Frau!“

„Ja, Eure Majestät, das nimmt sich nicht so schnell,“ entgegnete jener. „Eben, weil ich gar kein Vermögen habe, fehlt mir die Zuversicht, anzufragen.“

„Na, weiß Er was, ich werd' Ihm eine Frau verschaffen, ganz wie Er sie braucht. Die Uniform steht Ihm gut, mit Ihm wird's schon gehen. Mach' Er sich reisefertig und komm' Er morgen früh zu mir!“ Damit reichte ihm der König die Hand und ging.

Oberst Billerbeck wußte nicht recht, wie ihm war. Aber er mußte gehorchen und stand am nächsten Morgen vor dem König.

„Seh' Er einmal,“ so begann jetzt der Monarch, „unser Land hat die reichen Leute nicht überflüssig. Da ist nun der Geheimrat v. Stecher, der sich jetzt im Sächsischen angekauft hat, und der doch sein großes Vermögen in meinem Lande geschafft hat, der will nun seine beiden Töchter außer Landes verheiraten, nämlich an zwei Brüder Witzleben in Sachsen. Das kann ich nicht zugeben; eine muß er wenigstens im Lande lassen. Da hat Er einen Brief an den Stecher. Und nun reis' Er hin und heirate Er eine von den Töchtern, die, wie ich höre, ganz scharmant sein sollen.“

In Billerbecks Kopfe jagten die Gedanken wild durcheinander, ihm summte das Hirn, und eine stumme Verbeugung war schließlich alles, wozu er sich aufzuraffen vermochte.

„Es freut mich, daß Er mit meinem Vorschlage zufrieden ist," bemerkte darauf Friedrich. „Er macht da eine sehr gute Partie; sorg' Er nur, daß Er bald fortkommt."

Der Oberst stand gleich darauf im Garten von Sanssouci, ohne daß er eigentlich so recht sagen konnte, wie er aus dem Schlosse gekommen war; das Schreiben an den Geheimrat Stecher hatte er aber richtig in seiner Brusttasche. Er schlenderte die Parkgänge entlang und setzte sich endlich, den Brief hervorziehend und von allen Seiten aufmerksam betrachtend, auf eine Bank. „Ei, so wollt' ich doch lieber gegen ein feindliches Kreuzfeuer marschieren, als auf die Freite zu den beiden Frauenzimmern gehen," brummte er. „Aber gehorchen muß ich nun schon, es hilft nichts."

Am Mittag des übernächsten Tages hielt seine Extrapost vor dem Schlosse zu Beuchlitz, wo der Geheimrat v. Stecher wohnte.

Dieser wollte seinen Augen nicht trauen, als er das königliche Handschreiben las. „Ein schlimmer Handel!" stotterte er endlich verlegen. „Wie soll das werden, Herr Oberst?"

„Das weiß ich auch nicht," entgegnete dieser, „ich folge königlichem Befehl."

Der Geheimrat bat den Angekommenen zum Mittagessen, verhehlte ihm aber nicht, daß die beiden Herren v. Witzleben, der eine sächsischer Oberstleutnant, der andere Gutsbesitzer, in seinem Hause sich ebenfalls zum Besuch befänden.

„Desto besser," meinte Billerbeck, „so wird sich ja die ganze Sache bald abtun lassen."

Bei Tisch ging es etwas still her, und der Werber auf königlichen Befehl saß wie auf Kohlen. Endlich vermochte er es nicht mehr auszuhalten, und da ihm die beiden Mädchen, namentlich Henriette, die jüngste, gefielen, so begann er: „Meine Damen, ich bin ein geborener Pommer und befinde mich hier auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich, meines allergnädigsten Herrn." Und in diesem Tone erzählte er seinen Auftrag, den alle mit sehr verschiedenen Empfindungen

aufnahmen. Der Oberstleutnant v. Witzleben, der Bräutigam der älteren Tochter, sprang wütend auf und wollte Billerbeck sofort zum Zweikampf fordern.

„Den müßte ich nun unter allen Umständen annehmen," bemerkte Billerbeck.

Aber die ältere Tochter gab ihm zu verstehen, daß sie für ihn keine Neigung empfinde und ihrem Bräutigam mit ganzer Seele zugetan sei.

Billerbeck berichtete daraufhin sachgemäß an den König und erhielt nach wenigen Tagen folgende Antwort:

„Auf Sein Schreiben vom 4. kann Ich Ihm bloß rathen: nehm' Er die Andre, wenn die Ältere nicht zu kriegen ist. Das Geld von dem Stecher darf mir nicht alles aus dem Lant raus, und hoffentlich sieht Er ein, daß Ich Ihn auch nicht wie einen Narren dahin schicken konnte. Präsentir Er mir also recht bald Seine Braut. Friedrich.

Potsdam, am 6. August 1764."

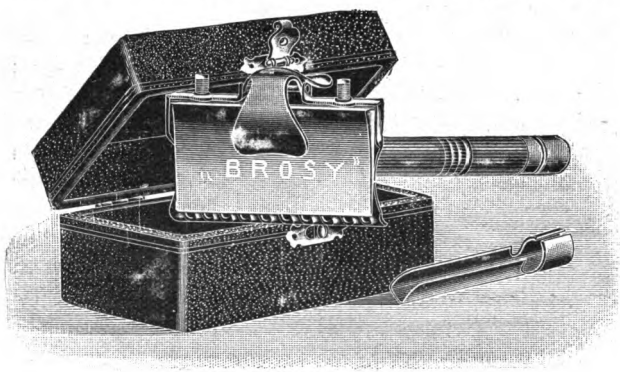
Dieses Schreiben fand die Lage in Beuchlitz schon verändert. Bei dem jüngeren Fräulein hatte der Oberst den vorteilhaftesten Eindruck hervorgerufen, und als schließlich ihr Vater sie ernstlich befragte, entschied sie sich für Billerbeck.

Der Gutsbesitzer v. Witzleben fühlte sich durch diesen Wechsel in der Stimmung seiner Braut schwer gekränkt, und der Oberst, dem der alte Geheimrat vertrauliche Mitteilung von der für ihn günstigen Aussicht gemacht hatte, bot dem Zurückgesetzten jede Genugtuung an. Es wäre auch zu einem Zweikampf gekommen, wenn der Geheimrat nicht alle Mittel dagegen in Bewegung gesetzt hätte, und nach wenigen Wochen gab es richtig zwei Hochzeiten.

Als bald darauf der Oberst mit seiner jungen Gattin sich dem König in Potsdam vorstellte, sagte dieser: „Nun leb' Er recht glücklich, damit es nicht am Ende heißt, wir hätten beide einen dummen Streich gemacht!" M. L—l.

Neue Erfindungen: I. Der Rasierapparat „Brosy". — Die Kunst, sich selbst zu rasieren, ist nicht jedermanns Sache, es verursacht viele Mühe, bis der Betreffende es gelernt hat, mit dem Rasiermesser einwandfrei umzugehen,

ſich nicht zu ſchneiden, das Einſeifen gut zu verſtehen und das Meſſer ſo zu behandeln, daß es nicht verdirbt und ſtets in guter Schneide erhalten bleibt. Die Amerikaner waren in dieſer Beziehung entſchieden den europäiſchen Herren längſt weit voraus, da es dort ſehr viele gibt, die ſich ſelbſt raſieren, entweder mit dem Raſiermeſſer, wie es jeder Barbier anwendet, oder aber mit einem Raſierapparat, der ein Schneiden zur Unmöglichkeit macht. Dieſe modernen Apparate hatten



Raſierapparat „Broſy".

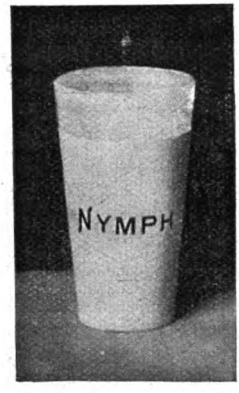
jedoch bisher einen Fehler: das Meſſer konnte nicht ein jeder ſchleifen, er war gezwungen, es vom Barbier ſchleifen zu laſſen und damit war die Anwendung ſehr erſchwert. Jetzt beſitzen die Apparate zum Selbſtraſieren eine Vorrichtung, mit welcher das Meſſer automatiſch haarſcharf geſchliffen wird, ſein Beſitzer kann das Schleifen in einfachſter Weiſe ſelbſt vornehmen, wodurch die Brauchbarkeit eines ſolchen Raſierapparates natürlich ſehr ſteigt, und der Barbier vollſtändig überflüſſig wird. Einen ſolchen Apparat bringt die Stahlwarenfabrikation F. v. Broſy-Steinberg in Gräfrath bei Solingen in den Handel. Unſere Abbildung zeigt den neuen Raſierapparat, er iſt einfach und praktiſch, außerordentlich ſchnell zu reinigen und beſitzt eine gut hohlgeſchliffene Klinge, mit welcher das Raſieren ein Vergnügen iſt, denn eine beſondere Vor-

richtung verhütet, daß der Rasierende sich auch nur die geringste Verletzung beibringen kann.

II. Trinkbecher aus Eis. — Man soll sich heutzutage nicht mehr über die wunderbarsten Dinge der Technik wundern; alles scheint möglich zu sein, auch das Unglaubliche.

Ein einfacher Gedanke: nicht Eis im Getränk, sondern das Getränk im Eis, hat zu einer Erfindung geführt, welche ein wissenschaftliches Problem bildet, und was noch wertvoller ist, sie erzielt ein durchaus praktisches Objekt, den Trinkbecher aus Eis.

Der Erfinder, Ingenieur H. O. P. Huizer im Haag, hat nach dreijähriger mühsamer Arbeit sein Geisteskind derart herangebildet, daß die von ihm gegründete Aktiengesellschaft „Nederlandsche Ysbeker Maatschappy (Procédé Huizer)", nach den Anfangsbuchstaben abgekürzt „Nymph", es bereits im vergangenen Sommer dem öffentlichen Betrieb übergeben konnte.



Trinkbecher aus Eis
($^1/_4$ natürlicher Größe).

Die Erfindung wurde in den meisten Ländern patentiert, auch das Deutsche Patentamt hat ein Patent erteilt. Der originelle Gedanke, aus einem so vergänglichen Material Trinkbecher herzustellen, liegt ja so weit aus unserem gewöhnlichen Gedankenkreis entfernt, daß er in der Tat als eine geniale Erfindung zu betrachten ist, um so mehr als aus dieser Neuheit bisher unerreichte Vorteile entsprießen.

Wie die obenstehende Abbildung zeigt, besteht das neuartige Trinkgefäß aus einem konischen Becher, gänzlich aus Eis gefroren, mit einer Wandstärke von 3 Millimeter, welche nach unten etwas stärker wird, um mit einer abgerundeten Kante in einen gewölbten Boden überzugehen. Zu bequemer Handhabung und zum Wärmeschutz wird der Eisbecher in eine genau passende Papierhülle gesteckt. Er besteht

daher nur aus etwa 100 Gramm Eis und 7 Gramm Papier mit einem Nutzinhalt von 1/4 Liter. Er ist im stande, in gewöhnlicher Sommertemperatur das Getränk bis etwa eine halbe Stunde zum ruhigen Austrinken zu halten. Er kann in allen Graden von Durchsichtigkeit hergestellt werden, von der des Glases bis zu Porzellanweiß, obwohl meist eine dazwischenliegende blumenartige Struktur bevorzugt wird. In Wirklichkeit sieht der Eisbecher immer appetitlich aus, er kühlt das Getränk vortrefflich und ist durchaus nicht übermäßig kalt, wie man meinen sollte, weil die Lippen nur eine geringe Eisfläche berühren.

Bekanntlich schmilzt Eis ziemlich langsam; da nun nicht nur das Papier den Eisbecher schützt, und noch hinzukommt, daß der Temperaturunterschied zwischen Getränk und Eis sich bald verringert, somit auch die Abschmelzung (innenseitig) fast aufhört, so ist die merkwürdig geringe Abschmelzung und infolgedessen die erstaunlich lange Haltbarkeit begreiflich. Selbstverständlich aber besitzt der Eisbecher einen genügenden Kältevorrat nur für eine einmalige Abkühlung, bricht also bei Wiederfüllung sofort durch, sein Hauptvorteil liegt also darin, daß er nur einmal benützt werden kann, man also niemals einen Becher erhält, aus dem schon eine andere Person getrunken hat. Seine Benützung ist „idealhygienisch" zu nennen.

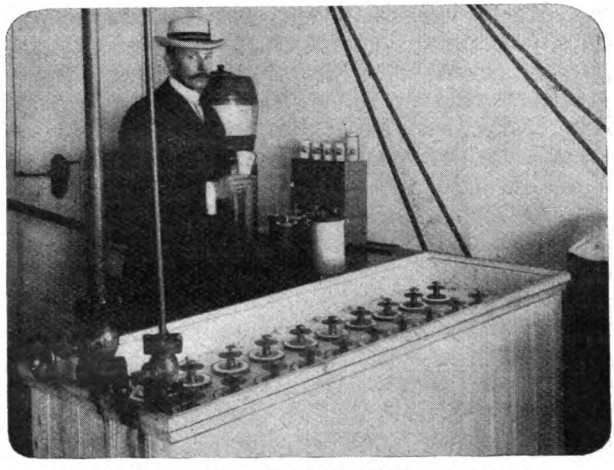
Daß der Eisbecher nur für erfrischende Getränke dienen kann, ist selbstverständlich; auf Kohlensäure enthaltende Getränke, wie Bier, übt die Kühlwirkung noch einen besonders günstigen Einfluß dadurch aus, daß sie die Gasentweichung hemmt, so daß das Getränk nicht schal wird.

Die Formgebung und das Herstellungsverfahren des Eisbechers waren von verschiedenen Rücksichten abhängig, und es gab auf jedem Schritt technische Schwierigkeiten, die aber in höchst geistreicher Weise gelöst wurden, so daß mit verblüffend einfachen Apparaten auf dennoch sichere Weise Eisbecher sich schnell herstellen lassen.

Wie aus unserer zweiten Abbildung ersichtlich ist, werden die Eisbecher in Apparaten, welche in die Gefriersole eines Refrigerators gehängt werden, hergestellt. Die Apparate be-

ſtehen aus zwei Teilen, einer äußeren Form aus Metall und einem inneren Kern aus Porzellan. In den Zwiſchenraum wird Waſſer gegoſſen und zum Gefrieren gebracht. Der Kern hat unten eine „Tauchhöhlung“, worin der Eisbecher ſich mittels ſeines etwas erhöhten gewölbten Bodens einklemmt, ſowie eine Ausſtoßvorrichtung.

Die Herausnahme des Eisbechers geſchieht nach einem



Refrigerator mit Zubehör für Eisbecherfabrikation, dahinter der Erfinder.

ebenfalls neuen Verfahren; es beruht auf der Tatſache, daß bei Erwärmung die Form ſich ſchneller und der Kern ſich langſamer als das Eis ausdehnt. Mittels eines kleinen, automatiſch wirkenden Wärmeapparates wird der Form eine geringe Wärme zugeführt, welche nicht bis in den Eisbecher hineinzudringen vermag. Der Eisbecher kommt dadurch in einigen Sekunden ganz trocken heraus, ſogar der Kern bleibt dabei kalt. Man arbeitet regelmäßig mit einer Anzahl von Apparaten zugleich, jedesmal auswechſelnd, von einem Ende bis zum anderen Ende des Refrigerators. Die fertigen Eis-

becher werden ohne direkte Berührung der Hand in einer Papierhülle aufgefangen und in einen Kühlschrank gestellt, wo sie sich sehr lange gut erhalten, wenn dessen Temperatur nur etwas unter 0 Grad Celsius bleibt. Die Einrichtung kann stündlich 300 Eisbecher liefern, während der Kühlschrank Raum für 200 Eisbecher bietet, so daß in einer Stunde bis 500 Eisbecher verabreicht werden können.

Das durch den Eisbecher hervorgerufene neuartige Trinksystem bietet somit sehr wertvolle Vorteile; außer den bereits genannten, wie hygienische und rasche Bedienung, entsteht noch ein Zeit- und Raumgewinn, indem die Kunden nicht länger als zum Einkauf erforderlich das Büfett belagern, weil sie eben nichts zurückzustellen haben. Schließlich ist der Verkauf von Eisbechern und damit auch der Getränke genau kontrollierbar, indem deren Anzahl mit der Anzahl der verbrauchten Papierhüllen übereinstimmen muß. Die Eisbecher eröffnen ein neues Anwendungsgebiet für kleine Kühlmaschinen. Mit einer Pferdestärke sind etwa 100 Eisbecher in der Stunde herzustellen, welche bei regelmäßiger Fabrikation von Apparaten und Papierhüllen auf einen bis anderthalb Pfennig das Stück kommen. P. R.

Lange Trauer. — Im Mittelalter trauerten in Spanien und in Schottland die Frauen beim Verluste des Gatten bis an ihren Tod, den seltenen Fall ausgenommen, daß sie zur zweiten Ehe schritten. Das erste Jahr brachten die schottischen Witwen von Stande in einer schwarz ausgeschlagenen Stube zu, in welche kein Tageslicht eindringen durfte. Im zweiten Jahre wurde das Zimmer grau ausstaffiert, und nur hin und wieder wurde der Sonne vergönnt, ihre tröstenden Strahlen in den der Trauer geweihten Raum dringen zu lassen. Weder in dem schwarzen noch in dem grauen Zimmer durften, dem alten Gebrauche gemäß, sich Prunkmöbel befinden, wie das Mittelalter sie liebte. Da sah man keinen venezianischen Spiegel, keinen stattlichen Kunstschrein, kein Büfett mit Silbergeschirr. Die Witwe selbst trug beständig Schwarz und entäußerte sich aller Juwelen. H. Th.

Eine barmherzige Seele. — Eine deutsche Familie siedelte auf einem Hamburger Passagierdampfer nach Amerika über:

der Herr, die Frau, die Kinder, die Gouvernante. Letztere, eine etwas romantisch angehauchte Natur, führt ein Tagebuch, dem sie alle ihre Beobachtungen, Gefühle und Gedanken anvertraut. Am ersten Abend schildert sie die Vorgänge bei der Abfahrt, den Himmel und das Meer. Am zweiten Tage bespricht sie die Gesellschaft. Es sind ungefähr fünfhundert Personen an Bord. Sie hat schon eine Menge Bekanntschaften gemacht. Namentlich der Kapitän gefällt ihr, der ist ein schöner Mann, ein ganzer Mann. Der dritte Tag hat ihr besonderes Vergnügen gebracht. Sie fühlt und verzeichnet, daß sich der Kapitän für sie interessiert. Er sagt ihr während des Essens die schmeichelhaftesten Dinge. O, dieser Kapitän! So mußte der aussehen, von dem sie immer geträumt hat!

Am vierten Tage ist die Schrift etwas undeutlicher als gewöhnlich; die Hand der Schreiberin hat offenbar ein wenig gezittert. Das ist auch begreiflich, denn er, der Kapitän, hat ihr seine Liebe erklärt, und es muß eine stürmische Unterredung gewesen sein, denn der schreckliche Mensch hat einen Eid geschworen, sich und das ganze Schiff in die Luft zu sprengen, wenn sie seine Bewerbung nicht erhören würde.

Den fünften und sechsten Tag charakterisiert ein leeres Blatt.

Am siebenten findet sich eine einzige Zeile, und diese lautet: „Ich will den armen fünfhundert Menschen das Leben retten!"

K. Sch.

Die Wolfshaut. — In früherer Zeit, als die öffentlichen Sammlungen noch nicht so sehr nach Spezialfächern zersplittert waren wie jetzt, pflegte man Gegenstände der Natur oder Kunst, die man für selten und des Aufhebens wert hielt, in besonderen bei den Bibliotheken befindlichen Kabinetten aufzubewahren. So entstanden bei den Bibliotheken Münz- und Naturalienkabinette. Auch in der früher markgräflichen Residenzstadt Ansbach war dies der Fall. Dort ward mit der Gymnasialbibliothek im Laufe der Zeit eine Naturaliensammlung verbunden, die namentlich durch Geschenke seitens des Hofes und hoher Besuche desselben bereichert wurde. Einzelne der bei dieser Bibliothek hinterlegten Raritäten sind von kulturgeschichtlicher Bedeutung.

Namentlich interessant ist eine Wolfshaut, mit der es folgende Bewandtnis hat. Zu Ende des Jahres 1685 hauste in der Umgegend von Ansbach ein Wolf. Er zerriß einen elfjährigen Knaben und brachte bald darauf eine Frau ums Leben. Auf herrschaftlichen Befehl wurde der Oberjäger zwar angewiesen, mit Zuziehung einiger Leute eine Streife auf die Bestie vorzunehmen, dabei wurde jedoch wegen des herrschaftlichen Jagdsports geboten, „fleißig achtzuhaben, daß dem Wildbret dadurch kein Schaden zugefügt werden möge". Der grimmige Wolf wurde lange, jedoch vergebens verfolgt. Am 23. September 1686 zerriß er ein Kind zu Leidendorf. Die Landleute getrauten sich gar nicht mehr über ihr Feld zu gehen, und all emeiner Schrecken verbreitete sich um so mehr, da der Aberglaube das Gerücht in Umlauf brachte, der kurz vorher in Ansbach verstorbene harte Bürgermeister und Kastenpfleger Michael Leicht habe sich nach seinem Tode in einen Werwolf verwandelt. Man wollte gesehen haben, wie der genannte Bürgermeister in Wolfsgestalt und mit einem weißen Kopftuch umhüllt von dem Dachboden seines auf dem oberen Markt gelegenen Hauses seinem eigenen Leichenbegängnisse zugeschaut habe. Ferner sollte dieser Bürgermeister in Wolfsgestalt und aufrechtgehend einem Nachtwächter bei der nächtlichen Runde erschienen sein.

„Samstag, den 10. Oktober, als dieser schändliche Wolf in dem Weiler Neuser, um alldorten abermalen seine grausamen Mordtaten auszuüben und an zwei Bauernbüblein sich zu machen suchte — die Knäblein aber ihm zu klug gewesen und in ihre Häuser retirieret, ist es darüber von den Eltern laut in dem Weiler worden. Endlich aber, als Gott diesem wütig und grimmigen Tier zu fernerem Unheil nicht länger mehr zusehen wollte, fügte sich's recht wunderbar durch die Dazwischenkunft eines Hahns, daß er demselben nachstellete und über einen alten mit Reisig belegten Bronnen hinter dem Fortflatternden hinjagte, dabei aber selbst in den Bronnen hineinfiel und von der eilend zulaufenden Gemeinde mit Stangen, Prügeln und Steinen umgebracht wurde."

Aber nun kommt das Beste. Der amtliche Bericht, der den

Geist der Zeit kennzeichnet und uns zugleich eine Vorstellung von der damaligen Polizei gibt, fährt weiter also fort: „Nachdem man ihn also gefällt nach Ansbach der hochfürstlich gnädigsten Herrschaft zu schauen gebracht hatte, wurde derselbe an den, auf dem sogenannten Nürnberger Berg aufgerichteten Schnellgalgen in einer Kleidung von gewichster Leinwand, an Farbe fleischfarbrötlich, in einer kastanienbraunen Perücke und mit einem langen weißgraulichen Bart aufgehenket. Das Wolfsgesicht selbst aber an und für sich ist mit einem Schönbart oder gemachten Menschengesicht seiner etlichermaßen bei Lebzeiten gehabten Physiognomie noch verdecket und die Wolfsschnauze bis an die Augen abgehauen worden. Die Höhe seiner Wolfsgestaltung war anderthalb Ellen, dessen natürliche Wolfshaut aber ist zu einem Gedächtnis solcher so seltsamen Begebenheit ausgefüllet und in die hochfürstliche Kunstkammer aufgehoben worden."

Die Wolfsgeschichte hat übrigens die guten alten Ansbacher und ihre Obrigkeit auswärts arg ins Gerede gebracht und den biederen Einwohnern für lange Zeit den Spitznamen „Wolfshenker" eingetragen. O. C.

Ein geographischer Irrtum. — Vor mehreren Jahren hatte Nikolaus Longworth, der Schwiegersohn des früheren Präsidenten Roosevelt, die Absicht, Mitglied des Senates von Ohio zu werden. Er begab sich deshalb auch nach der Stadt Harrison, um sich den dortigen Wählern als Kandidat zu empfehlen und betrat zu diesem Zwecke eine vielbesuchte Weinstube, wo er sich den Gästen möglichst angenehm zu machen suchte, indem er Getränke und Zigarren spendete und dadurch bald erreichte, daß jedermann ihn einen „lieben netten Kerl" nannte. Longworth war sehr erfreut über den guten Eindruck, den er hervorgebracht, und wollte sich von seinen neuen Freunden verabschieden, um noch andere Lokale aufzusuchen, als diese plötzlich in lautes anhaltendes Lachen ausbrachen.

„Was ist denn los?" fragte Longworth überrascht.

„Ach, nichts," erwiderte der Wirt, wobei er sich vergebens bemühte, ernst zu bleiben, „nur scheinen Sie nicht zu wissen, daß Harrison halb im Staate Indiana und zur anderen Hälfte in

Ohio liegt, Sie befinden sich nun gerade in Indiana, Ihre Wähler wohnen drüben in der anderen Hälfte!“ M. N.

Tintenfische als Schatzheber. — Im Japanischen Meere kommen zahllose Tintenfische vor. Die genügsamen Inselbewohner sind darüber sehr froh, denn ihnen gilt das zarte Fleisch dieser Tiere als Delikatesse. Die Fischer, die dem Fange der vielbegehrten Kopffüßer ihren Lebensunterhalt verdanken, beobachteten seit alters, wie geschickt diese ihren oft recht großen, weichen, unbedeckten Körper in alle möglichen Schlupfwinkel zwischen unterseeischen Felspartien und Steintrümmern zu zwängen wissen und nur mit den langen Fangarmen nach Beute umherangeln. Sie machten sich endlich diese Gewohnheit ihrer Jagdtiere zu nutze, indem sie ihnen künstliche Verstecke in Gestalt großer irdener Töpfe ins Meer hinunterließen. Hatten die gewaltigen Mollusken sich mit Behagen dieser neuen und bequemen Schlupfwinkel bemächtigt und glaubten sich darin mehr als je in Sicherheit gebracht zu haben, so zogen die Fischer ihre Töpfe wieder an Bord ihrer Schiffe und brachten den leckeren Fang darin zu Markte.

Nachdem sie diese Praxis jahrelang geübt hatten, fiel einem der Fischer ein, daß ja gerade an der Meeresstelle unweit von Kioto, wo er seinem Gewerbe nachzugehen pflegte, einmal vor mehr als hundert Jahren ein Schiff untergegangen sei, das eine köstliche Ladung auserlesener Porzellangefäße, ein Geschenk des Kaisers von Korea, nach Japan hatte bringen sollen. Die wertvollen Kannen, Vasen, Töpfe, Krüge ruhten seitdem auf dem Grunde des Meeres, denn es ist dort viel zu tief, als daß Taucher den Schatz hätten heben können. Ob es nicht gelingen sollte, dachte der schlaue Japaner, die Sehnsucht der Tintenfische nach bergenden Gefäßen dazu auszunützen, daß sie diese versunkene Herrlichkeit an das Tageslicht beförderten?

Er versuchte es. Als er gleich darauf einen kräftig entwickelten Tintenfisch in seinem Topf heraufzog, befestigte er ihn an einer ausgiebig verlängerten Angelschnur und ließ ihn daran wieder in sein nasses Element hinunter. Nach einer halben Stunde wand er die Schnur mit dem Fische abermals

nach oben. Und siehe da, seine kluge Berechnung hatte ihn nicht betrogen. Kaum hatte das Tier den Meeresboden erreicht und die dort lagernden Gefäße erspäht, als es auch schon in eines derselben hineingeschlüpft war, das nun samt ihm zu Tage gefördert wurde. Es war eine hervorragend schöne und große Vase, die dem entzückten Fischer, als er sie zum Verkauf au bot, mehr einbrachte, als er sonst mit angestrengter Arbeit in einem ganzen Jahre verdienen konnte.

Der Glückszug des Mannes stachelte seine Berufsgenossen zu gleichen Versuchen an. Seitdem fischt man an jener Meeresstelle bei Kioto emsig nicht allein nach Tintenfischen, sondern mit ihrer Hilfe auch nach kostbaren Porzellangefäßen, und es ist auf diese Weise bereits ein großer Teil der vor einem Jahrhundert versunkenen Schiffsladung gerettet worden. C. D.

Der Sammelspecht. — Ein Vogel, der Wintervorrat sammelt, ist gewiß höchst merkwürdig. Es ist der in den Grasebenen Südamerikas lebende Sammelspecht. Aus weiter Ferne holt er eine Nahrung, die seiner Gattung sonst nicht eigen ist, und trägt sie in andere Gegenden, dahin, wo die Pflanze wächst, die ihm zur Vorratskammer dient. Er verbirgt sie nicht in hohlen Bäumen, nicht in Felsenspalten oder Erdhöhlen, kurz an keinem jener Orte, welche sich naturgemäß seinem Suchen darzubieten scheinen, vielmehr in schmalen, im Mittelpunkte eines Pflanzenstengels verborgenen Röhren, von deren Vorhandensein er weiß. In diesen Röhren häuft er seinen Vorrat in strengster Ordnung auf und bewahrt ihn so in einem Zustande, der höchst günstig auf seine Erhaltung einwirkt.

Die Agavepflanze stirbt bekanntlich ab, nachdem sie geblüht hat, und vertrocknet; aber noch lange nachher bleibt sie aufrecht stehen, und ihr Schaft bildet gleichsam einen senkrechten Pfahl, dessen äußere Schicht sich verhärtet, während das Mark des Inneren nach und nach verschwindet und so in der Achse des Stengels eine Röhre freiläßt, die dessen ganze Länge einnimmt. Diese Röhre hat sich nun der Sammelspecht dazu ausersehen, seine Lebensmittel darin aufzuspeichern. Die Lebensmittel aber sind Eicheln, die von dem Vogel in jenen natürlichen Speichern für die Zeit der Not aufgehäuft werden.

Die Mittelröhre des Schaftes der Agaven hat einen Durchmesser, gerade groß genug, Eicheln einzeln durchzulassen, so daß sie der Reihe nach, eine über der anderen, wie die Kügelchen an einer Rechenmaschine zu liegen kommen; wenn man die Röhre der Länge nach spaltet, so findet man sie gleichsam mit einer Säule von Eicheln angefüllt.

Mit Schnabelhieben bohrt der Vogel zunächst am unteren Teile des Schaftes ein kleines rundes Loch durch das Holz. Dieses Loch benützt er dann, um Eicheln hineinzustopfen, bis er damit den Teil der Röhre gefüllt hat, der unterhalb des Loches liegt. Hierauf bohrt er ein zweites Loch an einem höher gelegenen Punkte des Schaftes, durch welches er dann den inneren Raum der Mittelröhre zwischen den beiden Öffnungen anfüllt. Gleich darauf bringt er ein drittes Loch noch höher oben an, und so fährt er fort, bis er so hoch hinaufgestiegen ist, daß er den Punkt des Schaftes erreicht, wo die Röhre so eng wird, daß sie keine Eicheln mehr durchläßt.

Er muß sehr fleißig sein, um eine solche Vorratskammer anzulegen. Um so leichter wird es ihm aber nachher, sie zu benützen, er braucht nur seinen spitzigen Schnabel in eine jener schon fertigen Öffnungen zu stecken, um eine Mahlzeit daraus zu entnehmen.

Durch ein so kunstvolles Verfahren schützen sich diese Spechte gegen die Schrecken des Hungers während eines sechsmonatigen Winters, während dessen ein stets heiterer Himmel alles ausdorrt. Die Trockenheit verursacht dann den Tod des Pflanzenlebens, wie bei uns die Kälte, und die allein ihr widerstehenden, überaus dürren, lederartigen Gewächse der Steppe ernähren keine von den Kerbtieren mehr, welche der Specht zu seinem Unterhalte bedarf. Ohne die geschilderte Hilfsquelle bliebe unseren Vögeln nur übrig, entweder fortzuziehen oder Hungers zu sterben. A. K. Sch.

Ein neuer Operationsanzug. — Das Bestreben der heutigen Chirurgen geht dahin, jede Verunreinigung der Operationsstelle durch Fäulniserreger oder irgendwelche den Heilungsverlauf störende Mikroorganismen peinlichst zu vermeiden. Vor einer jeden Operation säubert sich daher nicht nur der

Operateur die Hände ſorgfältig, ſondern alle nötigen Inſtrumente werden mit einer antiſeptiſchen Löſung abgerieben, und ebenſo wird der Körperteil, an dem operiert werden ſoll,

Dr. Doyen im neuen Operationsanzug.

behandelt. Um aber eine noch größere Sicherheit zu erreichen, hat jetzt der franzöſiſche Chirurg Doyen eine Neuerung eingeführt. Der Operateur und ſeine Aſſiſtenten tragen Bluſen

und Schürzen aus sterilisiertem Stoff. Die Hände werden mit sterilisiertem Glyzerin bestrichen und darüber Gummihandschuhe gezogen. Der Kopf wird mit sterilisierten Binden umwickelt, so daß nur die Augen freibleiben. Außerdem ziehen noch die Heilgehilfen, die die Instrumente bei der Operation zureichen, sterilisierte Handschuhe an. Th. S.

Jugendliebe. — Endlich hat John Burdon, ein angesehener Geschäftsmann in Cincinnati, seine Jugendliebe, Rose Gure, heimgeführt. Es war aber auch die höchste Zeit, denn Burdon hat kürzlich seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert, und seine Braut nähert sich dieser schicksalsschweren Jahreszahl mit raschen Schritten. Vor siebzig Jahren sahen sich die beiden zum ersten Male und verliebten sich ineinander. Allein Roses Eltern waren gegen die Heirat und schickten ihre Tochter nach England. Er aber zog gen Westen und wurde Goldgräber. Das Glück war ihm hold, und er wurde in Cincinnati als angesehener Bürger ansässig.

Vor kurzem gab er ein großartiges Fest, von dem auch in englischen Blättern viel die Rede war. Da erhielt er eines Tages einen Brief folgenden Inhalts: „Sind Sie jener John Burdon, der vor siebzig Jahren mein Bräutigam werden wollte, so bitte ich um Nachricht. Rose Gure."

Johns Antwort fiel bejahend aus, und zwei Monate später fand die Hochzeit statt.

Damit diese wahre Geschichte nicht allzu romantisch aufgefaßt wird, sei noch hinzugefügt, daß John Burdon in den vorhergehenden Jahren schon zweimal verheiratet gewesen ist. B. C.

Die sicherste Methode. — Der preußische General v. Blomberg ritt bei Inspektionen seiner Offiziere mit Vorliebe ein Steckenpferd, durch das er schon viele der Herren in arge Verlegenheit gestürzt hatte: er ließ sie Entfernungen abschätzen und dann angeben, wie sie zu ihrem Resultat gekommen seien. So traf es sich auch einmal, daß er mit einem ganzen Gefolge von Offizieren nicht weit von Stettin am Ufer der Oder stand.

„Was ist Ihre Ansicht über die Breite des Flusses an dieser Stelle?" erkundigte er sich zunächst beim Oberst.

Der Oberst versuchte sein Glück, indem er aufs Geratewohl 250 Meter mutmaßte; die ihm im Range Zunächststehenden rieten ein paar Meter mehr oder weniger als ihr Vorgesetzter, kurz, das ganze Offizierkorps hielt sich in der Umgebung der 250 Meter des Obersten.

Schließlich aber erklärte ein Leutnant stramm und sicher: „Der Fluß besitzt hier eine Breite von 203 Meter 40 Zentimeter, Exzellenz."

„Wie konnten Sie das so genau treffen, Herr Leutnant?" fragte der General, denn die Angabe stimmte auf ein Haar.

„Exzellenz, ich habe eben den Fährmann, der uns übergesetzt hat, auch befragt, wie Sie selbst," lautete die verblüffende Auskunft. C. D.

Das Johanniswürmchen als Feind. — Der Dreißigjährige Krieg hatte seine Schrecken wiederholt auch über die Anhaltischen Lande verbreitet. Namentlich hatte die Kriegsfurie im Bernburgischen Landesteile furchtbar gehaust. Bei den vielen Greueltaten, die während dieser schrecklichen Zeit überall verübt wurden, passierte auch ein lächerlicher Vorfall, den der anhaltische Chronist Samuel Lenz der Nachwelt aufbewahrt hat.

Die Bürger Bernburgs, so erzählt er, waren nämlich wegen der im Krumpholz — einer kleinen, unweit der Stadt belegenen Waldung — lagernden schwedischen Kriegsvölker, die erst kürzlich mit sächsischen Truppen in und um Bernburg einen harten Strauß ausgefochten hatten, noch immer in Furcht. In einer Mainacht glaubten nun die Wachen plötzlich brennende Lunten sich bewegen zu sehen. Der übliche Anruf erschallte zu wiederholten Malen, aber es erfolgte keine Antwort. Nun wurde Lärm geschlagen; in der Stadt wie auf dem Schlosse würden die Trommeln gerührt, man feuerte mit Musketen und Doppelhaken unaufhörlich auf den Ort, an welchem man die Bewegung wahrnahm; die Bürger gerieten in Angst und Schrecken und waren bemüht, sich und das, was ihnen noch an Habseligkeiten geblieben, in Sicherheit zu bringen. Aber die Nacht verging, und am nächsten Morgen ließ sich nichts Besonderes sehen. Der Tag verlief ruhig; aber mit einbrechender Dunkelheit ertönten wiederum die Alarmsignale, denn wieder waren die

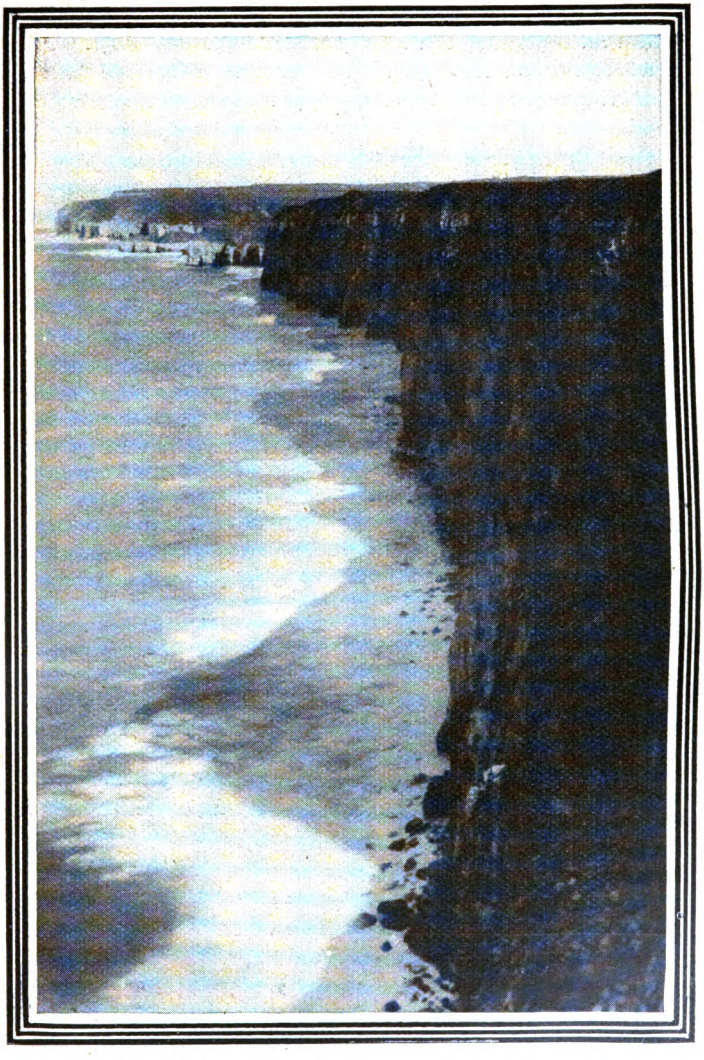
brennenden Lunten sichtbar. Jetzt endlich wagten einige Beherzte, sich dem Wald zu nähern, um sich genauer umzusehen. Und was ergab sich? Die vermeintlichen Lunten waren Johanniswürmer, welche die milde Frühlingsnacht mit ihrem leuchtenden Glanze erfüllten.

Die gute Stadt Bernburg war für diesmal mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Zu verwundern ist es freilich nicht, meint unser Chronist, daß bei den nie endenden Drangsalen und Plackereien jener traurigen Zeit die Gemüter dergestalt von Angst und Furcht erfüllt wurden, daß man stets Gefahren, Brand, Mord und Überfall witterte und harmlose Johanniskäfer für Feinde mit brennenden Lunten ansah. Th.

Ein gefährlicher Sport. — Im Gegensatz zur englischen Süd- und Westküste, wo steile Felsen aus härtestem Gestein dicht bis ans Meer herantreten, herrscht an der Ostküste das Flachland vor. Nur an einigen wenigen Punkten trifft man auch hier auf Steilküsten. Sie bestehen aus Kreidefelsen, so daß sie den Niederschlägen und dem Anprall der Wellen nur wenig Widerstand leisten, leicht zerstört werden und unter diesen Umständen um so schroffer zum Meer abfallen.

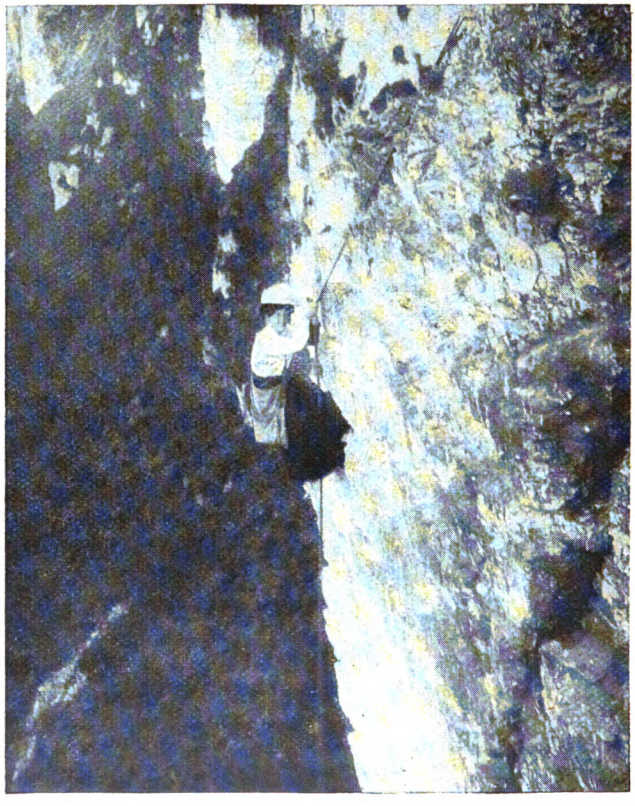
Eine solche Steilküste wird von dem Vorgebirge Flamborough Head in der im Nordosten gelegenen Grafschaft York gebildet. Es ist der letzte Ausläufer der York Wolds, eines Hügelzuges, der sich von der Penninischen Kette, dem Rückgrat Nordenglands, abzweigt und die breite Ebene von York in nördlicher Richtung durchsetzt. Auf dem Vorgebirge ist ein 27 Meter hoher Leuchtturm errichtet, in dessen Nähe das Fischerdorf Flamborough liegt. Der Steilabhang erreicht beim Leuchtturm eine Höhe von 86 Meter, steigt aber nach der Ortschaft Speeton zu noch um weitere 40 Meter an. Unsere erste Abbildung zeigt die Küste zwischen Flamborough und Speeton.

Diese senkrecht abfallenden Kreideklippen hat sich neuerdings eine junge Engländerin als Übungsplatz für ihre kühnen Kletterkünste auserkoren. Zwar läßt sich die Dame, wie es bei den Hochtouren in den Alpen üblich ist, anseilen und benützt auch Steigeisen, aber immerhin gehört zu diesen Kletterpar-



Steilküste zwischen Flamborough und Speeton.

tien ein hohes Maß von Unerschrockenheit und körperlicher Gewandtheit. Als ein besonders wunderſames Gefühl bezeichnet es die mutige Klippenſteigerin, zwiſchen Waſſer und Himmel an



Zwiſchen Waſſer und Himmel.

die Felswand angeklammert Raſt zu machen und dabei den Blick über das endloſe Meer und in den unbegrenzten Himmelsraum ſchweifen zu laſſen. Th. S.

Entlohnung und Haftpflicht der Ärzte vor viertausend Jahren. — Gelegentlich der Ausgrabungen, die in Susa in Kleinasien gemacht wurden, ist auch eine Stele des babylonischen Königs Hammurabi, der um 2250 vor Christo herrschte, zu Tage gefördert worden. Auf dieser Stele sind die Gesetze mit dem Meißel eingeschrieben, die der genannte König nach Niederwerfung der äußeren und inneren Feinde seines Reiches eingeführt hatte.

Über die Entlohnung und die Verantwortlichkeit der Ärzte galten zum Beispiel folgende Bestimmungen. Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn heilt, oder wenn er jemand eine G schwulst am Auge mit dem Operationsmesser öffnet, und das Auge erhalten bleibt, so soll er zehn Sekel Silber erhalten. Wenn der Kranke nur ein Freigelassener war, so erhält er fünf Sekel. Für die gleiche Heilung eines Sklaven hat der Eigentümer dem Arzte zwei Sekel Silber zu zahlen. Wenn der Arzt den zerbrochenen Knochen oder kranke Fleischteile eines Menschen heilt, so soll der Kranke dem Arzte fünf Sekel Silber geben. Ein Freigelassener schuldet in diesem Falle drei Sekel und der Eigentümer eines derart behandelten Sklaven zwei Sekel Silber.

Was ein Sekel Silber damals wert war, wissen wir nicht genau, aber die Höhe der dem Arzte zuerkannten Honorare läßt sich aus den in dem gleichen Gesetze enthaltenen Entlohnungen für andere Dienste erkennen. So erhielt ein Schiffbauer, der für jemand einen Kahn baute, zwei Sekel Silber, und wer einen Kahn mietete, mußte dafür eine tägliche Miete von einem Sechstel Sekel Silber zahlen. Daraus erkennt man, daß die Ärzte sehr gut bezahlt wurden.

Dafür standen sie aber auch unter einem sehr strengen Haftpflichtgesetze, das da lautete: Wenn ein Arzt jemand eine schwere Wunde mit dem Operationsmesser macht und ihn tö et oder ihm bei einer Operation das Auge zerstört, so soll man ihm die Hände abhauen. Wenn ein Arzt dem Sklaven eines Freigelassenen mit dem Operationsmesser eine schwere Wunde macht und ihn tötet, soll er einen Sklaven für den Sklaven ersetzen.

Auch die Tierärzte finden in diesem Gesetze ihre Rechnung. Wenn der Arzt der Rinder oder Esel einem Rinde oder Esel eine schwere Wunde macht und das Tier heilt, so soll der Eigentümer dem Arzte ein Sechstel Sekel Silber als Lohn zahlen. Die operative Heilung eines Menschen wurde somit sechzigmal höher als die eines Tieres entlohnt. Die Haftpflicht bestand auch für den Tierarzt. Wenn er dem Rinde oder Esel eine schwere Wunde macht und es tötet, so soll er ein Viertel seines Preises dem Eigentümer geben. A. E.

Urahn und Urenkel. — Der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, der siebzehn Söhne und sieben Töchter hatte, war so glücklich, vier Generationen um sich erblühen zu sehen. Eines Tages hatte er in seinem Schlosse seinen Kanzler und mehrere Räte zur Verhandlung wichtiger Gegenstände versammelt, als sich nach und nach auch der Kurprinz Joachim Friedrich und dessen Sohn Johann Sigismund mit seinen Kindern einfanden. Da die Stunde zur Tafel nahte und die kleinen Prinzen, namentlich der nachmalige Kurfürst Georg Wilhelm, der auf einem Steckenpferd singend um den Tisch herumritt, einen solchen Lärm machten, daß man die Räte nicht mehr zu verstehen vermochte, erhob sich lächelnd der Kurfürst und sagte zum Kurprinzen: „Mein lieber Sohn Joachim Friedrich, sage doch deinem Sohn Johann Georg, ich ließe seinem Sohn Georg Wilhelm sagen, er möchte gefälligst das Maul halten!“ C. T.

Die Einführung der Lokomotivpfeife. — Die ersten Züge, die im Jahre 1833 in England auf der Strecke Leicester—Swannington verkehrten, besaßen noch kein durch den durchströmenden Dampf tönendes Warnungsinstrument. Vielmehr war der Zugführer nur mit einem Horn ausgestattet, das er am Hals trug und in nötigen Fällen blies. Da ereignete es sich eines Tages, daß von einem Zug ein Karren, der mit fünfzig Pfund Butter und achtzig Dutzend Eiern zum Markt nach Leicester fahren wollte und dabei den Bahnkörper kreuzen mußte, überfahren und mit seiner Ladung völlig zertrümmert wurde. Dieser erste Unglücksfall auf der Eisenbahn erregte allgemeines Aufsehen, und man verlangte energisch Vorkeh-

rungen zur Verhütung ähnlicher Vorkommnisse, denn der Kutscher des Karrens behauptete, das mit dem Horn gegebene Warnungssignal nicht gehört zu haben. Infolgedessen trat das Direktorium der Eisenbahn zusammen und beriet über Abhilfemaßregeln. Der Direktor der Bahn stellte nun dabei an George Stephenson — bekanntlich der Erfinder der Lokomotive — die Anfrage, ob es nicht möglich wäre, an der Maschine ein hornartiges Instrument anzubringen, das durch den Dampf in Tätigkeit gesetzt werden könnte. Stephenson erklärte sich zu Versuchen bereit. Nach seinen Vorschlägen fertigte nun ein Fabrikant von Musikinstrumenten eine Trompete an, die an der Maschine angebracht wurde. Die erste Probe fiel so günstig aus, daß das Direktorium sogleich die Einführung an allen Maschinen beschloß. Zugleich erließ die englische Regierung eine Verordnung, die die Verwendung aller Maschinen, die nicht mit einer Dampftrompete ausgerüstet waren, streng verbot. Drei Jahre hindurch wurden diese Dampftrompeten gebraucht. Dann aber fand man, daß ihre Töne noch nicht durchdringend genug waren, und ersetzte sie durch Dampfpfeifen. Daher waren auch schon die Maschinen, die die ersten Probefahrten auf der Strecke Leipzig—Dresden unternahmen, mit Dampfpfeifen versehen, deren schrille Töne anfänglich das Publikum in den heftigsten Schreck versetzten. Th. S.

Die Zollrevision. — Als Boieldieu, der bekannte Komponist der „Weißen Dame", Kapellmeister am kaiserlichen Theater in Petersburg war, wurde er allseitig gefeiert und war ein erklärter Günstling Kaiser Alexanders und dessen Gemahlin. Eines Tages erhielt Boieldieu aus Paris die Aufforderung, die Noten einer seiner in Petersburg mit so großem Beifall aufgenommenen neuen Opern nach Paris zur Aufführung einzusenden. Erfreut über dieses Anerbieten packte Boieldieu die umfangreiche Partitur, die Orchester- und Gesangsstimmen in drei umfangreiche Kisten. Alles wurde für den damals noch sehr schwierigen weiten Transport auf das sorgfältigste eingepackt, und Boieldieu versah die Kisten selbst mit Bezeichnungen, die er aus den italienischen Namen der Tonleiter erwählte. Die Töne h, e, g heißen im Italienischen si, mi, sol, und so

wurde die eine Kiste mit dem Worte „si", die andere mit „mi" und die dritte mit „sol" signiert. In Petersburg wurden die Kisten unter Boieldieus Aufsicht zum Transport aufgegeben und begannen nun ihre Reise nach Frankreich.

An der russischen Grenzstation entdeckte das scharfe Auge des Steueraufsehers die drei Kisten mit den geheimnisvollen Worten: „si", „mi", „sol". Was mag das zu bedeuten haben? fragte sich der Beamte. Die Kisten hatten ein ziemliches Gewicht, und der Absender war ein Ausländer, hier war sicherlich die größte Vorsicht geboten. Sofort wurde der Steuerrat als oberster Beamter der Grenzstation von der Sachlage in Kenntnis gesetzt.

Als der Herr Rat erschien, ging man aufs neue an die Deutung der rätselhaften Worte, die irgend eine Geheimschrift für den Empfänger bilden mußten, und endlich hatte ein kluger Kopf des Rätsels Lösung gefunden. Die Bezeichnungen si, mi, sol waren Abkürzungen französischer Worte und wie folgt zu deuten: si bedeutete six (sechs), mi war die Abkürzung für mille (tausend), und sol war die Abkürzung für soldats (Soldaten). Die Lösung lautete also: six mille soldats — sechstausend Soldaten!

Hier mußte Unheil verhütet werden, und der Herr Steuerrat schrieb an seine vorgesetzte Behörde nach Petersburg einen umfangreichen Bericht, worin erklärt wurde, daß der Kapellmeister Boieldieu der Spionage dringend verdächtig sei, und daß also die Kisten bis auf weiteres nicht befördert würden.

Als Boieldieu hiervon Mitteilung erhielt, begab er sich sofort zum Kaiser Alexander und schilderte ihm, wie man seine Worte mißverstanden hatte.

Lachend sagte ihm der Kaiser: „Lassen Sie mich die Sache ordnen, lieber Boieldieu. Ihre ‚Soldaten' sollen ruhig nach Frankreich marschieren, sie mögen dort ebenso siegreich für Ihren Ruhm kämpfen, wie es hier geschehen ist!" A. M.

Eine sonderbare Zeitung wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von einer Dame herausgegeben. Juliane v. Rüdener, wie die sonderbare Schwärmerin hieß, ließ das Blatt auf ihre Rechnung drucken und am Kopf desselben die

Bemerkung anbringen: „Die Bettler erhalten diese Zeitung umsonst, mögen sie gegen Speise und Trank den Reichen mitteilen und für diese beten.“ Die seltsame Zeitung war also nur auf indirektem Wege gegen Eintausch von Lebensmitteln erhältlich. Ob sich viele Leser aus der besitzenden Klasse dafür gefunden haben, erscheint einigermaßen fraglich. Die Herausgeberin setzte jeder Nummer einen Spruch aus der Bibel voran; so trägt eine Nummer vom 5. Mai 1817, die der Nachwelt erhalten geblieben ist, am Kopf die Stelle Jesaias Kapitel 61, Vers 1—2, womit Juliane v. Rüdener ihre Mission als Herausgeberin erklärt. Auch der Leitartikel dieser Nummer stammt aus der Feder der Herausgeberin. Sie vertröstet darin die Bettler auf das Himmelreich und droht den hartherzigen Reichen mit dem göttlichen Strafgericht. O. L.

Cholera und Pest. — Obgleich die Choleraepidemien in Europa gegen früher erheblich eingeschränkt worden sind — noch im vorigen Jahrhundert wurden die europäischen Länder 1823, 1829 bis 1837, 1847 bis 1857, 1865 bis 1873 von der Cholera heimgesucht — zeigt doch das neuerliche Ausbrechen der unheimlichen Krankheit in Rußland, daß sie auch jetzt noch bei ungeordneten hygienischen Zuständen ihre alte verheerende Kraft zu entfalten vermag. Die Fortschritte, die gegenwärtig in der Einengung und Bekämpfung der Seuche zu verzeichnen sind, verdanken wir Robert Koch.

Im Jahre 1883 war es, als eine deutsche Kommission zur Untersuchung der Entstehungsursache der Cholera unter der Leitung von Robert Koch, dem genialen Entdecker der Milzbrand- und Tuberkelbazillen, nach Ägypten und Indien gesandt wurde und nun hier dem berühmten Forscher der Nachweis gelang, daß der Erreger der Cholera in einem mikroskopischen Spaltpilz, dem Kommabazillus, wie er nach seiner Form genannt wird, zu suchen sei. Er konnte zugleich dartun, daß der hauptsächlichste Verbreiter der Kommabazillen das Trinkwasser sei, in das sie aus dem Erbrochenen oder dem Stuhl der Kranken hineingelangen. Das Deutsche Reich belohnte damals Koch durch eine Ehrengabe von 100,000 Mark.

Die späteren Untersuchungen klärten dann die Natur und

die Weiterverbreitung der Kommabazillen noch näher auf. Der Kommabazillus vermehrt ſich durch Teilung, indem ſich ein Bazillus in der Mitte abſchnürt, und darauf die beiden Hälften in getrennte Bazillen zerfallen. Austrocknung vernichtet die Bazillen. Dagegen vermögen ſie ſich außerhalb des Körpers in feuchtem Zuſtande längere Zeit zu erhalten, in feuchter Erde beiſpielsweiſe beinahe vier Wochen. Da die Feuchtigkeit ihre Lebensdauer verlängert, ſo können ſie

Der Kommabazillus bei 1750facher Vergrößerung.

außer durch Waſſer und Milch auch durch Gemüſe, Obſt und ähnliche Nahrungsmittel übertragen werden. Gelangen ſie mit dem Speiſebrei in den Darm, ſo vermehren ſie ſich hier ungeheuer raſch und rufen dann durch ihre giftigen Stoffwechſelprodukte die bekannten Krankheitserſcheinungen — unſtillbares Erbrechen und heftige Diarrhöen — hervor.

Ein nicht weniger gefährlicher Krankheitserreger als der Kommabazillus iſt der Peſtbazillus. Er wurde im Jahre 1894 von Kitaſato und Yerſin entdeckt und iſt der Form nach ein Kurzſtäbchen mit abgerundeten Ecken. Auch er vermehrt ſich

durch Teilung. Gegen Austrocknung ist er noch viel empfindlicher wie der Kommabazillus, denn er bleibt in ausgetrocknetem Zustand höchstens acht Tage ansteckungsfähig. Sonnenlicht tötet ihn in einigen Stunden, ein Desinfektionsmittel wie Karbolsäure und Sublimat in wenigen Minuten. Dagegen ist er feucht bedeutend widerstandsfähiger. Er dauert daher in schmutzigen Winkeln der Häuser und Hütten aus und kann auch durch feuchte Wäsche, Kleider und Betten von

Der Pestbazillus bei 1750facher Vergrößerung.

Pestkranken verschleppt und übertragen werden. Zwischenträger von Haus zu Haus sind ferner Ratten, und von Person zu Person Flöhe, Wanzen und Fliegen. Er dringt am häufigsten durch die Haut, und zwar durch kleine, kaum wahrnehmbare Wunden, in den Körper des Menschen ein und siedelt sich dann später in den Lymphdrüsen an, so daß sie anschwellen und sich karbunkelartig entzünden. Diese entzündeten Lymphdrüsen, die Pestbeulen, vereitern nachher.

Einen guten Schutz von allerdings nur kürzerer Dauer verleiht die Haffkinesche Schutzimpfung. Es wird dabei ein

schwacher Auszug von abgetöteten Pestbazillenkulturen unter die Haut gespritzt. Die Stichstelle schmerzt und schwillt einige Tage an. Nach etwa einer Woche wird die Impfung mit einer stärkeren Gabe wiederholt. Th. S.

Vom Amazonenstrom in Brasilien wird selten berichtet, und doch sind seine Hochfluten von enormer Bedeutung und von verheerendem Charakter, wenn sie auch nicht jedes Jahr die Größe von Katastrophen erreichen. Die schlimmste dieser Überschwemmungen, welche bis jetzt zu verzeichnen war, solange überhaupt weiße Plantagenbesitzer und Viehzüchter an diesem mächtigen Strome hausen, war die des Jahres 1859, als fast alles Hornvieh auf den Ländereien am Strome entlang ert ank. Von diesem Schlage hat sich der Viehweidebetrieb bis zum heutigen Tage nicht völlig erholt, zumal im Jahre 1898 sich das Unheil wiederholte und auch im Juni 1904 wiederum großer Schaden angerichtet wurde.

Nicht weit hinter dem unteren Amazonenstrom liegen nämlich eine Menge Niederungen, welche einen großen Teil des örtlichen Wasserabflusses aufnehmen, bis sie ihren Ausfluß an den Strom abgeben. Gerade als die ungeheure Hochflut des Jahres 1859 vom oberen Amazonenstrom kam, hatten diese Abflüsse einen sehr niedrigen Wasserstand; infolgedessen ergossen sich die um etwa sechzig Fuß gestiegenen Wassermassen des Flusses mit riesiger Gewalt in sie herein und rissen alles weg — Herden und Hirten.

Im Jahre 1907 bot sich ein anderes Bild. Die großen Regenfälle des letzten Winters hatten den Wasserstand dieser Seen schon gewaltig gesteigert, so daß diese bereits ein weites Gebiet überschwemmten, als die weiteren Fluten andrangen. Diese fanden daher das Gebiet schon größtenteils gefüllt und hatten keine Gelegenheit, mit plötzlicher Gewalt hereinzuschießen. So brachten die schon auf das Äußerste gefaßten Hirten immerhin den größten Teil des Viehs in Sicherheit, wenn auch vielfach schwimmend. Doch ein grauenhaftes Bild der Verwüstung entrollte sich, als die Wasser fielen, und die Plantagenbesitzer und Viehzüchter in Booten über ihre Grasländereien und unter den oberen Ästen ihrer Kakaobäume

dahinfuhren. Die Kakaopflanzungen in dieser Region zeigten sich vollständig ruiniert, und die Pflanzer überkam fast Verzweiflung, noch mehr als die Viehhirten. Die letzteren wollen nun an vielen Stellen, weit außerhalb des Bereiches der höchsten Fluten, Lichtungen im Walde schaffen und in künftigen Fällen auf telegraphische Benachrichtigung vom oberen Strom aus sofort ihr Vieh nach diesen Lichtungen bringen.

Gerade beim Zurückweichen verursachen die Fluten noch den meisten Schaden an den Plantagen. Begierig sich mit dem Mutterstrom wieder zu vereinigen, reißt die wirbelnde Flut große Massen Erdreich, Baumäste, ja ganze Pflanzenanlagen oft jählings hinweg, und nachher sieht man weit draußen auf dem Ozean große Würfel Landes treiben, die wie schwimmende grüne Eilande aussehen. O. v. B.

Ein Märtyrer der Fuchsjagd. — Einer der berühmtesten Parforcereiter Englands war Mr. George Talkington. Der Tod hat ihn knapp vor Eröffnung der Jagdzeit im Jahre 1881 in die jenseitigen Jagdgefilde abberufen. Dieser alte Herr Talkington saß bis zu seinem dreiundachtzigsten Jahre fest im Sattel. Nicht sobald dürfte ein Mensch zu Grabe getragen worden sein, dessen Körper so arg geflickt war wie der des Herrn Talkington. Die nachfolgende Liste der Unfälle, welche ihm während seiner Reiterlaufbahn widerfuhren, wird einen Begriff davon geben. Sie sind in zeitlicher Reihenfolge angeführt. Rechte Schulter gebrochen; Schädelbruch, der eine Trepanation notwendig machte; linker Arm zweimal gebrochen; drei Rippen auf der linken Seite gebrochen; Stirnwunde; ein Eßbesteck und ein Federmesser bei einem Sturz in den Schenkel eingetrieben; drei Rippen auf der rechten Seite gebrochen; die rechte Schulter, Ellenbogen und Handgelenk verrenkt; rechten Fuß verrenkt und Hüftbein gebrochen; Bruch von sieben Rippen; von einem Pferde ins Gesicht geschlagen und das linke Auge verloren; Verletzung des Rückens; zwei Rippen und das Brustbein gebrochen; von einem Pferde bei einem Sturze auf den linken Schenkel geschlagen; fünf tiefe Fleischwunden; die rechte Kniescheibe abgebrochen, die Sehne unter dem Knie durchrissen. Dies ist das Verzeichnis der

Hauptunfälle bis zu seinem sechzigsten Lebensjahre. Im sechsundsiebzigsten Jahre wurde beim Übersetzen einer Hecke dem alten Herrn die linke Wade aufgerissen, und dies hatte eine sehr langwierige Krankheit im Gefolge. Im achtzigsten Lebensjahre mußte ihm eine Zehe amputiert werden. E. T.

Afrikanische Küche. — Der Rüssel und die Füße des Elefanten gelten, wie ein Jäger berichtet, der vor mehreren Jahren im Inneren Afrikas auf Löwen, Elefanten und so weiter Jagd gemacht hat, als ganz besondere Leckerbissen. Man schneidet die vier Füße an den Knöcheln ab, der Rüssel wird in mehrere Stücke von passender Länge geteilt. Alle diese Teile bereitet man auf der Stelle zu und zwar auf folgende Weise: Für jeden Fuß und für jedes Stück vom Rüssel gräbt man ein Loch in den Boden, drei Fuß tief und zwei Fuß breit. Den Umkreis dieses Loches erhöht man wallartig mit der ausgeworfenen Erde, und darauf türmt man einen acht bis neun Fuß hohen Haufen trockenen Holzes. Ist dieses vom Feuer völlig verzehrt und hat es die ganze Grube gehörig durchhitzt, so nimmt man mit einer Art von umgebogener Schaufel so viel von der Asche hinweg, daß deren Oberfläche nur ein wenig unter der Wallerhöhung stehen bleibt. Zwei kräftige Männer nehmen nun einen Fuß oder ein Stück vom Rüssel auf ihre Schultern, legen dies in die Grube, bedecken es mit Asche und zünden darüber wieder ein sehr lebhaftes Feuer an. Das von allen Seiten mit glühender Asche umgebene Fleisch bratet sehr gleichförmig. Hält man es für hinreichend gar, so beseitigt man die Asche von neuem, hebt das Fleisch mittels spitzer Stäbe aus, klopft es tüchtig und bohrt ein Loch hindurch, um es leichter aufhängen und fortbringen zu können. Auf solche Weise bereitet, liefert das Elefantenfleisch eine treffliche Speise, die viele Ähnlichkeit mit dem Geschmack und der Zartheit einer Ochsenzunge hat. A. Sch.

Eine gefährliche Ordonnanz. — Beim Übergang nach Alsen, der am 29. Juni 1864 stattfand, sandte der kommandierende General v. Manstein einen Ulanen, der sich durch ein feindliches Dragonerpferd beritten gemacht hatte, an das Ufer der Augustenburger Föhrde, damit festgestellt werden konnte, ob noch feind-

liche Schiffe darin lägen. Nach kaum einer halben Stunde kam die Ordonnanz zurück und meldete: „Ich melde mir von Patrouille zurück. In der Föhrde lag ein Kanonenboot. Als es mir sah, erschrak es und dampfte ab!“

Selten soll der sonst so ernste General so herzlich gelacht haben wie bei dieser originellen Meldung. Sch.—E.

Ein Riesenbegräbnis auf Formosa. — In Taiwan, der Hauptstadt des südlichen Formosa, ist kürzlich ein Leichenbegängnis gefeiert worden, wie es selbst in diesem Lande der großen, lärmenden Begräbnisse nicht oft vorgekommen sein dürfte. Es handelte sich um einen reichen alten Chinesen aus Amoy, der von da nach Formosa ausgewandert war. Während der Krankheit, der er schließlich erlag, hatte er drei europäische Ärzte aus Amoy kommen lassen, die für eine einzige Untersuchung ein Honorar von zweitausend Pfund Sterling erhielten. Aber aller Reichtum vermochte den Tod nicht fernzuhalten.

Der Verstorbene muß wohl sehr stark im Zweifel gewesen sein, welcher Glaube der zuverlässigste sei, oder er war ein arger Sünder, der eine große Zahl von Fürsprechern brauchte, denn nicht weniger als sechsunddreißig Priester aller Konfessionen nahmen an den Begräbnisfeierlichkeiten teil. Die Begräbniszeremonien dauerten sieben Tage und kosteten nicht weniger als sechshunderttausend Mark. Am feierlichen Umzuge der Leiche durch die Stadt nahmen über zehntausend Laternenträger teil. Die Musik, die den ganzen Zug begleitete, bestand aus vierzig Abteilungen, von denen jede einzelne einen Europäer hätte rasend machen können. Wodurch sich der Umzug vor allem auszeichnete, war die Umfahrt von lebenden Bildern, welche Gestalten der Sage und alte Geschichten darstellten. Besonderes Aufsehen machten unter ihnen die Darstellungen der vierundzwanzig Beispiele kindlicher Liebe und Pflichterfüllung gegen die Eltern, die jedem Chinesen in der Kindheit unauslöschlich eingeprägt werden. So sah man den schwächlichen Sohn, der von seinem harten Vater zu schwerer Feldarbeit gezwungen wird, die er auch ohne Murren leistet, und der dafür die Tochter des Kaisers zur Gattin erhält und selbst Kaiser wird. Ferner den Knaben, der in einer Winternacht durch seine

Körperwärme das hartgefrorene Eis auftaut, um seinem Vater ein Gericht Fische zu fangen. Den Knaben ferner, der nackt vor dem Bette seiner Eltern schläft, damit sich die Moskitos an ihm sättigen und die Eltern ruhig schlafen lassen.

Zu beiden Seiten aller Straßen, durch die der Leichenzug seinen Weg nahm, hatten sofort Händler Hunderte von Tischen und Buden aufgestellt, auf und in denen sie Lebensmittel, Votivbilder und andere heilkräftige Dinge feilboten. Alle diese Waren wurden von den Erben aufgekauft, bar bezahlt, und alle Zuschauer aufgefordert, sich an ihnen gütlich zu tun. O. v. B.

Der Realismus auf der Bühne, ist keineswegs ein Produkt neuzeitlicher Bestrebungen, er ist vielmehr schon im alten Rom zu finden, wie Tertullian berichtet. So erlitt einst in einem Drama „Herkules" der Darsteller des Helden tatsächlich den Flammentod, denn er wurde vor den Augen des Publikums lebendig verbrannt. Der Unglückliche war ein zum Tode verurteilter Verbrecher, den man gezwungen hatte, die furchtbare Rolle zu spielen. In einem anderen Schauspiel „Dädalus" wurde der Held zum Schluß dem Minotaurus ausgeliefert, einem wütenden Stier, der sein Opfer auf offener Bühne bis zur Unkenntlichkeit zerfleischte. O. L.

Zarte Aufmunterung. — Einer unserer bekanntesten Musikdirigenten, der durch seinen Sarkasmus berühmt war, liebte es, daß bei der öffentlichen Aufführung eines Gesangswerkes die Damen, meistens junge Mädchen aus den besten Gesellschaftskreisen, sich vor Beginn ihres Chorgesanges während der Orchestereinleitung rechtzeitig von ihren Plätzen erhoben. Gewöhnlich geschah dies erst wenige Takte vor Beginn des Chorgesanges, und dies wurde vom Dirigenten störend empfunden.

Als sich die jungen Damen in der Generalprobe eines Chorwerkes einmal wieder nicht rechtzeitig von ihren Plätzen erheben wollten, klopfte er ab und sagte: „Aufstehen, meine Damen, aufstehen! Das Sitzenbleiben kommt später noch von selbst." A. M.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Die größte Auswahl

Seidenstoff-Neuheiten

für Roben, Blusen etc. bieten
die neuen Musterkollektionen der

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Ware portofrei verzollt ins Haus. Muster umgehend.

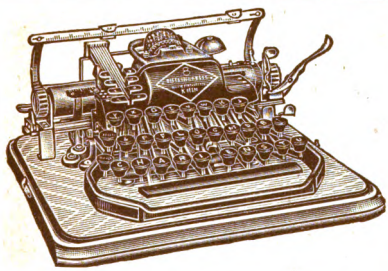
Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Blickensderfer Nr. 8.



Neues, besonders stark gebautes Strapaziermodell mit Rücklauftaste, neuem Tasten-Tabulator und den vielen andern, dem System Blickensderfer eigenen Vorzügen. Preis mit 2 Schriftarten u. elegantem Verschlußkasten M. 275.— Modell Nr. 5 M. 200.—, Nr. 7 M. 250. Orientalisches Modell (sowohl vorwärts wie rückwärts schreibend) mit hebräischen und lateinischen Typen M. 325.— Katalog franko.

Groyen & Richtmann, Köln.
Königlich Rumänische Hoflieferanten.

Filiale: **Berlin**
Leipziger-Straße 112, Ecke Mauerstraße.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der ehrbare Kaufmann
und sein Ansehen.

Von Oswald Bauer.

196 Seiten 8°.

Broschiert 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Dem deutschen Kaufmannsstande das Ansehen unter den übrigen Gesellschaftskreisen zu verschaffen helfen, auf das er heute mehr denn je berechtigten Anspruch hat, ist der Zweck des vorstehenden Werkes, das jeder Kaufmann als ein für seinen Stand wertvolles Buch freudig willkommen heißen wird.

Inhaltsverzeichnis:

Einleitung. — Die Vorbildung, Fachbildung und Fortbildung des Kaufmanns. — Der Kaufmann in der Gesellschaft. — Gesteigerte Ansprüche an den modernen Kaufmann. — Der deutsche Geschäftsreisende. — Über den Wert guter Umgangsformen beim Kaufmann. — Hebung des kaufmännischen Standesbewußtseins. — Über die Arbeit und Lebensführung des Kaufmanns. — Die einlaufende Tageskorrespondenz. — Über kaufmännisches Strebertum und Kastengeist. — Der kaufmännische Briefstil. — Gute kaufmännische Grundsätze und Charakterbildung. — Geschäftsschulden und ihre Begleichung. — Geschäftsdifferenzen und Schikanen. — Der Kaufmann in der Öffentlichkeit und die seinem öffentlichen Wirken entgegenstehenden Schwierigkeiten. — Über die zunehmende Nervosität im Geschäftsleben und die Notwendigkeit guter Arbeitseinteilung und Arbeitsteilung. — Überproduktion und die Erkenntnis gemeinsamer Interessen. — Einiges über Zeitmangel. — Schlußbetrachtung über deutsche und ausländische Verhältnisse.

Stimmen der Presse:

Das Buch ist für den deutschen Kaufmannsstand geradezu eine befreiende Tat zu nennen, indem es diesen viel verkannten und unterschätzten Stand in das rechte Licht rückt. Es wird hier einmal gesagt, was der Kaufmann — wohlverstanden der rechte, der ehrbare Kaufmann — in kultureller und wirtschaftlicher Beziehung leistet und bedeutet. Seit Gustav Freytags „Soll und Haben" ist nichts geschrieben worden, was das Wesen und Sein des deutschen Kaufmanns so wahr darstellt und so fein abgestimmt beleuchtet, wie Bauers „Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen". Kein Kaufmann, der etwas auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen. (Beiblatt zum Kladderadatsch.)

Das Buch ist in einer so fesselnden, geradezu überzeugenden Weise geschrieben, daß dessen Lektüre für jeden Kaufmann von größtem Interesse und unschätzbarem Wert erscheinen muß und nicht warm genug empfohlen werden kann. (Mitteilung des Bundes der Kaufleute.)

■■ Zu haben in allen Buchhandlungen. ■■

Paschens orthopädische Heilanstalt
* Dessau i. Anhalt. *

Vor der Behandlung.

Rückgrat-verkrümmungen,

Kinderlähmungen, Fußverkrümmungen, Klumpfüße etc. werden mit bestem Erfolg unter Anwendung für den einzelnen Fall besonders konstruierter Apparate behandelt **ohne Operation, ohne Gipsverband, ohne andauernde Bettruhe.** Zander- und Röntgen-Institut. Schwedische Massage. Licht- und andere Bäder. Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens. Sommer- und Winterkuren.

Nach der Behandlung.

Prospekte kostenlos. Wir verweisen auf die Broschüre **„Der Schiefwuchs der Kinder"**, welche zum Preise von M. 1.50 von uns zu beziehen ist.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustriertes Lehrbuch des Skatspiels.

Mit allen älteren und neueren Spielarten.

Von **K. Buhle.**

Dritte verbesserte Auflage.

Elegant gebunden Preis 3 Mark.

Das illustrierte Lehrbuch des Skatspiels von **K. Buhle** ist das hervorragendste und gründlichste Lehrbuch auf dem Gebiete des Skatspiels, als welches es nicht nur dem Anfänger, sondern auch dem geübteren Spieler dient, von dem es gern als Hand- und Nachschlagebuch in allen das Skatspiel betreffenden streitigen und zweifelhaften Fragen zu Rate gezogen wird. Die vielfach verbesserte dritte Auflage ist wiederum in zwei Ausgaben, und zwar in einer solchen mit deutschen und in einer mit französischen Kartenbildern, erschienen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 924 Q

WILSON
ANNEX